Bibliothek ausländischer Klassiker. 86.

Ludwig Holberg's
ausgewählte Komödien.

Aus dem Dänischen übertragen

von

Robert Prutz.

Vierter Theil.

15 Bogen — 11 Sgr.

Hildburghausen.
Verlag des Bibliographischen Instituts.
1868.

Bibliothek
ausländischer Klassiker
in
deutscher Uebertragung.

Holberg's ausgewählte Komödien.
Vierter Theil.

Hildburghausen.
Verlag des Bibliographischen Instituts.
1868.

Ludwig Holberg's

ausgewählte Komödien.

Aus dem Dänischen übertragen

von

Robert Prutz.

Vierter Theil.

Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1868.

Hexerei

oder

Blinder Lärm.

Komödie in fünf Akten.

Personen:

Leander, Vorsteher einer Schauspielertruppe.
Heinrich, Schauspieler.
Zwei andere Schauspieler.
Apollonia, Schauspielerin.
Terentia, Leanders Verlobte.
Leanders Junge.
Ein fremder Herr.
Monsieur Glaubegern.
Ein altes Weib.
Monsieur Wahnschlucker.
Zwei Mädchen.
Hans Franzen.
Zwei Sänftenträger.
Ein Diener.
Ein Mann.
Ein Drehorgeljunge.
Ein Zweiter.
Anführer.
Lars.
Bewaffnete.
Zwei Mädchen.
Ein Hausknecht.
Ein Mädchen.
Ein Mann.
Ein Schusterjunge.
Eine Frau nebst Gesinde.
Der Mann der Frau.
Ein Wirth.
Christoph, } seine Knechte.
Peter, }
Drei von der Stadtwache.
Lucretia.
Jean de France.
Hermann von Bremen.
Von Quoten.
Ein Trommelschläger mit Volkshaufen.
Ein Gerichtsdiener.
Der Richter.
Der Schreiber.
Meister Hermann.
Eines Schauspielers Mutter.

Erster Akt.

Erste Scene.

Leander. Später sein **Junge.**

Leander. Mit dem Komödienspielen geht es jetzt doch auch gar zu schlecht, nicht zwanzig Thaler, das kann ich beschwören, sind diesen Monat auf mein Theil gekommen; auch bin ich noch in meinem ganzen Leben nicht in solcher Geldverlegenheit gewesen wie jetzt. Wird mir nun gar noch der Wechsel protestirt, so bin ich verloren. Doch werde ich ja wol hoffentlich mit der Tragödie, die übermorgen zur Aufführung kommen soll, so viel verdienen, daß ich mich noch wieder herausreißen kann. Es ist eine ziemlich starke Rolle, die ich in dieser Tragödie habe; dieser Polidorus, den ich spiele, hat mehr zu thun als drei andere Darsteller. Heute und morgen muß ich daher fleißig studiren; um nicht gestört zu werden, werde ich alle Besuche abweisen lassen. (Zieht ein Papier aus der Tasche, geht damit auf und nieder und lernt seine Rolle, indem er dabei leise vor sich hin murmelt.)

Ein Junge (tritt ein). Monsieur, ich bringe Euch schlechte Zeitung.

Leander (fährt mit lauter Stimme in seiner Rolle fort). „Ja, Elisa, Deine Falschheit soll nicht ungerochen bleiben! Ist das recht, Deinen treuen Philander zu verlassen, der Dich mit seinem Blute aus den Händen der furchtbaren Riesen gerettet, der Dir seine ganze Wohlfahrt zum Opfer gebracht, der die Liebe der Prinzessin Climene, ihre Seufzer und Thränen verschmäht hat,

und das alles um Deinetwillen?! Wo ist wol ein Unglück, das sich demjenigen des Polidorus vergleichen ließe? Wann ist je treue Liebe so übel belohnt worden, wie jetzt die seine? Ach, treulose Elisa, ich werde Dir nicht länger ein Dorn im Auge sein, mit eigener Hand werde ich mir das Leben nehmen und dies wird das Ende meines Jammers sein. Aber wenn ich todt bin, wird Dein Gewissen erwachen und Du wirst für Deine Untreue von allen Menschen gehaßt und verachtet werden!" (Zieht seinen Degen, als ob er sich erstechen will; der Junge hält es für Ernst, läuft hin und hält ihm die Hand zurück.) Was Henker, willst Du jetzt hier, Junge? Auch nicht einen Augenblick kann man Ruhe haben!

Der Junge. Was für ein Unglück bringt Euch zu dem verzweifelten Entschluß, Euch selbst das Leben zu nehmen?

Leander. Hol' Dich der Henker, Du Narr, ich übe mir ja blos die Tragödie ein, die übermorgen gespielt werden und in der ich den Polidorus geben soll.

Der Junge. Ha ha ha, ich hielt es wahrhaftig für Ernst.

Leander. Ja richtig, da kannst Du lange warten, bis sich heutzutage Einer aus Liebe das Leben nimmt. Glaube nur, in der ganzen Stadt sind nicht zwei Mannspersonen, die nicht lieber ein altes häßliches Weib mit zwanzigtausend Thalern nehmen, als ein schönes, junges, tugendhaftes Mädchen, das aber nichts mitkriegt als eine gute Erziehung. Giebt es aber überhaupt noch Leute, die verliebt sind, so ist es eine andere Art von Liebe, nicht mehr so ausdauernd auf einen Gegenstand gerichtet wie in alten Zeiten.

Der Junge. Ich habe doch hier auf der Straße bei einem Herrn gedient, da war mir doch mal recht bange, er würde sich vor Liebe das Leben nehmen, und ich glaube auch wirklich, er hätte es gethan, hätte ich ihn nicht daran verhindert; der zog seinen Degen geradeso wie Ihr.

Leander. Wer war das denn?

Der Junge. Ja wie er heißt, sag' ich nicht, es wäre ja eine Schande, wollte ich ihn verrathen; aber er wohnt da drüben an der Ecke.

Leander. Ha ha, das ist Jens Pfingstrose; den Kerl kennst Du noch nicht, wie ich merke. Dessen Zärtlichkeit ergießt sich wie ein Kanal durch alle Straßen der Stadt; vor jedem Frauenzimmer kniet er, den Degen auf die Brust gesetzt, jetzt an dieser Ecke, nun an jener Ecke, jetzt mitten in der Straße. Es giebt gar nicht so viele Mädchen in der Straße, als er Herzen hat ihnen zu opfern, noch so viele Seelen, als er Netze ausspannt. Er könnte denselben Wahlspruch führen wie Kaiser Karl der Fünfte: Plus ultra; vermuthlich will er eine fünfte Monarchie von lauter Frauenzimmern errichten. Du kennst, merke ich wol, den Lauf der Welt noch nicht, daß Du Dir einbildest, ich wollte mir aus Liebe das Leben nehmen. Aber was bringst Du? Ich habe heute keine Zeit zum Plaudern, ich soll morgen den Polidorus spielen und habe noch mehr als die halbe Rolle zu lernen.

Der Junge. Nun, Monsieur, wenn Ihr nicht Lust habt aus Liebe zu sterben, so kann ich Euch noch was anderes sagen, was gerade auch gut genug ist, um sich deshalb aufzuhängen. Hier ist ein protestirter Wechsel von fünfzig Thalern, und noch heute Abend, glaube ich, wird man Euch in Arrest bringen.

Leander. Alle Wetter, könnte ich mich nur noch diese Woche durchbringen, so hätte ich Aussicht, mit dieser und noch einer Tragödie so viel zu verdienen, daß ich wenigstens etwas davon abbezahlen könnte. Wenn Einer nach mir fragt, so mußt Du sagen, ich wäre verreist, und nun lauf', damit ich zum Studiren komme. (Der Junge geht. Leander geht auf und nieder und fängt wieder an zu murmeln.) Da steckt der Knoten, wenn mir nur die Scene gelingt, wo ich den Teufel beschwöre, das Andere ist alles nur ein Pappenstiel dagegen. Ich muß es noch mal versuchen. (Zieht einen Kreis mit seinem Stab auf der Erde.) Ich rufe und beschwöre Dich, Du Fürst der bösen Geister, Mephistopheles, zu hören meine Befehle und zu vollziehen was ich gebiete. — Schon sehe ich ihn, er kommt in seiner richtigen Gestalt, wie ich ihn schon vor zehn Monaten erblickte. — Nein, halt, Mephistopheles! nicht in diesen Kreis!! (Während dieser Beschwörung wird er eine Person gewahr, die andächtig dabeisteht und ihm zuhört, worauf er weggeht und sagt:)

Es ist doch aber auch um des Teufels zu werden, nicht einen Augenblick kann man Ruhe haben. (Ab.)

Zweite Scene.

Monsieur Glaubegern.

Glaubegern. Ach Himmel, ist es möglich, daß Christenmenschen in solche Gottlosigkeit verfallen und sich dem Teufel verschreiben?! Bisher habe ich es immer für Fabel gehalten, wenn es von Leuten heißt, die sich dem Teufel verschrieben; aber nun habe ich es ja mit meinen eigenen Ohren hören müssen. Ach, ich bin wahrhaftig so erschrocken, daß ich mich kaum auf den Beinen halten kann; nein, seht blos, wie meine Kniee zittern, ordentlich als hätte ich das Fieber. (Er schlägt sich vor die Brust.)

Dritte Scene.

Ein altes Weib. Glaubegern.

Das Weib. Was fehlt Euch denn, mein Söhnchen, Ihr seht ja so erschrocken aus?

Glaubegern. Ach, Großmutter, habt Ihr nichts zu riechen? Ich habe da eben etwas mit angehört, wovon mir ganz schlimm und übel geworden ist.

Das Weib. Was war es denn?

Glaubegern. Ach, in dem Hause hier wohnt ein Hexenmeister.

Das Weib. Ei Possen, der Komödiantenmeister wohnt hier.

Glaubegern. Ja allerdings, aber er hat sich dem Teufel verschrieben, eben habe ich gehört, wie er ihn citirte, und zwar mit so schauderhaften Worten, daß ich nicht daran denken kann, ohne daß mir die Haare zu Berge stehen.

Das Weib. Habt Ihr den Teufel denn selbst gesehen?

Glaubegern. Nein, für mich war er nicht sichtbar, der Hexenmeister aber sah ihn; denn er verbot ihm ja, in den Kreis

zu treten, den er gezogen, ich hörte blos die Beschwörung und dann das Gepolter, mit dem der Teufel kam und das so stark war, daß ich dachte: Na nun fällt das Haus ein. Gesehen habe ich weiter nichts, als blos ein paar Blitze, die vor meinen Augen hin- und herflogen.

Das Weib. Ei ei, man hört doch auch nichts als Böses. Hätt' ich doch nimmermehr gedacht, daß der Mann in solche Gottlosigkeit verfallen würde; er schien sonst ein ganz ordentlicher Mensch zu sein.

Glaubegern. Hättet Ihr aber wol für möglich gehalten, Mutter, daß so was vorkommt?

Das Weib. Vorkommt? Ei na recht sehr kommt es vor, leider Gottes, und zwar gerade jetzt am allermeisten; nämlich woher? Gerade weil es jetzt so viele superkluge Menschen giebt, die, statt so was zu hindern, die Klugen spielen und sich stellen, als ob so was gar nicht mehr existirte. Wie lange ist es nicht schon her, daß kein Zauberer, keine Hexe mehr verbrannt wird? Da muß das freilich überhand nehmen. Ei ja, ich will nichts Böses prophezeien, aber gebt nur Acht, wie es gehen wird, wenn die Welt noch länger steht. Indessen ich hoffe, zu Ostern geht sie unter, ich habe so einen gewissen Argwohn. Ich will Euch was erzählen, das so gewiß wahr ist, als ich hier stehe: eine Schmiedsfrau in Mariager lebte in Feindschaft mit ihrer Nachbarin, die guter Hoffnung war, und als selbige Nachbarin nun in die Wochen kommen sollte, so warf sie ihr einen Knäuel von Haaren und abgebrochenen Nägelköpfen in die Stube, worüber die Wöchnerin zwei Tage unter den größten Schmerzen dalag und konnte nicht niederkommen, bis zum Glück Einer den Knäuel fand und ihn ins Feuer warf, da kam sie auf der Stelle nieder.

Glaubegern. Das ist ja was Entsetzliches; hat Mutter es selbst mit angesehen?

Das Weib. Nein, aber daß die Geschichte richtig ist, darauf könnt Ihr Euch verlassen; denn mein Gewährsmann, der auch nicht auf den Kopf gefallen ist, der hat es von einem Mädchen gehört, mit dem er versprochen ist, und dieses Mädchen hat eine

Cousine, die in demselben Hause dient mit einer Amme, und der Amme hat die Hebamme zugeschworen, daß die Geschichte sich ganz gewiß so zugetragen hat.

Glaubegern. Ach, das ist doch entsetzlich!

Das Weib. Ja, aber denkt Ihr wol, daß die Obrigkeit sie bestraft hat? Kein Gedanke; der Stadtvogt lachte noch darüber und verbot davon zu sprechen, obwol eine zuverlässige Frau bezeugen wollte, daß sie gesehen, wie die Schmiedsfrau auf dem Wasser geschwommen ohne unterzusinken, was nämlich allemal ein sicheres Zeichen ist, daß Eine hexen kann.

Glaubegern. Alle Wetter, was war das? Habt Ihr nichts gesehen, Großmutter?

Das Weib. Wo sahet Ihr denn was?

Glaubegern. Hier am Fenster, einen feurigen Drachen sah ich durch den Schornstein fahren; sahet Ihr ihn nicht auch?

Das Weib. Ja wahrhaftig, nun fällt mir ein, daß ich auch so was sah.

Glaubegern. Hier bleibe ich nicht und wenn mir Einer zehn Thaler gäbe; lebt wohl. (Ab.)

Vierte Scene.

Wahnschlucker. Das Weib.

Das Weib. Ha Ihr da, Gevatter, nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht dem Hause da zu nahe kommt.

Wahnschlucker. Wie so?

Das Weib. Da wohnt ein Mann drin, der hat mit bösen Geistern zu thun und das ganze Haus ist voller Teufel.

Wahnschlucker. Woher wißt Ihr das denn?

Das Weib. Just wie ich herkam, flog Herr Glaubegern zur Thüre hinaus, und da lag er eine halbe Stunde in Ohnmacht; wie er aber endlich wieder zu sich kam, so fragte ich ihn, was los wäre, und da sagte er mir, daß er an den Haaren heraus gerissen worden sei von drei Teufeln, die der Hexenmeister beschworen, der hier wohnt.

Wahnschlucker. Habt Ihr selbst auch was davon gesehen, Gevatterin?

Das Weib. Nein, gesehen habe ich nichts, als blos die Füße von dem ersten Teufel, der ihn zur Thüre hinauswarf.

Wahnschlucker. Wie sahen sie denn aus?

Das Weib. Wie ein paar große Adlerklauen. Ich werde gleich zum Herrn Niels laufen und ihm alles sagen, damit er es bei Zeiten weiter berichten kann an die Obrigkeit; denn wenn der Mensch für seine Sünden verbrannt wird, so kann doch seine Seele vielleicht noch gerettet werden.

Wahnschlucker. Das Haus muß wahrhaftig ebenfalls verbrannt werden.

Das Weib. Ei das versteht sich. Wenn die Obrigkeit es nicht thut, so thuen ich und meine guten Freunde es auf eigene Hand, wie neulich in Jütland, wo auch einige brave Frauenzimmer sich zusammengethan, einer Hexe das Haus in Brand zu stecken.

(Während sie so reden, sagt Leander drinnen immer wieder seine Rolle her.)

Das Weib. Horch, nun beschwört er schon wieder! Horch, er ruft nach Polidorus, das ist gewiß ein Teufel, der so heißt.

Wahnschlucker. Na so viel ist gewiß, daß ich in dieser Straße nicht wohnen möchte, und wenn man mir alle Schätze der Welt gäbe.

Das Weib. Nun horch nur, wie das drinnen braust und saust, gleichsam als ob sich ein Sturm erhoben! Sieh nur, das ganze Haus zittert schon!

Wahnschlucker. Ja, dies Haus, dächt' ich, und die drei andern mit.

Das Weib. Weiß Gott, so ist es. Na, Ihr werdet schon noch sehen, die ganze Straße ist voller Hexenmeister. Aber jetzt muß ich gehen, gehabt Euch wohl, Gevatter.

Wahnschlucker. Ach, ich traue mich die Nacht gar nicht ins Bette.

Das Weib. O, das hat nichts auf sich, Ihr müßt

nur Flachssamen auf die Schwelle streuen und müßt in Eurem Schlafzimmer brav mit Lichtschnuppen räuchern. (Ab.)

Fünfte Scene.

Zwei Mädchen. Wahnschlucker.

Erstes Mädchen. Hier in der Straße soll es sein, Malone.

Zweites Mädchen. Sind es denn noch mehr Häuser als das eine, wo der Teufel umgeht?

Erstes Mädchen. In dieser ganzen Straße wohnen lauter Hexenmeister, der aber, der in diesem Hause wohnt, ist der Oberste von allen; die ganze Stadt ist schon in Aufruhr, alle Häuser werden schon eingeräuchert. — Sieh, wer mag das wol sein, der da steht? Das ist gewiß auch ein Hexenmeister.

Zweites Mädchen. Ja, wahrhaftig, das ist gewiß einer; laß uns nur ja nicht zu nahe herangehen.

Wahnschlucker. Na, nur immer näher, Kinder, ich höre, Ihr wißt auch schon von der Sache.

Erstes Mädchen. Ja, leider nur allzu viel, Euch und Eurem Hause zum Verderben!

Wahnschlucker. Was für Verderben ist denn meinem Hause geschehen? Kommt nur näher und laßt mit Euch reden.

(Sie bekreuzigen sich, indem sie auf die Kniee fallen, und schreien Ah, ah!)

Wahnschlucker. Offenbar sehen sie etwas, das ich nicht sehe. Kommt doch nur her, Ihr Kinderchen, und sagt mir, was Ihr seht?

Zweites Mädchen. Nein, Ihr sollt keine Gewalt über uns haben!

Erstes Mädchen. Seid Ihr der Mann, der hier in dem Hause wohnt?

Wahnschlucker. Nein doch, Ihr irrt Euch; ich fürchte mich vor dem Hause gerade ebenso sehr wie Ihr.

Zweites Mädchen. So seid Ihr also wol kein Hexenmeister?

Wahnschlucker. Hol' Euch der Henker mit Eurem Gewäsche, ich bin Christian Wahnschlucker und wohne am Markt.

Erstes Mädchen. Ach, um Verzeihung, Monsieur Wahnschlucker, nun kenne ich Ihn. Aber habt Ihr nicht gehört, was in dem Hause passirt ist?

Wahnschlucker. Ja, gehört und gesehen, mehr als mir lieb ist. Aber wie ist es Euch so schnell zu Ohren gekommen?

Erstes Mädchen. Ich hörte es auf dem Markte.

Wahnschlucker. Wie hörtet Ihr es denn?

Erstes Mädchen. Aufs Allergenaueste, nämlich, daß in diesem Hause der Teufel zu sehen ist, in Gestalt eines Wolfes, und daß er drei Männer, die hineingehen wollten, in Stücke zerrissen hat.

Wahnschlucker. Und wo hörtet Ihr es?

Zweites Mädchen. Ich hörte es am Thor von einem Soldaten, ebenfalls aufs Allergenaueste, nämlich, daß hier in der Straße vier Hexenmeister wohnen, die den Teufel beschwören, der dann in Gestalt eines Kaufmanns kommt, mit Hörnern an der Stirn, und ihnen Geld bringt.

Wahnschlucker. Aber Kaufleute, so viel ich weiß, tragen doch keine Hörner.

Zweites Mädchen. Ja, das ist doch, wie ich sage, Monsieur Wahnschlucker.

Wahnschlucker. Nun sollt Ihr von mir den allergenauesten Bericht kriegen, Kinder, denn ich bin selbst Augen- und Ohrenzeuge. Die ganze Straße hier ist voller Hexenmeister und der Anführer davon wohnt in dem Hause da; vor einer halben Stunde citirte er den Teufel, und der kam denn auch mit einem Gepolter und Gelärme, als ob die Welt untergehen sollte.

Erstes Mädchen. Aber hat Herr Wahnschlucker das denn selbst mit angesehen?

Wahnschlucker. Ja, gewiß hab' ich es mit angesehen, und darum kann Euch auch niemand besser Bescheid sagen als ich.

Zweites Mädchen. Wie sah er denn aus?

Wahnschlucker. Er hatte Krallen an den Füßen.

Erstes Mädchen. Na, da hörst Du nun die Geschichte, Schwester, und zwar von Einem, der alles selbst mit angesehen hat.

Zweites Mädchen. Aber, meiner Six, warum hat er denn nur Krallen an den Füßen?

Wahnschlucker. Ja, wie soll ich das wissen, genug, daß ich es mit eigenen Augen gesehen habe. Wollt Ihr ein bischen hier warten, so kriegt Ihr ihn gewiß auch noch zu sehen, wenn er wieder herauskommt; ich muß jetzt weiter.

Erstes Mädchen. Ja, da müßte man ja wol nicht klug sein, wenn man hier warten wollte.

Zweites Mädchen. Ich werde mich auch schön hüten.

Erstes Mädchen. Ach, wir wollen uns nur dicht an den Herrn Wahnschlucker halten.

(Sie fassen ihn jede unter einen Arm und gehen mit ihm ab, indem sie sich bei jedem Schritte ängstlich umsehen.)

Sechste Scene.

Leander. Heinrich.

Leander. Heinrich!

Heinrich. Hier.

Leander. Die Tragödie, hoffe ich, soll morgen gut werden, wir müssen nur blos noch für ein kleines Nachspiel sorgen.

Heinrich. Ja gewiß, ein lustiges Nachspiel müssen wir haben, sonst liegt diese Tragödie vom Polidorus dem Publikum zu schwer im Magen.

Leander. Allerdings, es ist eine verflucht schauerliche Tragödie.

Heinrich. Laß uns doch noch ein Stück aus dem italienischen Theater nehmen, den Doctor Baloardo.

Leander. Dazu brauchen wir so viel Kostüme und Maschinerien.

Heinrich. Ei, jeder besorgt, was er braucht; mit meiner Doctormaschine bin ich schon fertig.

Leander. Fertig wol noch nicht; wie wir das letzte Mal spielten, fehlte noch allerhand daran.

Heinrich. Nein, wahrhaftig, fix und fertig; ich werde sie mal gleich heraus holen, um Euch den Beweis zu liefern.

(Läuft hinein, kommt aber gleich wieder mit der Doctormaschine. Inzwischen geht Leander mit der Rolle in der Hand auf und ab und murmelt.)

Heinrich. Nun sieh, ob da nicht alles im Stande ist.

Leander. Laß einmal sehen, wie Du Dich dabei anstellst.

(Heinrich kriecht in die Doctormaschine und übt sich damit.)

Leander. Ei ja, das geht vortrefflich; diese Doctormaschine füllt uns allein vier Logen. Nun übe Dich nur weiter, ich will unterdessen hineingehen.

(Heinrich übt sich auf der andern Seite der Bühne in seiner Doctormaschine.)

Siebente Scene.

Von der andern Seite kommt **Hans Franzen** in einer Sänfte mit einem Diener. **Heinrich.**

Hans Franzen (in der Sänfte). Hier haltet mal ein bischen, Ihr Kerle, zu nahe möcht' ich dem Hexenmeister seinem Hause doch nicht kommen.

(Die Sänftenträger sehen unterdessen, wie Heinrich sich mit der Maschine bald groß, bald klein machte, werfen die Sänfte mit dem Herrn darin um und laufen sammt dem Bedienten fort; Heinrich übt sich noch einige Zeit und geht dann ebenfalls ab.)

Achte Scene.

Ein fremder Mann. Hans Franzen in der Sänfte.

Der Mann. Ehe ich so was glaube, muß ich es meiner Treu erst sehen; die es mir unterwegs erzählt haben, waren lauter alte Kerle, Dienstmädchen oder alte Weiber. Aber da liegt ja eine umgeworfene Sänfte, was soll das denn heißen? Alle Wetter, was seh' ich? da liegt ja ein todter Mensch? Ja, weiß

Gott, mausetodt, da hilft kein Spötteln mehr. Aber er ist doch noch warm, ich muß ihn einmal in die Nase kneifen, ob das vielleicht hilft.

Hans Franzen (in der Sänfte). Au! — Ach, Herr Lucifer, laßt mir doch nur Zeit, meine Sünden zu beweinen!

Der Mann. Meinetwegen weint, so lange Ihr Lust habt, ich bin nicht gekommen, Euch den Garaus zu machen.

Hans Franzen (in der Sänfte). Seid Ihr denn also kein Teufel?

Der Mann. Nicht daß ich wüßte; warum thut mein Herr aber solche Fragen?

Hans Franzen (in der Sänfte). Auch kein Hexenmeister?

Der Mann. Was Henker ist das für ein Gewäsche?

Hans Franzen (in der Sänfte). Wie könnt Ihr Euch denn aber solch anderes Aussehen geben?

Der Mann. So wenig wie ich können sich gewiß wenig Menschen ein anderes Aussehen geben; ich will des Teufels sein, wenn das nicht meine ganze Garderobe ist, was ich auf dem Leibe trage.

Hans Franzen (in der Sänfte). Ihr saht doch vorhin wie ein Doctor aus und jetzt seht Ihr wieder aus wie ein Mensch?

Der Mann. Ist denn ein Doctor kein Mensch?

Hans Franzen (in der Sänfte). Ein Doctor ohne Kopf, wie ich ihn sah, nicht.

Der Mann. Ich kenne, meiner Treu, verschiedene Doctoren ohne Kopf, denen doch niemand abstreiten wird, daß sie Menschen sind.

Hans Franzen (in der Sänfte). Ach, nicht doch, Ihr versteht mich nicht. Da war ein Doctor, der hatte einen Kopf und bald wieder hatte er keinen; denn mit Nase, Mund, Augen und Ohren rutschte er herunter bis in den Bauch, so daß zuletzt nichts übrig blieb als der Hut, der ganz allein auf dem Rumpfe stand.

Der Mann. Steht doch nur auf, mein Herr, und erzählt mir Euer Abenteuer, Ihr braucht vor mir nicht bange zu sein, ich bin Bürger hier in der Stadt, und bin blos aus Neu-

gierde hierhergekommen, um zu sehen, ob das wirklich wahr ist, was man sich von den Zaubergeschichten erzählt, die hier in der Straße passiren sollen.

Hans Franzen (in der Sänfte). Ja, leider, das ist nur allzu wahr. In derselben Absicht kam auch ich, eben zu meinem Unglück. Denn sowie ich mich dem verwünschten Hause näherte, ließ sich der Teufel sehen, worüber die Sänftenträger so erschraken, daß sie mich mitsammt der Sänfte mitten auf der Straße umwarfen und davonliefen.

Der Mann. Alle tausend, so ist es also doch wahr, daß hier Hexerei getrieben wird? Aber sah und hörte mein Herr nichts weiter?

Hans Franzen (in der Sänfte). Ei ja freilich, ich kann es blos nicht alles so genau beschreiben von wegen des Schreckens, der mich gepackt hat; es war ein Unwetter mit Donner und Blitz.

Der Mann. So laßt uns denn auch hier nicht länger verweilen.

Hans Franzen (in der Sänfte). Aber nun weiß ich nicht, wie ich nach Hause kommen soll, da die Sänftenträger fort sind.

Der Mann. Wie heißt mein Herr denn?

Hans Franzen (in der Sänfte). Ich heiße Hans Franzen und bin eben erst aus Paris zurückgekommen.

Der Mann. Ja, da hat Er freilich Recht; da würde es sich allerdings für ihn nicht passen, zumal in der Stadt, zu Fuße zu gehen.

Hans Franzen (in der Sänfte). Ja, am Ende werde ich doch müssen, da ich hier doch nicht länger bleiben kann.

Der Mann. Kann mein Herr sich entschließen zu Fuß nach Hause zu gehen, so wird er sich selbst eine Wohlthat erzeigen; denn in dieser Nachbarschaft sich lange aufzuhalten, das thut nicht gut.

Hans Franzen (in der Sänfte). Ja, dann muß ich mich freilich entschließen. Wenn mir nur unterwegs niemand begegnet, der mich kennt.

(Steigt hinaus.)

Der Mann. Ei, was will das bedeuten, mein Herr, ich habe wol so manchen von unsern ausländischen jungen Herren gekannt, die hatten auch lange Zeit keine Füße, sondern ließen sich fahren und tragen, zuletzt aber gingen sie doch wieder auf zwei Beinen, gerade wie andere gemeine Bürger.

(Beide ab.)

Zweiter Akt.

Erste Scene.

Leander. Nachher zwei Drehorgeljungen.

Leander. Nun kann ich meine Rolle an den Fingern hersagen. Ich wollte, das Stück wäre noch heute Abend, da nähme ich gleich etwas Geld ein, um den Wechsel zu bezahlen. Ich fürchte nur, sie bringen mich noch vorher in Arrest, darum muß ich mich vor niemand sehen lassen. Käme es übrigens zum Aeußersten, so sollte ich doch meinen, daß sich jemand erbarmte und für fünfzig Thaler für mich gut sagte.

(Unterdessen ist ein Junge eingetreten, zupft ihn am Arm.)

Der Junge. Kaufen der Herr nicht das neue Lied von dem Kerl, der sich dem Teufel verschrieben hat, auf Deutsch und auf Dänisch?

Leander. Verschreiben sich die Leute dem Teufel denn jetzt auf Deutsch und Dänisch? Ich dächte, es wäre an einem genug.

Der Junge. Nein, das ist nicht so gemeint: das Lied ist deutsch und dänisch zu haben.

Leander. Diese Art Lieder machen, was die Schnelligkeit der Uebersetzung anbetrifft, mehr Glück als unsere besten Komödien. Nein, Kamerad, Deine neuen Lieder mußt Du an die alten Weiber verkaufen, ich brauche dergleichen nicht.

Ein zweiter Junge (tritt ein). Monsieur, eine funkelnagelneue Relation von dem Teufel, der Einem erschienen ist in Kaufmannsgestalt mit Hörnern vor dem Kopfe!

Leander. Bist Du nicht bei Trost, Junge? Gehen denn

die Kaufleute mit Hörnern vor dem Kopfe? Aber freilich, auf gewisse Art ist es doch ganz richtig. Nein, ich kaufe nichts, mach' fort mit Deinen Geschichten. — Das ist was Schreckliches in der Stadt mit diesen neuen Liedern; man hat prophezeit, die Welt werde durch Feuer untergehen, wenn das aber so fort geht, so geht sie, glaub' ich, vielmehr durch neue Lieder unter.

Leanders Junge. Monsieur, jetzt heißt es untergekrochen, die Schaarwache ist auf dem Wege, um Euch ins Loch zu stecken.

Leander. Alle tausend, hab' ich's doch gedacht! Das ist doch verflucht hart, einen ehrlichen Kerl um lumpige fünfzig Thaler einzuschweißen, besonders wenn man weiß, daß er etwas verdienen kann. Aber wahrhaftig, da kommen sie, ich muß laufen und die Thüre hinter mit zuschließen.

(Sie gehen ab.)

Zweite Scene.

Eine ansehnliche Schaar **Bewaffneter** kommt. **Lars.** Nachher **Leander** und **Heinrich.**

Der Anführer. Hört, Leute, gehe Einer von Euch zuerst hin und poche an die Thüre; wenn keiner aufmacht, so erbrechen wir sie mit Gewalt, hört Ihr wol? Ich glaube gar, Ihr seid bange; vorwärts, oder es setzt meiner Seele Hiebe! Lars, geh' Du mal hin und klopfe an, Dir fehlt es ja sonst nicht an Courage.

Lars. Nein, allerdings, vor Menschen bin ich nicht bange, und wenn ihrer noch so viele sind, aber gegen den Teufel, da bin ich der reine Hasenfuß.

Der Anführer. Ei, Possen, was kann er Dir denn anhaben, so lange Du in Deinem Berufe bist?

Lars. Warum geht Ihr denn nicht selbst?

Der Anführer. Na, das werde ich auch, ich bin nicht bange vor dem Teufel. (Geht einige Schritte vorwärts, kehrt jedoch gleich wieder um.) Hört Ihr wol, Leute, geht gleich hin und pocht, oder Ihr sollt die Schwerenoth kriegen! Ist das nicht der reine Scandal, wir kommen hier zu ganzen Haufen und nicht Einer hat Courage!

Ei, Ihr Hundsfötter, so viel Ihr seid, nun sollt Ihr gleich sehen, wie ich anpochen werde! (Geht vorwärts, kehrt aber wieder um.) Wir wollen mal lieber rufen und sehen, ob er vielleicht aufmacht.

(Alle rufen: Aufgemacht!)

Leander (oben am Fenster). Ach, Ihr lieben Leute, ich bin ja doch ein ansässiger Mann, ich laufe Euch ja nicht fort!

Der Anführer (leise). Wir wollen ihm gute Worte geben, um ihn herauszulocken. (Laut) Na kommt nur heraus, Kamerad; seid Ihr unschuldig, so wird Euch ja auch nichts Böses geschehen.

Leander. Schuldig bin ich, das kann ich nicht in Abrede stellen. Aber um einen ehrlichen Mann gleich ins Loch zu werfen, dazu ist die Sache doch nicht angethan?

Der Anführer. Ha ha, nicht dazu angethan?

Leander. Dazu angethan oder nicht, so sind jedenfalls hundert Menschen in der Stadt, die mehr schuldig sind als ich und doch nicht gleich eingesteckt werden.

Der Anführer. Das thut uns leid zu hören, daß in einer christlichen Stadt so viel gottlose Menschen sind. Wenn Ihr ins Verhör kommt, müßt Ihr sie alle angeben, so viel wie Ihr kennt, das rathe ich Euch; es ist der einzige Weg, auf dem Ihr noch Pardon bekommen könnt.

Leander. Was zum Henker geht es mich an, ob sie schuldig sind oder nicht? Das mag jeder für sich selbst bekennen.

Der Anführer. Ja gewiß, jeder soll für sich selbst bekennen, aber Ihr müßt sie nur erst angeben.

Leander. Ich soll sie angeben? Die Kerle müssen wirklich verrückt sein.

Lars. Sprecht nicht weiter mit ihm, er ist besessen, es ist der böse Feind, der aus seinem Munde spricht.

Leander. Und aus Deinem Munde, glaub' ich, spricht der Branntwein.

Der Anführer. Hört, Monsieur, kommt in Güte heraus, sonst geht es Euch schlecht; Ihr wißt ja wol selbst, was das heißt, sich der Wache widersetzen.

Leander. Einsperren lasse ich mich meiner Seel' nicht;

auch habt Ihr gar kein Recht dazu, indem ich mich erbiete, in Zeit einer Stunde Sicherheit zu stellen.

Der Anführer. Sicherheit? Nicht die ganze Welt kann Sicherheit für Euch stellen.

Leander. Hört, Messieurs, nun geht Eurer Wege und schlaft Euren Rausch aus, Ihr seid im Thrane, merk' ich.

Der Anführer. Na, das soll Ihm theuer zu stehen kommen!

Leander. Na, dann habt Ihr den Verstand verloren, eines von beiden muß sein; denn sonst könntet Ihr unmöglich sagen, die ganze Welt könnte nicht Sicherheit stellen für solche Lumperei.

Der Anführer. Ei, Du Bösewicht, nennst Du das eine Lumperei? Du bist doch wirklich des schmählichsten Todes werth!

Leander. Und Ihr seid werth, mit sammt Eurer ganzen Gevatterschaft in den Narrenthurm gesperrt zu werden. Ein- für allemal: wenn Ihr Euch nicht packt, so soll Euch das Donnerwetter auf den Hals kommen, so viele Euer sind!

Der Anführer. Hört, Leute, wir müssen das Haus mit Sturm nehmen, formirt Euch in zwei Glieder, ich werde den Rücken decken. Durch bloße Drohungen dürfen wir uns nicht schrecken lassen; mag er so viel Teufel beschwören, wie er will, an uns haben sie keine Macht, sintemal wir in unserm löblichen Berufe sind. Na, so marschirt doch los, was steht Ihr so verzagt? Frisch zu, faßt Euch ein Herz und bedenkt, daß es uns ja für ewige Zeiten zu Spott und Schande gereichte, müßten wir unverrichteter Sache wieder umkehren! Denkt auch an den Zorn Eurer Vorgesetzten und daß Ihr kassirt werdet ohne Paß und Abschied! Ihr habt doch bei verschiedenen anderen Gelegenheiten ein männliches Herz gezeigt; seid Ihr denn nicht mehr dieselben? Wo ist Eure alte Tapferkeit geblieben? Vorwärts, sag' ich!

Lars. Ein Schuft will ich sein, wenn ich vorangehe! Das ist nicht unser Metier, uns mit dem Teufel zu schlagen; habt Ihr nicht gehört, wie er uns drohte? Auch nützt es gar nichts, ihn anzugreifen, er hat sich fest gemacht, und wenn wir schießen, so kehren die Kugeln auf uns selbst zurück.

Der Anführer. Auf der Stelle mir gefolgt! Die Spieße gefällt! Das muß nun biegen oder brechen!

(Leander feuert eine Pistole ab, worauf die ganze Wache zur Erde fällt.)

Leander. Ha ha ha! Das sind auch die richtigen Kerle, die man zu einer Execution ausschickt. Heinrich, komm mal schnell her, hier ist was Hübsches zu sehen. — Na, aber steht der Narr nun nicht noch und übt sich mit der Doctormaschine? Komm doch her, Heinrich, und sieh!

(**Heinrich** kommt heraus in der Doctormaschine; die Wache springt auf, schreit und ergreift die Flucht.)

Dritte Scene.

Leander. Heinrich.

Heinrich. Was Teufel sind das für Geschichten? Ich komme heraus und finde die ganze Straße übersäet mit einem halben Hundert von Bettelvögten und Häschern, und meine bloße Annäherung reicht hin, sie vom Tode zu erwecken und in die Flucht zu treiben; gewinne ich noch mehr solche Bataillen, so ist Alexander Magnus gegen mich ein dummer Junge.

Leander. Sie sind alle fort, wie ich sehe, Heinrich.

Heinrich. Ja, versteht sich.

Leander. Wo sind sie denn geblieben?

Heinrich. Ja, frage, wo die geblieben sind; mit dieser Hand schlug ich ihren rechten, mit dieser ihren linken Flügel in die Flucht und mit der Spitze meines Doctorhuts durchbrach ich ihr Centrum. Eigentlich, Monsieur, wäre es wol in der Ordnung, daß Ihr den Hut abnehmt, wenn Ihr mit einem Mann sprecht, wie ich bin.

Leander. Soll das etwa eine Heldenthat heißen, so bin ich ein noch größerer Held: denn ich habe ganz allein einem lebendigen Kriegsheer Stand gehalten, Du aber blos einem todten.

Heinrich. Das ist keine Kunst, Leute todt zu schlagen, das können noch andere Doctoren als ich: aber sie wieder lebendig machen, das will was heißen.

Leander. Aber wo blieben sie nur?

Heinrich. Sie liefen fort, die undankbaren Hunde, ohne mir meine Mühe zu vergüten.

Leander. Nimm Dich nur in Acht, daß sie Dir nicht das Fell ausklopfen, wenn sie Dich erwischen.

Heinrich. Das wäre ja eine schöne Geschichte: dem Doctor, der die Todten lebendig macht, wird das Fell ausgeklopft, der dagegen, der Lebendige todt schlägt, kriegt von den Erben der Verstorbenen sein Salair.

Leander. Aber genug des Spaßes; kannst Du irgend etwas hiervon begreifen?

Heinrich. Der Teufel soll den holen, der nur das Mindeste begreift!

Leander. Mir ist ganz wirre davon im Kopfe.

Heinrich. Und mir schwindelt, als wäre ich aus dem Monde gefallen.

Leander. Daß man mich Schulden halber einsperren will, das kann ich allenfalls begreifen, die Redensarten aber, deren sie sich dabei bedienten, sind mir ganz unfaßbar.

Heinrich. Ich begreife das Eine so wenig wie das Andere. Oder was hat Euer Gläubiger davon, daß er Euch einstecken läßt? Im Gegentheil, es wäre ja gegen sein Interesse, wenn er einen von den Schauspielern greifen ließe. Es ist gar nicht die Wache gewesen, Monsieur, sondern einige Spaßvögel, die sich verkleidet haben, um uns einen Schabernack zu spielen.

Leander. Glaubst Du wirklich, Heinrich?

Heinrich. Ja, was soll ich anders glauben? Denkt Ihr, Ihr könnt mit einem einzigen Pistolenknall den ganzen Magistrat zu Boden strecken oder mit einem halben Quentchen Zündkraut die ganze streitbare Häscherfacultät in die Pfanne hauen?

Leander. Aber man hat mich schon vorher gewarnt, daß mein Gläubiger mich will festnehmen lassen?

Heinrich. Der größte Dienst, den Ihr Eurem Gläubiger jetzt erweisen könnt, ist, daß Ihr Eure Rolle gehörig memorirt; das will ich ebenfalls thun und kein Wort mehr über die Narrenspossen verlieren. (Heinrich geht hinein.)

Vierte Scene.

Leander allein.

Leander. Es ist mir doch nicht denkbar, daß diejenigen, die mich auf die böse Absicht meines Gläubigers aufmerksam machten, einen bloßen Scherz mit mir getrieben haben sollten. Denn daß der Wechsel nicht acceptirt worden, ist gewiß; er konnte auch nicht acceptirt werden, weil ich die fünfzig Thaler dafür nicht aufzutreiben wußte, wenigstens nicht in der kurzen Zeit, auf die der Wechsel gestellt war. Aber was hätte er davon, mich einsperren zu lassen? Höchstens, daß er sich einbildet, die andern Schauspieler würden mich auslösen. Da müßte doch wirklich noch ein Artikel ins Gesetzbuch aufgenommen werden, daß niemand einen Schauspieler dürfte einstecken lassen; vielleicht läßt sich auf uns anwenden, was von den Beamten gilt, daß niemand in Ausübung seines Berufes verhaftet werden darf. Darum will ich nur meine Rolle weiter studiren, damit, falls noch einige solcher Vogel Greifs kommen, ich sagen kann: Messieurs, Ihr seht, ich bin in meinem löblichen Amte und Berufe. (Geht wieder auf und nieder und murmelt, mit der Rolle in der Hand.)

Fünfte Scene.

Leander. Zwei Mädchen.

Erstes Mädchen. Hier also wohnt er, Schwester?

Zweites Mädchen. Ja, und da geht er selbst und murmelt.

Erstes Mädchen. Gewiß stellt er Beschwörungen an, um verlorene Sachen nachzuweisen.

Zweites Mädchen. Sieh einmal, wie er den Kopf in die Höhe wirft!

Erstes Mädchen. Ja, so Geister zu beschwören, das kostet Anstrengung.

Zweites Mädchen. Darum lassen sie sich auch tüchtig dafür bezahlen.

Erstes Mädchen. Ich möchte doch keinen Geist sehen.

Zweites Mädchen. Wir kriegen sie auch gar nicht zu sehen, der Hexenmeister sieht sie ganz allein, und übrigens hab' ich auch einen Stahl in der Tasche, da brauche ich nicht bange zu sein. Aber sieh mal, wie er sich nun anstellt!

Leander. Mit wem wollt Ihr sprechen, Ihr Mädel?

Erstes Mädchen. Er ist ja wol der, der hier wohnt?

Leander. Warum fragt Ihr so, wollt Ihr hier etwa spioniren?

Erstes Mädchen. Nein, wahrhaftig, wir verrathen Ihn gewiß nicht, wir sind nicht von der Sorte.

Leander. Das hoffe ich ebenfalls; es ist hier ein Lärm gemacht um gar nichts, daß man aus der Haut fahren möchte. Ist das nicht wunderlich, Ihr Kinderchen? Da kommen sie hierher ein ganzes Regiment stark und wollen mich ins Gefängniß bringen um nichts und wieder nichts.

Erstes Mädchen. Monsieur mag wol sagen: um nichts und wieder nichts, ich wollte nur, wir hätten mehr solche Leute in der Stadt wie Er, da würden die Diebe das Stehlen hübsch bleiben lassen.

Leander. Schön Dank für die gute Meinung, die Ihr von mir habt: aber ich wüßte doch nicht, auf welche Weise ich den Dieben das Handwerk legte.

Erstes Mädchen. Nun allerdings, so eigentlich nicht, mein Herr. Aber wenn die Obrigkeit nicht helfen will, so muß man doch seine Zuflucht zu solchen guten Leuten nehmen, wie Er ist.

Leander. Alle Wetter, wofür haltet Ihr mich? Denkt Ihr, ich bin die Polizei hier in der Stadt?

Erstes Mädchen. Ei nein, wir kennen Monsieur recht gut.

Leander. Nun, wer bin ich denn?

Erstes Mädchen. Seinen Namen weiß ich zwar nicht, aber meine Madame kennt Ihn; sie schickt mich her und läßt bitten, Monsieur möchte doch so gut sein, Einem, der kürzlich eine gol-

dene Uhr bei ihr gestohlen hat, für Geld und gute Worte ein Auge auszuschlagen.

Leander. Hol' Euch der Teufel, Dich und Deine Madame mitsammt Eurer goldenen Uhr! Schlag' ich etwa den Leuten die Augen aus?

Erstes Mädchen. Ja, ich weiß es ja recht gut, daß Monsieur das nicht will bekannt werden lassen. Aber meine Madame verspricht auch heilig, daß sie Ihn nicht verrathen will, und will sich auch nichts merken lassen gegen keine Menschenseele.

Leander. Hört, mein Kind, ich will Euch nichts zu Leide thun, Ihr seid vermuthlich ein einfältiges Geschöpf, das man in den April geschickt hat: aber nun geht auch Eurer Wege mit dem Geschwätz.

Erstes Mädchen. Ach mein theuerster Monsieur, ich weiß ja, daß Er sich nicht Jedem zu erkennen giebt, aber so wahr ich ehrlich bin, wir verrathen Keinem was.

Zweites Mädchen. Das versichere ich ebenfalls; ich will tausendmal lieber ein Beest sein, ehe das über meine Lippen kommen soll.

Leander. Die ganze Stadt, glaube ich, ist von einer Krankheit befallen, die sie verrückt macht; eben erst war die Wache hier und wollte mich zwingen, die Leute in der Stadt anzugeben, die etwas schuldig sind, und nun wieder kommen diese hier und verlangen, ich soll den Leuten die Augen ausschlagen. Hört mal, wer hat Euch denn geschickt?

Erstes Mädchen. Das hat Madame mir verboten zu sagen; aber diese zwei Ducaten hat sie mir für Monsieur mitgegeben, und wenn der Dieb die Uhr wiederbringt, will sie gern noch mehr geben.

Leander (zu der zweiten). Und Euer Auftrag?

Zweites Mädchen. Ich komme von einer jungen Dame, die hat ein zärtliches Verhältniß zu einem jungen Herrn, in den sie verliebt ist, aber er erwidert ihre Liebe nicht, und darum möchte sie nun gern, daß Monsieur vermittelst seiner Kunst ihn ebenfalls in sie verliebt machte; zu dem Ende schickt sie hier zehn Reichsthaler als Vorausbezahlung.

Leander. Hört jetzt, was ich Euch sage: seid so gut und vermeldet der Madame sowol wie der jungen Dame meinen gehorsamsten Respect und sagt ihnen, ich hielte sie alle beide für ein Paar Canaillen, bis sie den Beweis führen würden, daß ich ein Hexenmeister bin. Und was Euch anbelangt, wenn Ihr Bestien nun nicht gleich Eurer Wege geht, so haue ich Euch das Fell durch! (Will gehen, sie aber halten ihn zurück, bald zupft ihn die Eine, bald die Andere und zwingt ihm das Geld auf.)

Leander (bei Seite). Das sind vierzehn Thaler, die mir hier ganz unvermuthet aufgedrungen werden. Könnte ich das Geld nicht sachte behalten und mich stellen, als wäre ich wirklich ein Hexenmeister? Riskiren thue ich dabei nichts, da sie sich ebenso wenig davon merken lassen dürfen wie ich, und da sie mir das Geld vorausbezahlen, so kann ich ihnen ja in Gottes Namen versprechen, was sie wollen. (Laut) Hört, liebe Kinder, da Ihr versprecht, niemand nachzusagen, daß ich diese Kunst wirklich übe, so will ich Euch darin zu Diensten sein; ich thue es nicht für Jeden, sondern blos für gute Freunde, von denen ich weiß, daß sie schweigen. Die Obrigkeit ist auf Leute meiner Profession nicht gut zu sprechen, obwol wir unser Pfund lediglich zu unseres Nächsten Besten verwenden. Und nun hört zu! Montag früh, so gegen neun Uhr, da wird der Dieb kommen, auf einem Auge blind, und wird die Uhr zurückbringen; aber Ihr dürft ihm kein Leid weiter thun, er ist schon bestraft genug, daß er sein Auge eingebüßt hat. Was die andere Affaire angeht, so soll der Herr, der jetzt kaltsinnig ist, ebenso verliebt in die junge Dame werden, wie sie jetzt in ihn ist, und sie soll so kaltsinnig werden, als sie bisher in Flammen stand.

Zweites Mädchen. Nein, mein Herr, das ist nicht, was sie wünscht, sie will so verliebt bleiben, wie sie ist, aber er soll ebenso feurig werden; verstanden?

Leander. Allerdings versteh' ich, die Sache ist aber nicht leicht. Indessen, weil Sie es ist, werde ich ein Uebriges thun; es ist aber gerade noch mal so schwer wie das Andere.

Erstes Mädchen. Aber, mein Herr, dürfte ich Euch wol noch etwas unter vier Augen anvertrauen, ich möchte nicht gern,

daß Gertrud das hört. Ich bin nämlich des Nachts so erschrecklich von Erscheinungen geplagt; bald schwebt mir dies, bald jenes Mannsbild vor Augen und hindert mich am Einschlafen, und dabei brennen mir die Glieder, als ob ich im hitzigen Fieber läge.

Leander. Es taugt Euch nicht, allein zu schlafen, mein Kind; Ihr müßt den Bedienten oder den Kutscher bitten, daß er bei Euch schläft, natürlich unter der Bedingung, daß sie Euch keinen Schaden anrichten.

Erstes Mädchen. Nein, das wage ich doch nicht.

Leander. So will ich Euch einen andern Vorschlag machen: nehmt einen guten reifen Apfel, theilt ihn in drei Stücke, auf das erste Stück thut Ihr ein bischen Senf und eßt es den ersten Tag, auf das zweite Stück thut Ihr ein wenig Kampher und eßt es den zweiten Tag, auf das dritte Stück streut Ihr ein wenig Kaffe, der darf aber nicht gemahlen sein, blos gestoßen, und eßt es den dritten Tag; damit fahrt drei Tage fort, ohne etwas anderes zu Euch zu nehmen, und wenn die Erscheinungen dann nicht fort sind, dann sollt Ihr Euer Geld wieder haben.

Erstes Mädchen. Das ist eine harte Kur, da werde ich doch wol lieber Euren ersten Rath befolgen.

Leander. Ja, allerdings, der ist sicher und hat schon vielen geholfen; die Anwesenheit eines Mannes im Schlafzimmer eines Frauenzimmers vertreibt vermittelst der Sympathie, die zwischen beiden ist, die bösen Geister, die sonst da ihr Wesen treiben. Gefahr ist weiter nicht dabei, und wenn Ihr den Männern den Grund sagt und daß Ihr es blos gesundheitshalber thut, und bittet sie, hübsch still zu liegen, so thun sie es gewiß mit dem größten Vergnügen.

Erstes Mädchen. Also der Herr glaubt, daß mir niemand einen Vorwurf daraus machen kann, da ich es blos gesundheitshalber thue?

Leander. Ei, bewahre, die Gesundheit ist ja das kostbarste Kleinod, das wir besitzen.

Erster Mädchen. Das ist meiner Treu ein vortrefflicher Rath, ich hatte wol schon selbst daran gedacht, ich dachte aber — na, Monsieur kann sich wol denken, was ich meine.

Leander. Ja wohl, ich kenne diese und alle Eure sonstigen Gedanken.

Erstes Mädchen. Ist es möglich? Kann Monsieur mir da wol sagen, was ich jetzt eben denke?

Leander. Ihr denkt, dieser brave Mann, der mir solchen guten Rath gegeben, hätte für seine Mühe wol eine kleine Aufmerksamkeit verdient.

Erstes Mädchen. Zum wenigsten hätte ich es denken sollen; will Monsieur diese zwei Mark nicht verschmähen und wollt Ihr mir außerdem auch wol sagen, wen ich liebe?

Leander. Ihr habt schon Verschiedene geliebt, jetzt aber richten sich Eure Gedanken am meisten auf einen gewissen .... Laß sehen, nun werd' ich den Namen gleich haben. Eine Mannsperson ist es, das weiß ich sicher ....

Erstes Mädchen. Ja gewiß, in dem Punkt hat Monsieur es getroffen.

Leander. Er ist ein großgewachsener Mensch —

Erstes Mädchen. Nein, von Statur ist er doch nur mittelmäßig.

Leander. Wenn man es so nehmen will, allerdings, aber er ist doch einen ganzen Kopf größer als Ihr.

Erstes Mädchen. Wenn Ihr ihn mit mir vergleicht, so habt Ihr allerdings Recht.

Leander. Na, das wollt' ich meinen; wenn ich sagte, er wäre groß gewachsen, so that ich das in Beziehung auf Euch, mit wem hätte ich ihn auch wol besser vergleichen können?

Erstes Mädchen. Könnt Ihr ihn mir noch weiter beschreiben?

Leander. Das ist meine geringste Kunst; er ist bildschön.

Erstes Mädchen. Na, davon wollen die Leute nun so eigentlich nichts wissen.

Leander. Was scheeren mich die Leute, wer kann allen gefallen? Er ist schön, behaupte ich, in meinen Augen und ist nicht minder schön in Euren Augen.

Erstes Mädchen. Ja, das ist meiner Seele richtig. Aber hält Monsieur ihn in der That nicht für recht niedlich?

Leander. Es ist einer von den schönsten Mannsbildern, die mir je vor Augen gekommen sind.

Erstes Mädchen. Das freut mich, daß er Andern doch ebenso erscheint wie mir. Aber was hat er denn für eine Profession?

Leander. Er ist Commissionär.

Erstes Mädchen. Nein, in dem Punkt seid Ihr irre, er ist Sergeant.

Leander. Na, das meine ich ja eben, der Sergeant ist ja des Fähnrichs Commissionär. Wenn der Fähnrich nicht da ist, habt Ihr da nicht gesehen, wie der Sergeant für ihn eintritt und die Fahne trägt? Denkt Ihr, ich verstehe meine Profession nicht? Ich bin im Stande und beschreibe ihn Euch von oben bis unten; er spricht nicht übel deutsch?

Erstes Mädchen. Ja wahrhaftig, das thut er.

Leander. Er trägt sein eigenes Haar und eine Schnur um den Hut.

Erstes Mädchen. Ja.

Leander. Aber wenn er zu Hause ist, da trägt er eine Mütze.

Erstes Mädchen. Ach genug, genug, mein Herr, ich mag gar nicht mehr fragen, ich höre schon, daß Ihr doch alles wißt. (Zu dem andern Mädchen) Ach, Schwester, das ist ein erstaunlicher Mann, der weiß alles, das Vergangene und das Zukünftige.

Zweites Mädchen. Ach, Schwester, komm, laß uns gehen, ich bin bange, er weiß am Ende auch etwas, wovon ich nicht möchte, daß irgend ein Mensch es je zu wissen kriegt.

Erstes Mädchen. So geh' hin und bitte ihn, so sagt er gewiß nichts nach, er ist ein sehr honneter Mann.

Zweites Mädchen. Ach, mein theurer Monsieur, ich bin bange, Ihr wißt, was letzte Nacht passirt ist —

Leander. Ja gewiß, das weiß ich alles haarklein. Erst kam —

Zweites Mädchen (leise zu ihm). Ach, Monsieur, nicht weiter, ich will nicht, daß die Andere das hören soll; denn wenn es herauskäme, bliebe der Hausknecht nicht eine Stunde länger im

Dienste. Möchte Monsieur doch diese achtundzwanzig Schillinge nicht verschmähen —

Leander. Schön Dank.

Zweites Mädchen. Ihr werdet mich also nicht verrathen?

Leander. Nein, Ihr könnt Euch darauf verlassen. Adieu, alle beide, und mein Compliment an die Madame und das Fräulein. Will sich sonst noch jemand Raths bei mir erholen, so bin ich gleich hier gegenüber zu finden. (Die Mädchen ab.)

Sechste Scene.

Leander allein.

Leander. Je länger, je toller; laß sehen, ob ich noch alles zusammenbringe. Bewaffnete Mannschaft vor meiner Thüre; die Sicherheit der ganzen Welt nicht ausreichend für fünfzig Thaler; ein Verbrechen, fünfzig Thaler eine Lumperei zu nennen; Aufforderung, sämmtliche Debitoren der Stadt anzuzeigen. „Viele Empfehlungen von der Madame und sie läßt schön bitten, Er möchte doch einem Dieb ein Auge ausschlagen.“ „Eine schöne Empfehlung von dem Fräulein und sie läßt schön bitten, Er möchte doch einen jungen Herrn in sie verliebt machen.“ Hier zwei Ducaten in diese Hand, da zehn Reichsthaler in die andere Hand. Was Henker heißt das? Entweder ich bin toll und kenne mich selbst nicht mehr, oder die ganze Stadt ist toll. Ist die ganze Stadt toll, so wünsche ich blos, daß sie nicht eher wieder klug wird, als bis ich sie heile, damit würde ich wenigstens für einige Zeit meine Rechnung finden. Diese Mädchen werden mich um meiner Kunst willen weiter recommandiren und in kürzester Zeit werde ich so viel Geld einnehmen, daß ich meinen Wechsel damit bezahlen kann. Und so will ich denn nur wieder ins Haus gehen; wenn jemand kommt und nach mir fragt, so kann der Junge unterdeß sagen, ich wäre aufs Land und kassirte Geld ein, um bei meiner Rückkunft die fünfzig Thaler zu bezahlen, und wenn jemand kommt, der mich als Hexenmeister consultiren will, so soll er ihn mir nur hineinschicken.

Dritter Akt.

Erste Scene.

Arv, der Hausknecht, allein.

Arv. Ach, wenn ich mein Geschäft doch nur erst zu Ende gebracht hätte! Ich soll zu einem Hexenmeister gehen, der hier an der Ecke wohnt, und meine gnädige Fräulein bei ihm anmelden; ihr ist ein Dutzend silberne Löffel weggekommen und da hat sie nun einen von uns Dienstboten in Verdacht. Sie wird gleich selbst kommen mit sämmtlichem Gesinde, um die Wahrheit zu erkunden. Ich zittere am ganzen Leibe; denn noch nie habe ich einen Hexenmeister gesehen, geschweige denn mit einem gesprochen. Aber Courage, Arv, Du hast ja ein gutes Gewissen! Ich fürchte blos, wenn er mich zittern sieht, so denkt er, ich bin der Dieb; ich will mir mal vorstellen, als ob ich bereits mit ihm redete, um zu sehen, wie ich mich dabei benehme. (Arv nimmt den Hut unter den Arm, verbeugt sich.) Ein Compliment von der gnädigen Frau an den Herrn. — „Was ist ihr Begehr?" — Sie läßt ergebenst bitten, der Herr möchte doch ein gutes Wort für sie einlegen beim Lucifer, um zu erfahren, wer ihre silbernen Löffel gestohlen hat. — „Warum zitterst Du so?" — Blos vor Kälte, großgünstiger Herr. — „Das ist das böse Gewissen, glaub' ich, das Dich so zittern macht, Du bist vermuthlich selbst der Dieb." — Nein, hol' mich der Teufel, wenn ich es bin, großgünstigster Herr! — „So hast Du wenigstens dabei geholfen." — Nein, großgünstiger Herr, ich weiß von der ganzen Geschichte nicht mehr als ein neugebornes Kind. — „Willst

Du wol gleich stillstehen, Du Schlingel?" — Ja, großgünstiger Herr! — „Sieh mir in die Augen! (Sieht in die Höhe.) Jetzt bekenne nur gleich alles, ehe es noch zum Verhör kommt, so soll Dir die Strafe geschenkt sein!" — Ich kann nichts gestehen, großgünstiger Herr, ich bin ganz unschuldig! (Zieht sich selbst bei den Haaren.) „Willst Du Bestie gleich bekennen?!" — Ich habe aber doch nichts zu bekennen, gnädiger Herr, ich bin ganz unschuldig.... Na, das geht ja. Aber nun muß ich anpochen.

Zweite Scene.

Arv. Leander.

Arv (stammelnd). Gehorsamster Diener, wohlgeborene Frau, ich soll eine schöne Empfehlung machen vom Lucifer, und sie läßt Euch schön bitten, Ihr möchtet ihr doch sagen, wer ihr die — na, Ihr wißt ja schon. (Beiseite) Nun hab' ich rein vergessen, was es war.

Leander. Was schwatzest Du da für Zeug zusammen, da ist ja kein Wort zu verstehen?

Arv (zitternd, mit gefalteten Händen). Ich soll Monsör um was bitten.

Leander. Um was denn?

Arv. Ich weiß es wahrhaftig nicht.

Leander. Wer hat Dich denn hergeschickt?

Arv. Ich weiß es bei Gott nicht.

Leander. Willst Du Hund mich zum Narren halten? Du weißt nicht, wer Dich hergeschickt hat?

Arv. O ja, ich weiß es sehr gut.

Leander. Und also, wer ist es?

Arv. Wozu soll ich Monsör das noch erst sagen?

Leander. Ei, so soll Dich das Donnerwetter, willst Du mich zum Narren halten?

Arv. Ach, Herr Lucifer, verschont mich!

Leander. Du bist voll Furcht, mein Sohn, wie ich sehe, gieb Dich zufrieden, ich thue Dir nichts Böses; denke nach und sage Deinen Auftrag frei heraus.

Arv. Ich soll den Herrn schön grüßen von zwölf silbernen Löffeln, und die lassen auch recht sehr bitten, Er möchte doch unserer gnädigen Frau ein Auge ausschlagen, denn die hätte sie gestohlen.

Leander. Aha, jetzt endlich verstehe ich, was Du meinst, so kauderwelsch Du Dich auch ausdrückst. Deiner gnädigen Frau, merke ich, ist ein Dutzend silberner Löffel gestohlen worden?

Arv. Ja, und der Herr möchte doch so gut sein und ihnen ein Auge ausschlagen.

Leander. Den silbernen Löffeln ein Auge ausschlagen?

Arv. Nein, dem von dem Gesinde, der die Löffel gestohlen hat. Ach, Herr, thut mir nichts zu leide, ich bin so bange, Ihr macht einen Wehrwolf aus mir. (Weint.)

Leander. Du wirst sie wol selbst gestohlen haben, daß Du so sehr bange bist.

Arv (weinend). Nein, ich habe noch all mein Lebtag nichts gestohlen, nicht einen Stecknadelknopf.

Leander. Hast Du nichts gestohlen, mein Sohn, so hast Du auch nichts zu befürchten. Grüße Deine gnädige Frau und ich ließe sie bitten, mit dem Gesinde herzukommen, so wollte ich ihr den Dieb zeigen.

(Arv geht ab, sieht sich unterwegs furchtsam um.)

Dritte Scene.

Leander. Ein Mädchen. Später **ein Mann. Ein Junge.**

Leander. Wie sich die Menschen doch vom Aberglauben beherrschen lassen; nicht im Traume hätte ich mir einfallen lassen, daß die Leute noch einmal das Kreuz vor mir schlagen sollten. — Aber da ist schon wieder Eine; was wollt Ihr, mein Kind?

Das Mädchen. Ach, großgünstiger Herr, mir ist ein Unglück passirt mit einem jungen Mann, der mich zu Falle gebracht hat; ließe es sich nicht machen, daß ich wieder Jungfer würde?

Leander. Ja, machen ließe sich es schon, mein Kind; aber was hülfe es wol, Ihr verlört sie ja doch gleich wieder?

Das Mädchen. Ja, es könnte mir doch so viel helfen, daß ich desto eher einen Mann kriegte.

Leander. Ich will Euch ein gutes Mittel sagen, das Ihr wöchentlich einmal brauchen müßt; aber hier in der Stadt nützt es Euch nicht, soll es Euch helfen, so müßt Ihr in eine fremde Stadt reisen, und wenn Ihr das Mittel da noch einige Tage braucht, so werdet Ihr wieder eine so richtige Jungfer, wie Ihr je gewesen.

Das Mädchen. Was habe ich dafür zu bezahlen?

Leander. Zwei Thaler.

(Sie bezahlt das Geld, kriegt dafür ein Fläschchen und geht ab.)

Ein Mann (tritt ein). Ist Er nicht der weise Mann, der hier wohnt?

Leander. Ja; was steht zu Diensten?

Der Mann. Mein Herr, ich habe solch verfluchtes Weibsstück, das mich alle Tage bei den Haaren herumzieht; wolltet Ihr sie nicht für Geld und gute Worte wieder zahm machen?

Leander. Schneidet von einem Baume einen Zweig, so von Daumendicke, und trocknet ihn bei mäßigem Feuer; wenn er ordentlich getrocknet ist, so schmiert ihn mit Gänsefett und damit gebt Eurer Frau des Morgens früh zwölf tüchtige Hiebe. Hilft es den ersten Tag nichts, so schmiert ihn mit Schweinefett, das aber ein bischen ranzig sein muß, und versucht es damit zwei Morgen nach einander. Will das auch noch nicht helfen, was jedoch sehr unwahrscheinlich ist, so müßt Ihr ihn mit Mandelöl schmieren und damit vier Tage nach einander fortfahren, und Ihr werdet die sanfteste Frau bekommen, die nur Einer verlangen kann.

Der Mann. Was kostet der Rath?

Leander. Zwei Thaler. Seht aber ja wohl zu, daß der Zweig bei mäßigem Feuer getrocknet wird, sonst wirkt er nicht. (Der Mann ab. Ein Junge tritt ein.) Ei, sieh, da ist schon wieder ein Frischer; das geht ja wie geschmiert. Was fehlt Euch, mein Sohn?

Der Junge. Ach, ich bin ein armer Schustergeselle und muß für mein Brod arbeiten wie ein Vieh; mein ältester Bruder dagegen hat sich auf die Bücher verlegt und ist Doctor geworden in der Doctorkunst, und da ist er nun bei den Leuten ebenso angesehen, wie ich verachtet bin, und verdient an einem einzigen Fieber mehr als ich an zehn Paar Stiefeln. Meine unterthänigste Bitte an meinen Herrn geht nun dahin, da Er sich nun doch einmal dem Teufel verschrieben hat und der schwarzen Kunst mächtig geworden ist, daß Er mir doch nur einen einzigen Wunsch erfüllen möchte.

Leander. Man kann die schwarze Kunst erlernen, auch ohne sich dem Teufel zu ergeben. Zwölf Personen thun sich zusammen und reisen auf die schwarze Schule nach Wittenberg, elf von ihnen gehen frei aus, nur den zwölften, den das Loos trifft, holt der Teufel.

Der Bursche. So ging mein Herr also frei aus?

Leander. Gewiß, sonst wäre ich ja nicht hier. Aber was ist Euer Begehr?

Der Bursche. Ich möchte gern Doctor werden wie mein Bruder.

Leander. Das kostet vier Thaler.

Der Bursche. Hier sind vier Thaler.

Leander. Nun höre an: Du kaufst Dir zehn Ellen schwarzes Tuch bei dem Kaufmann hier gerade über; denn der hat allein das Tuch, das in der schwarzen Manufactur in Wittenberg gemacht wird. Von diesem Tuche läßt Du Dir einen langen Rock machen, wenn Du das gethan hast, so miethest Du Dir eine hübsche Wohnung und läßt mit großen Buchstaben über die Thüre schreiben — wie ist Euer Name?

Der Bursche. Ich heiße Jahn.

Leander. Ja, so müßt Ihr schreiben: Hier wohnt der weitberühmte Doctor Jansenius, der jegliche Krankheit curirt.

Der Bursche. Aber was soll ich denn brauchen, daß die Kranken gesund werden?

Leander. Das ist einerlei, nehmt, was eben bei der Hand

ist; habt Ihr nur den langen Rock an, so könnt Ihr in Eure Flaschen gießen, was Ihr wollt, es ist alles gleich.

Der Bursche. Nein, aber sollte das wirklich so sein?

Leander. Höre, Kamerad, auf Widerspruch lasse ich mich nicht ein. Thut nur, wie ich Euch sage; wol hundert Doctoren kenne ich, die ihr Glück auf keine andere Weise gemacht haben. Glückt es Euch nicht, so erstatte ich Euch die Kosten und zahle das Geld zurück. (Der Bursche ab.)

Vierte Scene.

Eine Dame mit ihrem Gesinde. Leander.

Die Dame. Dienerin, Herr Doctor, ich nehme mir die Freiheit, mich bei Euch in zwei Fällen Raths zu erholen. Vor drei Tagen wurde mir eine silberne Kanne gestohlen und heute wieder ein Dutzend silberne Löffel, und in beiden Fällen bin ich überzeugt, daß es Hausdiebe sind. Will der Herr Doctor mir die nun nachweisen, so will ich Ihm seine Mühe redlich vergelten.

Leander. Verzeihung, da muß ich erst ein wenig mit mir selbst zu Rathe gehen. (Bei Seite) Wie soll ich mich da nun herausziehen? Indessen ich kann ja sagen, der Dieb selber soll ihr die Sachen morgen wieder bringen. (Laut) Hört, meine beste gnädige Frau, morgen Abend sollen beide Diebe die gestohlenen Sachen freiwillig zurückliefern.

Die Dame. Ach nein, Herr Doctor, ich weiß ja, Er kann es mir gleich sagen.

Leander (bei Seite). Das ist eine verwünschte Versuchung! Aber ich werde mir schon noch heraushelfen. (Laut) Na, dann werde ich sehen, gnädige Frau, was sich thun läßt. Stellt Euch mal alle in Eine Reihe, Ihr Leute! (Geht auf und nieder.) Steht Ihr nun alle in einer Reihe? (Sie antworten: Ja.) Nun fallt mal alle auf die Kniee. (Sie antworten: Ja.) Jeder hebe die rechte Hand auf! Nun hebt die linke Hand auf! Nun hebt beide auf! Nun faltet die Hände! (Während er seine Befehle giebt, wendet er ihnen

den Rücken.) Habt Ihr nun alle die Hände gefaltet? (Sie antworten alle: Ja.) Du, der Du die Kanne gestohlen hast, auch? (Er antwortet allein: Ja.) Seht da, gnädige Frau, da habt Ihr Euren Dieb; ich habe müssen drei Geister beschwören, um ihn zum Geständniß zu bringen.

Die Dame. Ach, Du abscheulicher Dieb, an Dir ist der Galgen sicher!

Leander. Nein, gnädige Frau, strafen müßt Ihr ihn nicht weiter, als blos aus dem Hause jagen. Höre, Kerl, diesmal habe ich noch für Dich gebeten, nun gieb auch hübsch die Kanne zurück und thue dergleichen nicht wieder.

Der Dieb (küßt ihm die Hand). Tausend Dank für Eure Fürsprache, Herr Doctor; ich habe die Kanne mit sammt den Löffeln in einem Loch auf dem Heuboden versteckt.

Leander (leise zur gnädigen Frau). Laßt ihn laufen, um meinetwillen; eben sagt der Geist mir, daß er die Kanne mitsammt den Löffeln in einem Loch auf dem Heuboden versteckt hat.

Die Dame. Ach, Herr Doctor, Er ist wahrhaftig der größte Schwarzkünstler in der Welt!

Leander. Sie kann sich aber auch kaum vorstellen, meine gute Dame, was Einem das für Mühe macht, so was nachzuweisen; ich will mich lieber sechzehnmal in einen Wehrwolf verwandeln, als einen solchen Diebstahl herausbringen.

Die Dame. Kann Monsieur auch Sturm und Gewitter machen?

Leander. Pah, das ist Kinderspiel, das kann ja der allerunterste von unserer Kunst.

Die Dame. Mein Mann, Herr Doctor, ist ein sehr wißbegieriger und tiefstudirter Mann, aber voll Unglauben, er lachte mich aus, da er hörte, ich wollte mich bei dem Herrn Doctor Raths erholen; er ist nämlich der Meinung, daß es überhaupt keine Zauberei giebt. Jetzt werde ich ihn auf der Stelle herschicken, damit der Herr Doctor selber ihn überführen kann. Adieu, mein Herr! (Die Frau mit dem Gesinde ab.)

Leander. Gehorsamster Diener.

Fünfte Scene.

Leander allein.

Leander. Alle Wetter, jetzt geht es mir an den Kragen! Wenn ein Gelehrter, noch dazu ein Feind des Aberglaubens, mich auf die Probe stellt, so bin ich unfehlbar verrathen; so Einem eine Nase zu drehen, das ist was Anderes, als solchem einfältigen Weibsvolk. Es ist daher wol das Gerathenste, ich höre auf, während ich noch im besten Zuge bin, damit es mir nicht am Ende geht wie dem Bauer in der Komödie, der zum Doctor wurde wider seinen Willen. So will ich denn jetzt nach Hause gehen und wenn der Executor kommt, will ich ihm die Hälfte von den fünfzig Thalern abbezahlen, so wird er ja doch wol wegen des Restes Geduld haben. Wenn ich alle diese Abenteuer überdenke, so sind sie so wunderlich, man könnte die schönste Komödie daraus machen; gewiß wohnt hier Einer in unserer Straße, der sich für einen Hexenmeister ausgiebt, und die Mädchen, die zuerst zu mir kamen, haben mein Haus für das seine gehalten. Jedenfalls ist das Beste, ich drücke mich, ehe der gelehrte Herr kommt. Heda, Herr Wirth!

Sechste Scene.

Der Wirth. Leander.

Der Wirth. Was befehlen Monsieur?

Leander. Ich kann nicht über Nacht hier bleiben, wie ich erst wollte, ich wünsche meine Rechnung.

Der Wirth. Die Rechnung ist nicht groß, Monsieur hat blos zwei Mark verzehrt.

Leander. Hier sind zwei Mark.

Der Wirth. Serviteur. (Beide ab.)

Siebente Scene.

Der Mann der Dame.

Der Herr. Es ist doch etwas Seltsames, in der That! Alle die Zeit her habe ich dergleichen für Narrenspossen gehalten, nun aber merke ich, daß doch wol etwas daran ist. Ich bin, weiß Gott, nie so begierig gewesen mit jemand zu sprechen, als mit diesem Hexenmeister. Aber hier ist das Haus, wo er wohnen soll! Da ist das Schild mit der Weinkanne und ein Hanswurst auf der Flur; ich muß nur anklopfen.

Achte Scene.

Der Mann der Dame. Der Wirth.

Der Herr. Serviteur, Monsieur. Ist Er hier der Herr vom Hause?

Der Wirth. Zu dienen, mein Herr.

Der Herr. Ich wollte mich noch recht schön bedanken von wegen meiner Frau.

Der Wirth. Gehorsamster Diener, mein Herr. (Bei Seite) Was ist das für Unsinn? Hab' ich denn was mit seiner Frau zu thun gehabt?

Der Herr. Ich hätte wirklich nicht gedacht, daß es überhaupt so etwas giebt.

Der Wirth (bei Seite). Ah, nun merke ich, der gute Herr ist im Thran, mit dem muß ich vorsichtig umgehen.

Der Herr. Ich habe bisher niemals glauben wollen, daß so etwas überhaupt passirt.

Der Wirth. Ja, wie das nun geht, die Welt ist wunderlich.

Der Herr. Hätte meine Frau oder andere Damen mir das erzählt, ich hätte es für Weiberklatsch gehalten.

Der Wirth. Nein, nein, wahr ist die Sache.

Der Herr. Ja, allerdings, ich habe ja den Glauben in Händen.

Der Wirth. Hat der Herr es etwa früher nicht geglaubt?

Der Herr. Keine Spur.

Der Wirth. Ja, da zweifelt doch übrigens kein Mensch daran. (Bei Seite) Was das für verfluchter Unsinn ist! Er will niemals geglaubt haben, daß die Welt wunderlich! Aber ich sehe schon, der arme Kerl ist im Thran, darum glaubt er, es geht alles in der Welt so vortrefflich; ich muß ihm nur zu Munde sprechen, vielleicht trinkt er dann auch noch bei mir eine Flasche Wein. (Laut) Der Herr hat vermuthlich nie in der Welt vorher einen Verdruß gehabt?

Der Herr. Ei, aus dem Verdruß mache ich mir nichts; ich hätte auch weiß Gott gar nichts davon gesagt, es war blos meiner Frau wegen, eine lumpige silberne Kanne mehr oder weniger, das hat nichts zu sagen, Herr Doctor.

Der Wirth (bei Seite). Na nu zum Henker, bin ich nun gar schon Doctor? (Laut) Ich bin weder Doctor, noch Magister, mein Herr, sondern ein ehrlicher, schlichter Bürgersmann.

Der Herr. Doctor nenne ich, wer seine Kunst vollkommen inne hat, auch wenn er nicht zum Doctor promovirt ist.

Der Wirth. Mich gehorsamst zu bedanken für die gute Meinung, die der Herr von mir hat. (Bei Seite) Auf die Art werden wir verflucht viel Doctoren in der Stadt kriegen; mein Schuster macht die besten Schuhe und da werde ich ihn wol nächstens auch Doctor nennen müssen.

Der Herr. Wer es in seiner Wissenschaft so weit gebracht hat, daß er seinen Mitmenschen helfen und Beistand leisten kann, wie Monsieur, den nenne ich Doctor.

Der Wirth (bei Seite). 's ist wahr, mit meinem alten Wein hab' ich schon mehr als Einen gesund gemacht. (Laut) Aber, mein Herr, ich helfe niemand mit meiner Kunst, der nicht bezahlt.

Der Herr. Das wäre ja auch unverschämt, so etwas umsonst zu verlangen.

Der Wirth (bei Seite). Nun seh' ich doch, ich habe dem Herrn Unrecht gethan, es ist ein ganz ordentlicher, nüchterner Herr. (Laut) Wer mich bezahlt, dem steh' ich sofort zu Diensten.

Der Herr. Die Gelehrten freilich wollen von dem Gewerbe nichts wissen.

Der Wirth. Doch nicht alle, mein Herr; da sind zum Beispiel zwei Magister, die sprechen regelmäßig jeden Nachmittag bei mir ein.

Der Herr. Ist es möglich? Haben sie auch schon rechte Fortschritte gemacht?

Der Wirth. Ei nun, sie sind nicht schlechter als meine andern Gäste.

Der Herr. Monsieur sagt Gäste, er meint wol Schüler; indessen das kommt auf Eins heraus.

Der Wirth. Schüler kann ich sie nicht nennen, mein Herr, da ich sie ja nicht unterrichtet habe, das soll mir niemand nachsagen.

Der Herr. Monsieur hält mich doch hoffentlich nicht für einen Spion, der hierher gekommen ist, ihn zu verrathen?

Der Wirth. Davor brauche ich keine Angst zu haben, ich treibe mein Gewerbe mit obrigkeitlicher Erlaubniß.

Der Herr. Das ist mehr, als ich gedacht hätte.

Der Wirth. Hat der Herr denn etwa geglaubt, ich wäre ein Bönhase?

Der Herr. Nein, nein, dazu habe ich selbst ja zu sprechende Beweise erlebt. Aber schreiten wir näher zur Sache; ich bin hierhergekommen, weil ich gern noch weitere Proben von Seiner Kunst sehen möchte.

Der Wirth. Gehorsamst zu bedanken, aber das bloße Probensehen nützt nichts, der Herr muß sie auch kosten.

Der Herr. Was soll das heißen: kosten?

Der Wirth (bei Seite). Sieh da, nun redet wieder der Branntwein aus ihm. (Laut) Ich habe so einiges, mein Herr, wenn Ihr das seht, so denkt Ihr, es ist nicht werth, daß man es kostet; aber sowie Ihr es nur auf die Zunge bringt, da merkt Ihr, wie köstlich es ist.

Der Herr (bei Seite). Das ist wieder sehr verblümt. Aber diese Leute sprechen immer in Gleichnissen in philosophia occulta. (Laut) Aber, Monsieur, wen haltet Ihr wol für den Meister

Eurer Profession? Ist es der Albertus Magnus oder der Cyprianus?

Der Wirth. Cyprianus? Bei unsrer Profession kenne ich in der ganzen Stadt keinen, der Cyprianus heißt.

Der Herr. Er kennt den Cyprianus nicht?

Der Wirth. Nein, der Herr meint vielleicht den Julius.

Der Herr. Den Mann kenne ich wieder nicht.

Der Wirth. Das ist seltsam, da er doch den besten Wein in der Stadt hat.

Der Herr (bei Seite). Sieh da, nun spricht er schon wieder durch die Blume. (Laut) Wenn Monsieur doch die Güte haben wollte, sich der gewöhnlichen Ausdrücke zu bedienen, ich verstehe sonst nicht, was Er meint. Aber sollte er wirklich den Albertus Magnus nicht gelesen haben, das ist ja doch ein berühmter Autor in magia naturali?

Der Wirth (leise). Horch, nun spricht wieder der Branntwein aus ihm. (Laut) Wie ich jung war, mein Herr, habe ich allerdings etwas von Alexander Magnus gelesen, aber das war ein Kaiser und ich bin blos ein Weinhändler, das sind zwei unterschiedliche Professionen.

Der Herr (leise). Nun spricht er schon wieder durch die Blume. (Laut) Ein Weinhändler seid Ihr? Ha, ha, ha!

Der Wirth. Ja gewiß ein Weinhändler, das ist eine Profession, deren ich mich ganz und gar nicht schäme.

Der Herr (streichelt ihm die Backen). Ei, mein Herr, so laßt uns von der Leber wegsprechen, ich weiß ja doch, wer Er ist.

Der Wirth (leise). Ei so soll Dich doch das Donnerwetter! Wo Du Dein Bier trinkst, da kannst Du auch Deine Hefe verschütten. (Laut) Für wen also hält der Herr mich?

Der Herr. Ihr seid ja doch Doctor magiae naturalis.

Der Wirth. Was heißt das?

Der Herr. Ihr seid ja doch Doctor in der Hexenkunst.

Der Wirth. Na, wer mir das nachsagt, ist kein ehrlicher Mann!

Der Herr. Ist denn dies nicht Euer Haus?

Der Wirth. Ja, dies ist mein Haus.

Der Herr (streichelt ihm nochmals die Backen). Ei so laßt uns doch ernsthaft reden, ich verrathe Ihn wahrhaftig nicht.

Der Wirth. Monsieur, bisher dachte ich blos, Ihr wäret betrunken, jetzt aber merke ich, daß Ihr verrückt seid. (Will gehen.)

Der Herr (hält ihn zurück und liebkost ihn aufs neue.) Ich verrathe Ihn ja wahrhaftig nicht!

Der Wirth. Was will Er denn von mir verrathen?

Der Herr. Daß Er die schwarze Kunst versteht und übt.

Der Wirth. Das ist ein Spitzbube, der mir so was nachsagt!

Der Herr. Nein, das geht doch zu weit. (Packt ihn bei den Haaren.)

Der Wirth. Heda, Peter, Christoph, kommt heraus!

(Peter und Christoph, mit Schürzen vorgebunden, kommen heraus und stehen dem Wirthe bei.)

Neunte Scene.

Zwei Polizisten. Der Herr. Der Wirth. Peter. Christoph.

Erster Polizist. Was giebt's da?

Der Herr. Arretirt mir gleich diese Kerle, das sind Hexenmeister.

Zweiter Polizist. Ha ha, das sind just dieselben, denen wir heute schon den ganzen Tag nachlaufen.

Der Wirth. Glaubt ihm nicht, Ihr guten Freunde, es ist ein Verrückter.

Erster Polizist. Ja wenn wir nur die ganze Stadt voll solcher Verrückten hätten, den Herrn Leonard kennen wir. Fort, fort mit Euch, Ihr Zauberteufel, die ganze Stadt, glaub' ich, ist mit dem Gesindel angesteckt!

Der Wirth. Hei, hei, Gewalt!

Zweiter Polizist. Willst Du gleich still sein, Du Hund, oder ich stoße Dir den Spieß in den Bauch! Aber wie hat der gnädige Herr sie nur ausgespürt? Wir gehen ebenfalls und suchen den Komödiantenmeister, der sich mitsammt der ganzen Bande dem Teufel verschrieben hat.

Der Herr. Er hat soeben vor meiner Frau eine Probe seiner Kunst abgelegt, das kann mein gesammtes Gesinde bezeugen.

Der Wirth. Ich will gleich des Teufels sein, wenn ich seine Frau jemals gesehen habe; Ihr seht ja, es ist ein Verrückter!

Erster Polizist. Herr Leonard ist ein vernünftiger und zuverlässiger Herr, ein Wort aus seinem Munde ist so gut wie hundert aus Eurem.

Der Herr. Ich werde meine Frau und mein gesammtes Gesinde als Zeugen stellen.

Erster Polizist. Ist gar nicht nöthig, Euer Gnaden; diesen Kerlen sieht man es ja am Gesicht an, daß sie Hexenmeister sind. Wollt Ihr gleich fort, Ihr Teufelsbraten? (Alle drei fangen an zu schreien.)

Der Herr. Hättest Du es mir im Guten gestanden und mich nicht noch obenein ausgeschimpft, ich hätte Dich nicht verrathen.

Der Wirth. Ach, ach, Du abscheulicher Verräther!

Erster Polizist. Marsch fort, Ihr Hunde, die Andern werden wir schon auch noch kriegen. (Sie werden fortgestoßen.)

Vierter Akt.

Erste Scene.

Terentia, des Schauspielers Braut. **Apollonia**.

Terentia. Ach, es ist nur allzu richtig, Apollonia, ich war bei meinem Bräutigam an der Thüre, um zu hören, was es gäbe, aber ich fand das Haus leer und die Thüre verschlossen. Ach, wenn er doch nur dem Gefängniß entflohen wäre; denn wenn er wirklich dem Henker in die Hände fällt, so mag auch ich nicht länger leben.

Apollonia. Ei Possen, Mamsell! Zwar wollt Ihr einen Schauspieler heirathen und späterhin selbst Schauspielerin werden, aber darum müßt Ihr doch nicht vor der Zeit Tragödien spielen.

Terentia. Wenn er, den ich so heiß geliebt habe, eines schmählichen Todes sterben muß, wie könnte ich es wol überleben?

Apollonia. Das ist schon wahr, Mamsell, und ich selbst möchte Ihr nicht rathen, es zu überleben; indessen sorgt wenigstens, daß Ihr nicht anders sterbt, als die Heldinnen der Tragödie nach der Regel des Theaters zu sterben pflegen. Ihr müßt noch erst einige Tragödien durchlesen und Euch eine Heldin zum Muster nehmen, die recht galant und recht nach der Regel stirbt; in diesem Falle wird niemand etwas dagegen haben, im Gegentheil, Ihr erweist dem Publikum noch einen Gefallen damit, da eben großer Mangel an tragischen Stoffen ist.

Terentia. Ach, spotte nicht, Apollonia, wüßtest Du, wie ich ihn geliebt habe, Du sprächest gewiß anders.

Apollonia. Ich gebe zu, daß Ihr Anlaß hattet ihn zu lieben; jetzt jedoch, nachdem Ihr erfahren habt, daß er sich dem Teufel verschrieben und ein Schwarzkünstler geworden ist, jetzt, wenn Ihr noch die mindesten Nachgedanken habt, muß Eure Liebe sich in Haß verwandeln. Ich für mein Theil, hättet Ihr mich vor Eurer Verlobung um Rath gefragt, würde Euch von vornherein abgeredet haben; das Risico ist doch gar zu groß, sich mit einem Schauspieler zu verloben, der alle Abend neue Liebschaften hat und so viel Frauen nimmt, als der Poet Lust hat Komödien zu schreiben.

Terentia (weinend). Ach, Apollonia, ich kann ihn nicht verlassen, auch wenn ich wollte.

Apollonia. Wie so? Da ist wol noch etwas mehr zwischen Euch vorgefallen als Redensarten und Versprechungen?

Terentia. Ach eben das ist ja das Unglück, ich bin, unter uns gesagt, nicht mehr so ganz frei —

Apollonia. Das ist freilich dumm, aber das Leben nähme ich mir darum doch noch nicht. Ich bin selbst einmal zu Falle gekommen, durch einen jungen Mann, mit dem ich nicht einmal verlobt war, aber darum bin ich doch eine eben so gute Jungfer wie vorher. Ein Mädchen in einer großen Stadt kommt niemals um ihren Ruf; kommt sie in andere Umstände, so liegt statt ihrer eine Bauerfrau in Wochen und kriegt das Kind. Wenn Ihr einen Jungen kriegt, so wäre es ein wahres Glück für Euch; denn wenn ein Hexenmeister einen Jungen macht, das wird allemal ein Wichtelmännchen, das seine Mutter reich macht.

Terentia. Ach, ach, wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen; ich will von der bösen Zunge nichts mehr hören. (Ab.)

Zweite Scene.

Apollonia. Lucretia.

Apollonia. Es thut mir doch leid, daß ihr das hat passiren müssen; denn da nun sämmtliche Schauspieler als Schwarzkünstler in Verdacht sind, so werden diese Komödien, von denen wir ebenso viel Nutzen als Zeitvertreib hatten, nun wol ganz aufhören müssen. Aber sieh, da kommt die prüde Madame Lucretia; die wird sich gewiß darüber freuen, da sie ja die Komödien niemals leiden konnte.

Lucretia. Nun, Apollonia, so habe ich denn endlich Genugthuung von der Komödie. Es ahnte mir gleich, daß es mit diesen Schauspielern kein gutes Ende nehmen würde; mit keinem Menschen in keinem Stande haben sie Frieden gehalten, bald ging es über die Doctoren her, bald über die Advocaten, über Obrigkeiten, Apotheker, Bürger und Edelleute, niemand ist von ihnen verschont worden, nicht einmal Papst, Cardinäle, Bischöfe, Barbiere, Kanngießer, noch Tanzmeister.

Apollonia. Eben darum schätzte ich sie werth; das Theater ist der Spiegel, worin die Menschen sich selbst erblicken und ihre Fehler verbessern können.

Lucretia. Was mir bei den Komödien am besten gefiel, das war immer der letzte Akt, und dann wieder im letzten Akt die letzte Scene, denn da wußte ich doch jedesmal, daß es zu Ende ging. Mein Mann war vorige Woche da, aber wie er wegging, spuckte er aus.

Apollonia. Das ist mir sehr begreiflich; der Held der Komödie war ein geduldiger Ehemann, und da war der Herr Liebste denn für diesmal völlig in seinem Rechte.

Lucretia. Ei, Ihr Spottvogel, für wen haltet Ihr mich?

Apollonia. Für eine höchst liebenswürdige Dame.

Lucretia. Na was sollen denn da die Historien? Und übrigens hat mein Mann nicht blos in dieser Komödie ausgespuckt, sondern auch schon in der vorhergehenden.

Apollonia. Dazu wird er ebenfalls seine Gründe gehabt haben; es trat ein Jäger mit seinen Hunden auf, und das ist ein

unangenehmer Anblick für gewisse Männer, denen dabei bange wird, es könnte ihnen gehen wie dem Actäon, der von seinen eigenen Hunden für einen Hirsch gehalten und von ihnen zerrissen ward.

Lucretia. Was war das für ein Mann, der Actäon?

Terentia (kommt). Das war eine gute alte Haut von Mann, nur —

Lucretia. Was meint Ihr mit Eurem Nur?

Apollonia. Nur soll er ebenfalls eine sehr liebenswürdige Frau gehabt haben.

Lucretia. Ihr müßt Euch deutlicher aussprechen, wenn Ihr mit mir sprecht, ich verstehe solche verblümte Redensarten nicht.

Apollonia. Nun, wahrhaftig, ich spreche doch so deutlich, daß man es mit Händen greifen kann.

Lucretia. Adieu, Mademoiselle, hier habe ich keine Lust länger zu bleiben. (Ab.)

Apollonia. Ganz nach Belieben. Von solchen thörichten Menschen werden wir gewiß noch mehr geplagt werden, die sich über das Ereigniß freuen, weil sie innerlich hoffen, das Theater, das ihre Thorheiten gegeißelt, werde bei dieser Gelegenheit zu Grunde gehen. Aber sieh, wer kommt denn da gesprungen, das ist ja wahrhaftig Hans Franzen.

Dritte Scene.

Jean. Apollonia.

Jean. Vertichoux! quel accident! On dit, que la bande va-être perdue, ha, ha, ha!

Apollonia. Worüber ist Er denn so vergnügt, Monsieur?

Jean. He bien, Mademoiselle, je vous gratule. Ihr sollt ja, wie ich höre, sammt und sonders gehängt werden.

Apollonia. Hat Einer von unserer Gesellschaft sich vergangen, so trifft das doch uns Uebrige nicht.

Jean. Que diantre? N'avez-vous, pas —

Apollonia. Ei, wenn Ihr es noch im Stande seid, so sprecht doch hübsch Eure Muttersprache.

Jean. Je vous dis, Mademoiselle, Ihr habt mardi alle zusammen Galgen und Rad verdient für die Schandschriften, die Ihr gemacht habt auf honnêtes gens.

Apollonia. Aber was geht das Monsieur an? Er wird doch hoffentlich nicht närrisch genug sein, sich unter die honnêtes gens zu rechnen?

Jean. Je me morcque de vous, Madame Grivoise. Ihr seid ein Kümmeltürke, ich aber als ein Cavalier bin im Auslande gewesen, pour faire honneur à la nation.

Apollonia. Pour faire honneur à la nation?!

Jean. Oui, Madame, pour faire honneur à la nation! Le roi de France, Monseigneur et Madame, sah mich nie, ohne sogleich zu sagen: Laissez passer et repasser ce Cavalier là; denn er bringt uns Geld ins Land. Ich weiß noch recht gut, was mich die Anzüge gekostet haben, die ich mir allein zu den verschiedenen Geburtstagen machen ließ, blos pour faire honneur à la nation. Oui pardi, si fait, Madame! Dafür passirte ich aber auch in Versailles, Fontainebleau und Marly nicht allein für einen honnête homme, sondern auch für einen honnête cavalier.

Apollonia. Nach dieser Beschreibung überzeuge ich mich denn freilich, daß ein Pferd mit einer goldgestickten Schabracke ebenfalls ein honnête homme heißen kann, besonders wenn le roi de France, Monseigneur und Madame, zu befehlen geruhen: laissez passer und repasser ce cheval.

Jean. Vertichoux, quelle comparaison! Ah la pauvre bête! Je vous dis, Mademoiselle, daß Ihr allzusammen den Galgen verdient habt, und Ihr kommt auch an den Galgen, wenn nicht wegen Zauberei, so doch schon von wegen der Schandschriften, die Ihr habt ausgehen lassen gegen honnêtes gens.

Apollonia. Je vous dis ebenfalls, Monsieur, daß Ihr mardi an den Galgen gehört, schon allein dafür, weil die mancherlei Rollen, die Ihr in der Komödie habt vorstellen sehen, nicht im Stande gewesen sind, Euch zu bessern.

Jean. Das Wenigste, was Ihr kriegt, ist das pilori.

Apollonia. Was heißt das: pilori?

Jean. Vertichoux! est il possible? Sie weiß nicht, was pilori ist! Ah la pauvre bête! Ha ha ha! (Ab.)

Vierte Scene.

Hermann von Bremen. Apollonia.

Hermann. Alles, was jetzt geschieht, habe ich Bürgermeister und Rath vorausgesagt, aber niemand wollte ja einem scharfsinnigen Kopfe, wie ich bin, Glauben schenken.

Apollonia. Da ist meiner Treu der politische Kanngießer, der wird sich auch nicht schlecht über den Vorfall freuen.

Hermann. Der Teufel ist ein großer Politicus, das muß ich wissen, der ich meine Politica studirt habe.

Apollonia. Was höre ich, der Teufel hat auch studirt?

Hermann. Wer spricht da? Ah so, seid Ihr's, Mamsell? Es hat mir von Herzen leid gethan, das Unglück zu vernehmen, das Eure Bande betroffen hat.

Apollonia. Aber soll denn das wol Monsieurs Ernst sein, daß unser Unglück Ihm leid thut?

Hermann. Ja, auf mein Wort, es thut mir sehr leid. Freilich haben die braven Leute, die Schauspieler, mit ihren Spöttereien allerhand Aergerniß gegeben, ich für meinen Theil indessen habe niemals den mindesten Werth darauf gelegt. Ein ordentlicher Politicus sieht und hört all so etwas mit Verachtung; Aristoteles sagt: Ein weiser Mann siehet der Thoren Schimpf mit Verachtung an.

Apollonia. Aber wenn Er solch ein guter Politicus ist, Monsieur, so müßte Er doch billig alles in Schutz nehmen, was zur Bildung des Volkes beiträgt?

Hermann. Was trägt zur Bildung des Volkes bei?

Apollonia. Komödien, in denen die Thorheiten der Menschen dargestellt werden.

Hermann. Ei, Mademoiselle, das widerspricht ja aller

wahren Politik; weit entfernt, etwas zu nützen, befördern die Komödien vielmehr den Untergang des gemeinen Wesens.

Apollonia. Das sollte Ihm doch schwer fallen zu beweisen.

Hermann. Ich dächte nicht; hört zu, Mamsell, ich werde Euch dienen. Die Stärke eines Staates oder Gemeinwesens besteht in der Einigkeit der Bürger und wird durch Zwietracht vernichtet. Die Weltgeschichte kennt vier große Monarchien, die alle durch Zwietracht zu Grunde gegangen sind. Woran ging die assyrische Monarchie zu Grunde? An Zwietracht, Madame! Woran ging die persische zu Grunde? An Zwietracht, Madame! Was verwüstete die griechische? Zwietracht, Madame! Was endlich brachte die römische zu Falle? Nichts anderes, meiner Seele, als Zwietracht. Alexander Magnus schoß einen Bock, es war ein großer Irrthum von ihm, daß —

Apollonia. Ei, Monsieur, das heißt denn doch wol etwas zu weit ausholen, was hat Alexander Magnus mit unserer Komödie zu thun?

Hermann. Ich sage es auch blos, um zu beweisen, daß Zwietracht und Uneinigkeit einen Staat zu Grunde richten.

Apollonia. Aber Komödien verursachen doch keine Uneinigkeit?

Hermann. Komödien geben einem Stande Anlaß, sich über den anderen zu mokiren.

Apollonia. Auf die Art lernt ein Jeder mit der fremden zugleich seine eigene Narrheit kennen, und das kann ihm offenbar nur höchst nützlich sein.

Hermann. Dann wäre es also auch sehr nützlich, sich alle Tage herumzuprügeln, weil man auf die Art seine und anderer Stärke erprobt. Nein, nein, Madame, laßt uns als verständige Leute sprechen, ohne Rancune, und in Ueberlegung ziehen, was die Komödien für Folgen haben. Da hält ein ehrlicher Junggesell etwas auf seinen Anzug, gleich weisen sie mit Fingern auf ihn und rufen: Jean de France! Meint Sie etwa, er wird sich dafür nicht zu rächen suchen? Da ist ein anderer braver Mann, der sein Pfund nicht in die Erde graben will, vielmehr sich durch gelehrte Discurse nützlich zu machen sucht — gleich heißt er Geert Westphaler. Ein Mann, tief eingedrungen in die

Wissenschaft des Staates, will der Obrigkeit einen Wink ertheilen — gleich heißt er der politische Kanngießer. Seht Ihr, das ist die Frucht Eurer Schauspiele, Madame, nämlich daß ein Bürger des andern spottet. Aus Scherzen und Necken erwächst Verdruß, aus Verdruß erwächst Haß, aus Haß Zwietracht und aus Zwietracht das Verderben des Staates; ergo deswegen dürfen keine Schauspiele geduldet werden.

Apollonia. Durch Neckereien, Monsieur, fühlen sich nur Thoren verwundet, die in dem Spiegel, den man ihnen entgegenhält, sich selbst erkennen; lernen sie sich selbst erkennen, so suchen sie auch ihre Fehler abzulegen; legen sie ihre Fehler ab, so werden sie gute Menschen; werden sie gute Menschen, so werden sie auch gute Bürger; ergo deswegen müssen Komödien geduldet werden.

Hermann. Mein Principium ist unumstößlich, daß Spott Zwietracht erzeugt und daß Zwietracht die Bande der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung löst.

Apollonia. Und wenn ich nun beweise, Monsieur, daß Komödien dazu dienen, die Zwietracht zu beseitigen und die Eintracht zu befördern?

Hermann. Das wäre ich wirklich begierig zu hören.

Apollonia. Ist es etwa nicht wahr, Monsieur, daß des Abends der Eine hierhin, der Andere dahin geht, der ins Wirthshaus, der in die Ressource, das Theater dagegen vereinigt sie und hält sie zusammen an demselben Orte, ergo nach meinem Principium beseitigt es die Zwietracht, befördert die Einigkeit und befestigt den Staat?

Hermann. Nein, Spaß bei Seite, laßt uns ernsthaft sprechen, Madame. (Indem er sie bei Seite führt) Apropos, Madame, weil Ihr doch eben von Versammlungen sprecht, so muß ich doch etwas hervorheben, worüber ich mir in der Stille schon seit Langem meine Gedanken gemacht habe, nämlich ob es dem Staate wol wirklich dienlich ist, daß derartige Versammlungen überhaupt stattfinden. Kann dadurch nicht leicht Veranlassung zu Zusammenrottungen gegeben werden? Ich habe von einem persischen König gelesen, der aus eben dieser Ursache alle Versammlungen verbot; selbiger König hieß, wenn ich mich recht erinnere,

Pul Asser und hatte nur Ein Bein, wie aus Anders Christensens politischer Reisebeschreibung zu ersehen ist, aber Gehirn für zwei.

Apollonia. Pul Asser hatte ganz Recht, Monsieur, er wollte aber blos solche Versammlungen hintertreiben, wie von Euch und anderen politischen Handwerksleuten auf der Bierbank abgehalten werden, um vom Staate zu schwadroniren und die Obrigkeit durchzuhecheln; solche Versammlungen sind —

Hermann. Adieu, Madame.

Apollonia. Adieu, mein Herr Politicus.

Hermann. Statt zu spotten, Madame, solltet Ihr lieber zusehen, wie Ihr Euch aus dieser Hexengeschichte rettet. (Ab.)

Apollonia. Damit habe ich nichts zu schaffen, der Schuldige mag für sich selbst Rede stehen. Aber da kommt von Quoten. Alle Wetter, was der vergnügt aussieht; nun denkt er gewiß mit seinem Puppenspiel wieder auf den Strumpf zu kommen.

Fünfte Scene.

Von Quoten. Apollonia.

Apollonia. Serviteur, mein Herr von Quoten, Er sieht ja sehr vergnügt und wohlgemuth aus.

Von Quoten. Ick aben auch Ursachen, mich über Ihre Fall zu erfreuen. Denn erstens kommen ick nu wieder in meiner alte Brodstelle und zweitens werde ick gerächt an dene, die mich und meine Bande so schändlich persiflirt aben.

Apollonia. Das Erste, was Ihr nun gebt, wird gewiß Doctor Faustus sein, weil jetzt doch gerade so viel von Hexerei gesprochen wird.

Von Quoten. Nein, Madame, wir aben noch was Besseres, das eißt Saubereien von die Armida und ist ein tout-à-fait-Stück; es spielen von Anfang bis zu Ende in die Luft.

Apollonia. Alle Welt, von Anfang bis zu Ende in der Luft?

Von Quoten. Ja, und so oft Armida erscheinen, reiten sie

auf eine feuerspeiende Drache; das sein was anderes als Eure magere Komödier.

Apollonia. Bitte recht sehr, wir haben auch Komödien mit feuerspeienden Drachen gehabt, als zum Exempel das Stück, das sich betitelt: Ulysses von Ithacien.

Von Quoten. Ick verstehen schon, was Ihr meinen. Aber für dieser und anderer Bosheiten gehen es Euch nun an die Kragen.

Apollonia. Glaubt Ihr wirklich, daß das Vergehen Eines die ganze Bande zu Grunde richten wird?

Von Quoten. Man sagen doch, daß mehr als ein Exenmeister bei Eurer Bande gewesen; ganzes Publikum freuen sich über Eurer Sturz, Ihr aben in Eure Komödier anständiger Menscher auf die Theater gebracht und das sein niederträchtig.

Apollonia. Der Beweis möchte Euch schwer fallen, wohl aber können wir beweisen, daß Ihr in Euren Komödien anständige Menschen auf das Theater bringt, ja den lieben Gott selber, wie in der Komödie von Adam und Eva, und auf die Art die heilige Geschichte selbst in ein leichtfertiges Märchen verwandelt.

Von Quoten. In das Spanien, wo der Nation doch weit gebildeter sein, sein die meister Schauspieler so.

Apollonia. Ja, in Spanien fällt auch das Parterre auf die Kniee und betet, wenn ein Mönch mit dem Crucifix in der Hand auf der Bühne erscheint.

Von Quoten. Fallen Ihr, wenn Ihr schuldig sein, nur selbst auf der Knie und bereiten Euch zum Tode; sein Ihr aber unschuldig, so sehen Ihr zu, daß Ihr eine Advocate kriegen, der Eure Sache durchbringen, nämlich wenn sick vor Euch überaupt noch eine Advocate finden, weil Ihr es ja doch aben verderben mit die ganzer Welt.

(Geht ab.)

Sechste Scene.

Apollonia allein.

Apollonia. Ich will ebenfalls gehen. Aber da kommen zwei von unseren Schauspielern; es taugt nicht, daß man uns jetzt beisammen sieht, ich will mich zu Hause halten, bis ich höre, wie die Geschichte zu Ende geht. (Ab.)

Siebente Scene.

Zwei Schauspieler.

Erster Schauspieler. Ach, Monfrère, wenn das wirklich wahr ist, so ist es eine furchtbare Geschichte.

Zweiter Schauspieler. Es ist außer Zweifel, er ist eingezogen und hat alles gestanden.

Erster Schauspieler. Aber wie wäre es denn nur möglich gewesen, daß wir in einem so langen Verkehr nicht das Mindeste hätten merken sollen?

Zweiter Schauspieler. Ja, das sagst Du nur so; er hat sich eben meisterhaft darauf verstanden, seine Bosheit zu verbergen, in die Kirche ging er wie Einer, auch habe ich niemals ein lästerliches Wort aus seinem Munde vernommen.

Erster Schauspieler. Ich denke, es muß noch irgend anders zusammenhängen.

Zweiter Schauspieler. Nein, Monfrère, Du kannst Dich darauf verlassen, die Sache ist richtig, er hat es selbst gestanden.

Erster Schauspieler. Wenn es wirklich so wäre, so wollte ich gewiß nicht das kleinste Wort zu seinen Gunsten sagen, vielmehr selbst noch Holz zu dem Scheiterhaufen tragen, auf dem er verbrannt werden soll. Aber kann ein Mensch sich nicht selbst belügen?

Zweiter Schauspieler. Was für Gewäsche! Sich selbst belügen, um des schmählichsten Todes zu sterben?

Erster Schauspieler. Sage das nicht, Monfrère, so etwas kann allerdings geschehen, sei es aus Wahnsinn oder weil jemand

seines Lebens müde ist und sich doch nicht selbst umbringen mag, so hilft er sich auf diese Art vom Dasein. Hat man ja doch Exempel, daß melancholische Menschen gemordet haben, blos um hingerichtet zu werden, während Andere sich Verbrechen andichten, welche sie nie begangen haben, blos um zu sterben. Denn mit der sogenannten Hexerei ist das eine seltsame Geschichte, die mir niemals hat einleuchten wollen; sind doch gerade diejenigen Völker, bei welchen der Teufel angeblich am allermeisten zu Hause ist, die allerärmsten. Oder ist es nicht seltsam, daß die Finnen, die doch für die größten Teufelsbeschwörer gelten, arm sind zum Sterben, während es dem Teufel doch leichter fallen müßte, seinen Anhängern Geld zu verschaffen, als die größten Wunder zu thun, Wind und Wetter zu machen und um ihretwillen von einem Ende der Welt zum andern zu laufen, so oft sie befehlen? Ist es nicht ebenfalls seltsam, daß man in den großen Städten Paris und London, wo der Teufel in einem Tage mehr erbeuten könnte, als in Lappland in zehn Jahren, gleichwol niemals von solchen Geschichten hört? Eins von beiden ist gewiß: entweder ist die Zauberei eine natürliche Wissenschaft, oder sie ist eine Kunst des Teufels. Ist sie eine natürliche Wissenschaft, so müßte sie in Blüte stehen bei den gebildeten Nationen, welche eigene gelehrte Anstalten zur Erforschung der Natur errichtet haben, nicht aber bei armen Schächern, die weder lesen, noch schreiben können. Ist es dagegen eine Teufelskunst, wie geht es dann zu, daß diejenigen, welche sie ausüben, gerade die allerärmsten sind? Aus welchem Grunde wol sollte der Teufel die großen Städte mit ihrer Gottlosigkeit vorbeigehen und sich in Lappland ansiedeln, wo er ja eine bloße Hand voll Menschen zu verführen findet, es müßte denn etwa sein, weil ihm für gewöhnlich glühend heiß ist, und so ginge er denn vielleicht nach Finnland, um sich abzukühlen: eine Hypothese, die aber doch auch mehr witzig als gründlich ist? Nein, die Zauberei hat ihren Ursprung allein in der Unwissenheit und gedeiht nur da, wo die Menschen nicht im Stande sind, den Dingen auf den Grund zu sehen. Darum sieht man auch: ist wo eine Provinz, in der die Obrigkeit dem Aberglauben die Zügel schießen

läßt, gleich wimmelt das ganze Land von Teufeln; befördert sie dagegen die Aufklärung, so wird es augenblicks von allen solchen Dingen still.

Zweiter Schauspieler. Das alles räume ich Dir gerne ein, hier jedoch liegt sowol sein eigenes Bekenntniß, als die Aussage zahlreicher Zeugen vor, welche gesehen haben, wie er den Teufel beschwor. Du kennst ihn ja so gut wie ich, er gehört doch sicher nicht zu den Lebensmüden und hat sich doch gewiß nicht selbst so etwas andichten wollen.

Erster Schauspieler. Blos vielleicht die Schulden, in denen er steckt, die könnten ihn möglicherweise dazu gebracht haben.

Zweiter Schauspieler. Ei warum nicht gar, er pflegte sich die Dinge nicht so nah zu nehmen, daß eine vorübergehende Geldverlegenheit ihn hätte sollen so muthlos machen. Ueberdies beweist gerade sein Geldmangel, daß er kein Zauberer ist; denn wenn sich Einer doch mal dem Teufel ergiebt, so ist Geld jedesmal die erste Bedingung.

Erster Schauspieler. Aber vielleicht hat gerade der Geldmangel ihn verleitet und man hat ihn ergriffen, bevor er zu seinem Zwecke gekommen.

Zweiter Schauspieler. Das kann wol sein, aber für jeden Fall will ich ihn doch nicht vor der Zeit verdammen.

Achte Scene.

Ein Gerichtsdiener. Die Vorigen.

Ein Trommelschläger tritt auf, geht dreimal um die Bühne, veranlaßt einen Auflauf bald von Einen, bald von Andern, wobei man so viel Personen zusammenbringen muß, wie sich irgend auftreiben lassen, besonders Kinder und alte Weiber, welche sich um den Trommelschläger herumstellen, während Nachfolgendes verlesen wird.

Gerichtsdiener. Wir Bürgermeister und Rath dieser Stadt thun hiermit kund und zu wissen, welchergestalt der Schauspieler Leander überwiesen ist, sowol durch ausreichendes Zeugniß, als durch eigenes Geständniß, vermöge der schwarzen Kunst den Teufel in sein Haus citirt zu haben, allwo er auch

ergriffen worden und im Gefängnisse bekannt hat, daß die meisten Schauspieler derselben Bande sich des gleichen Verbrechens mit ihm schuldig gemacht: als wird hiermit männiglich, der solche Schauspieler beherbergt, verwarnt, unverzüglich danach zu sehen, daß selbige bleiben, wo sie sind, und sich nicht aus dem Hause entfernen; so aber jemand befunden würde, der Einen von ihnen verheimlicht, damit sie der Obrigkeit entrinnen und der gebührenden Strafe, welche sie verdient haben, andern zum abschreckenden Exempel, entzogen werden, selbiger soll als Mitwisser der gleichen Strafe verfallen sein, auch wenn ihm nichts weiteres nachgewiesen werden kann. (Rührt nochmals die Trommel und geht ab, begleitet von dem ganzen Haufen, der ein großes Geschrei erhebt.)

Neunte Scene.

Die beiden Schauspieler. Nachher zwei Jungen.

Erster Schauspieler. Hast Du es gehört, Monfrère?

Zweiter Schauspieler. Ja, ich habe es gehört und kann mich vor Schrecken kaum auf den Beinen halten; was haben wir doch nur verbrochen, daß man uns unschuldigen Menschen so etwas andichten kann?!

Erster Schauspieler. Wer im Unglück ist, sucht Gesellschaft. Was sollen wir nun anfangen? Fliehen wir, so machen wir uns verdächtig, und bleiben wir, so setzen wir uns der äußersten Gefahr aus.

Zweiter Schauspieler. Mir scheint am besten, wir bleiben; eines Mannes Zeugniß ist nicht hinreichend, uns zu stürzen.

Erster Schauspieler. Aber weil doch kein Mensch glauben wird, daß er seine besten Freunde mit Unrecht eines solchen Verbrechens bezüchtigt haben sollte, wird man uns nicht auf die Folter spannen, und werden wir da nicht am Ende Dinge bekennen, die uns nie in den Sinn gekommen sind? Ja, welcher Gefahr sind wir nicht von der Raserei des Pöbels ausgesetzt, gegen den die Obrigkeit selbst nicht im Stande sein wird uns zu beschützen?

Zweiter Schauspieler. Du hast Recht, es ist doch wol das Beste, wir ergreifen die Flucht. Aber wohin sollen wir fliehen? Gewiß wird niemand mehr aus dem Thore gelassen.

Zwei Jungen (kommen mit Liedern). Neue Lieder von den sämmtlichen Komödianten, die sich in Wehrwölfe verwandelt haben! (Sie kaufen das Lied und blättern darin.)

Erster Schauspieler. Ach Himmel, ist es möglich, mit solcher Ausführlichkeit zu lügen? Hier finde ich uns beide, Monfrère, Dich und mich, in einer langen Unterredung, die wir mit dem Teufel gepflogen, und auch Tag und Stunde ist angegeben, wo wir uns in Wehrwölfe verwandelt haben!

Zweiter Schauspieler. Eine Lüge ist wie ein Schneeball, der wird auch immer größer und größer.

Erster Schauspieler. Wir wollen uns zu meinem Schwager flüchten, er wird uns verbergen, bis dieser Wahnsinn vorüber ist.

Zehnte Scene.

Drei Bewaffnete. Die Vorigen.

Erster Soldat. Zwei von ihnen sollen ja hier auf der Straße stehen.

Zweiter Soldat. Ja, denk' mal die Unverschämtheit, stehen da mitten unter dem Volk bei der Trommel, während die obrigkeitliche Bekanntmachung verlesen wird! Aber sieh hier, wahrhaftig, das sind sie!

(Die Soldaten spannen den Hahn und zwingen sie, ihre Degen abzugeben.)

Erster Schauspieler. Ach, ist es möglich, daß Unschuldige in einem christlichen Lande so mißhandelt werden?

Erster Soldat. Ja richtig, Du hast auch wol noch von Unschuld und Christenthum zu sprechen, Du, der seinen Glauben abgeschworen und sich mit seinem eigenen Blute dem Teufel verschrieben hat?!

Erster Schauspieler. Nicht gedacht habe ich daran, geschweige denn es gethan.

Zweiter Soldat. Und hat sich in einen Wehrwolf ver-

wandelt, um Nachts auf der Straße unschuldige Menschen zu morden.

Erster Schauspieler. Davon wissen wir nichts.

Erster Soldat. Der aus Bosheit Sturm und Ungewitter gemacht hat, den Seefahrern zum Unglück und Verderben! Gestern allein sind drei Schiffe gescheitert, und den Sturm, in dem sie untergegangen sind, hat kein anderer verursacht, als diese verfluchten Zauberhunde!

Erster Schauspieler. Ach, ach, welche unerhörten falschen Beschuldigungen!

Zweiter Soldat. Und drei honnete Bürgerfrauen haben sie auch behext.

Erster Schauspieler. Glaubt nur, der Himmel wird unsere Unschuld rächen.

Erster Soldat. Der Himmel? Was habt Ihr Kerle mit dem Himmel zu thun? Dem habt Ihr ja doch durch Euer Bündniß ein- für allemal entsagt?

Zweiter Soldat. Wunderbar, daß diese Bestien nur überhaupt noch den Himmel zu nennen wagen; ich dachte, das dürften die Zauberer gar nicht.

Erster Soldat. Nein, Bruder, die Hunde, hol' sie der Henker, machen es sich im Contract aus, daß sie sowol beten, als in die Kirche gehen dürfen, damit niemand von ihrer Zauberei was merkt.

Erster Schauspieler. Aber genügt denn eine bloße falsche Beschuldigung? Ist unsere Aussage nicht so gut wie seine? Wir sind jeden Augenblick bereit, die Hand zum Himmel zu erheben und unsere Unschuld zu beschwören.

Zweiter Soldat. Ob Ihr schwört oder ein Hund bellt, das kommt auf Eins heraus; solche Schurken werden gar nicht zum Schwure zugelassen, die Folter wird Euch schon zum Geständniß bringen. (Die Schauspieler werden abgeführt.)

Fünfter Akt.

Erste Scene.

Die Gerichtsstube wird vorgestellt. **Ein Richter. Ein Schreiber. Gerichtsdiener. Leander.** Zuerst kommt ein Gerichtsdiener mit einer Räucherpfanne, indem er sagt: „Ich muß räuchern, damit die Zauberei keine Macht hat.“ Darauf kommt der Richter und setzt sich an das eine Ende des Tisches und der Schreiber an das andere. Die Gerichtsdiener stehen in der Nähe des Richters.

Der Richter. Na, Kinder, mit solcher Angst wie heute habe ich noch niemals zu Gericht gesessen. Denn hier ist nicht von Mord oder Diebstahl oder Raub die Rede, sondern davon, eine Zauberei auszurotten, die vielleicht schon viel weiter um sich gegriffen hat, als wir denken. — Führt den Hauptverbrecher zuerst herein, damit wir ihn allein hören, nachher wollen wir die Andern vernehmen, und zuletzt wollen wir sie alle confrontiren. Ach, ach, unsere gute Stadt!

(Der Angeklagte tritt ein.)

Laßt ihn mir nur nicht zu nahe kommen, hört Ihr wol? Bleib' da stehen, Mensch, da neben dem Schreiber!

(Der Schreiber rückt an den Richter heran.)

Bleibt nur sitzen, Herr Schreiber.

Der Schreiber (zitternd). Ich möchte gern hier sitzen und schreiben, Herr Richter, da drüben ist es so finster.

Der Richter. Ei, bleibt nur sitzen, es ist da gerade so hell wie hier.

Der Schreiber. Bitt' um Verzeihung, ich kann da wahrhaftig keinen Buchstaben sehen.

Der Richter. Ich befehle Euch aber, auf Eurem gewöhnlichen Platze zu bleiben.

(Schreiber setzt sich mit Zittern wieder hin, sieht sich öfters um und fährt jedesmal in die Höhe, sowie der Angeklagte sich ihm nähert, und das geht so durch den ganzen Akt.)

Höre, junger Mensch, gestehst Du die Schuld, um deren willen Du in Verhaft genommen bist?

Leander. Gewiß thue ich es, Herr Richter; ich werde niemals meine Handschrift verleugnen.

Der Richter (leise). Ha ha, nun wissen wir also doch, daß er einen schriftlichen Contract mit dem Teufel geschlossen hat. (Laut) Hast Du sie mit Deinem eigenen Blute geschrieben?

Leander. Das ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine seltsame Frage, Herr Richter; so lange ich Tinte zum Schreiben habe, brauche ich kein Blut.

Der Richter (leise zu den Nächststehenden). Kann man sich dem Teufel auch mit Tinte verschreiben?

Gerichtsdiener. Ja, ich glaube, Herr Richter, man hat Exempel davon.

Der Richter. Was diesen betrifft, so bedarf es also keiner weiteren Untersuchung, da er ja selbst alles zugesteht.

Leander. Gewiß habe ich es nie geleugnet, Herr Richter, nur begreife ich nicht, wie man mich um einer solchen geringfügigen Sache halber so behandeln und mich ins Gefängniß setzen kann.

Der Richter. Hilf Himmel, ist das eine geringfügige Sache? Schreibt, Herr Schreiber, daß er öffentlich vor Gericht gesagt hat, es wäre eine geringfügige Sache!

Leander. Ja, und in Betreff des Weiteren erbiete ich mich, sofort einundzwanzig Thaler bei Gericht zu deponiren.

Der Richter. Schreibt, Herr Schreiber, daß er öffentlich die Absicht zu erkennen gegeben hat, das Gericht zu bestechen!

Leander. Das Gericht bestechen will ich nicht, aber ....

Der Richter. Halt' Du Dein Maul, bis Du gefragt wirst! Wie lange ist es denn her seit der Verschreibung?

Leander. Der Wechsel ist sechs Monate alt, aber ....

Der Richter. Sechs Monate! (Leise) Es ist wirklich spaßhaft, daß er dies einen Wechsel nennt und auf die Art den Teufel zum Banquier macht.

Der Schreiber. Der Teufel, Herr Richter, ahmt dem Menschen in allen Stücken nach und so macht er denn jetzt auch den Banquier; ich vermuthe, er nennt den Contract einen Wechsel, weil bekanntlich das Wechselrecht am strengsten ist.

Der Richter (laut). Es ist aber doch schrecklich, daß sich so etwas hat ein ganzes Jahr lang hinziehen können.

Leander. Der Mann hatte Geduld mit mir und prolongirte.

Der Richter. Du hättest klug genug sein sollen, Dich vor dem Manne in Acht zu nehmen.

Leander. Wie so? Es ist ja sonst ein ganz honneter Mann.

Der Richter. Schreibt, Herr Schreiber, er nennt ihn einen honneten Mann! (Leise) Das ist der leibhaftige Teufel, der aus ihm spricht.

Leander. Er hat mich sonst nie gedrückt, sondern mir immer Credit gegeben, bis heute.

Der Richter. Ja, stelle Dich nur dumm, Patron, als ob Du nicht wüßtest, daß er nur darum einige Zeit Credit giebt, um nachher desto unerbittlicher zu sein! Wann warst Du denn zuletzt in der Kirche?

Leander. Das ist noch nicht acht Tage her. Aber ich begreife wiederum nicht, warum ich in dieser lumpigen Sache nach solchen Dingen gefragt werde?

Der Richter. Bist Du es selbst, junger Mensch, der Du redest, oder spricht der Teufel aus Dir? — Schreibt, Herr Schreiber, er nennt das eine lumpige Sache.

Leander (ein wenig bei Seite tretend). Ich glaube, der Richter und die ganze Stadt sind toll im Kopfe; ich muß nur auch thun, als wäre ich toll, vielleicht geht es auf die Art besser.

Der Richter. In welcher Kirche bist Du getauft?

Leander (verzerrt das Gesicht und stellt sich, als wäre er toll).

Der Richter. Ach, Himmel, seht, was er für Convulsionen

kriegt, sowie ich von Getauftsein spreche! Schreibt, Herr Schreiber....

(Der Schreiber kriecht unter den Tisch.)

Wo ist denn nur aber der Schreiber? Hilf Himmel, das nenn' ich Zauberei! Er ist verschwunden, glaub' ich!

Ein Gerichtsdiener. Nein, Herr Richter, er sitzt unter dem Tische.

(Leander verzerrt das Gesicht nochmals und wird in Folge dessen hinausgeführt, worauf der Schreiber wieder hervorkriecht.)

Der Richter. Ich wollte, wir hätten die Sache erst glücklich zu Ende; mit solcher Art Leuten zu thun zu haben, ist was Furchtbares. Aber freilich, seine Amtspflicht muß man erfüllen.

Der Schreiber. Ja, gewiß, Herr Richter, wie geschrieben steht: Scheu' das Recht und thu' dem Teufel nichts.

Der Richter. Ja, Ihr habt auch wol mitzureden, unter den Tisch seid Ihr gekrochen.

Der Schreiber. Mir war blos eine Feder heruntergefallen, Herr Richter, aus Furcht habe ich es wahrhaftig nicht gethan.

Der Richter. Na, dann paßt nur gut auf, daß Euch keine Federn mehr herunterfallen, es wird hier sich gleich noch ein ganz anderer Sturm erheben.

Zweite Scene.

Die beiden Schauspieler. Die Vorigen.

Der Richter. Ich ermahne Euch, Eure Unthat freiwillig zu bekennen und uns nicht zu Mitteln zu nöthigen, zu denen wir nur ungern greifen, nämlich Euch die Wahrheit durch ein peinliches Verhör abzuzwingen. Euer Kamerad hat Euch sämmtlich angegeben und seine Missethat frei bekannt, er ist dadurch dem, was Euch noch droht, entgangen und wird ohne weitere Marter für seine Sünden kurzweg vom Leben zum Tode gebracht werden. Folgt seinem Beispiele, es ist der beste Rath, den ich Euch ertheilen kann, und gebt Eure Mitschuldigen an.

Erster Schauspieler. Wir haben nie gethan, noch gedacht zu thun, wessen man uns beschuldigt, leben daher auch der Hoffnung, daß man uns nicht auf die falsche und leichtfertige Anklage eines bösen Menschen hin verdammen wird; kann man uns jedoch dergleichen überführen, so sind wir gerne bereit, uns jeder Strafe zu unterwerfen, die das Gesetz über uns verhängt.

Der Richter. Das ist denn doch nicht wahrscheinlich, daß eines Menschen Bosheit so weit gehen sollte, ohne Aussicht auf den geringsten Nutzen oder Vortheil seine Freunde mit sich in solchen Abgrund zu ziehen; ich merke daraus, daß Ihr verstockte Sünder seid und mit Gewalt auf die Folter gebracht werden wollt.

Erster Schauspieler. Aber da wir ganz unschuldig sind, können wir uns doch unmöglich selbst solche Missethaten andichten?!

Der Richter. Herr Schreiber, examinirt sie denn nach bestem Wissen und Vermögen; wir wollen es erst mit den sanften Mitteln versuchen, bevor wir zu den strengen schreiten.

(Der Schreiber, welcher dasitzt und ein Riechfläschchen unter die Nase hält, stellt sich, als ob er auf einmal heiser wäre, schlägt sich vor die Brust und sagt mit einer ganz erloschenen Stimme, es wäre ihm so erbärmlich auf der Brust, daß er unmöglich reden könne.)

Der Richter. Die Heiserkeit ist Euch sehr schnell gekommen; pfui doch, wer wird so furchtsam sein! Bleibt nur sitzen, ich werde es schon selbst besorgen. Sagt denn, Ihr Verbrecher, wer hat Euch zuerst zur schwarzen Kunst verführt?

Erster Schauspieler. Niemand hat uns verführt, und unser letztes Wort ist und bleibt, daß wir diese Kunst niemals getrieben haben.

Der Richter. Sagt mir denn, wie lange ist es her, daß Euer Kamerad sich zuerst damit befaßt hat?

Beide. Auch davon wissen wir nicht das Mindeste. Hätten wir etwas davon gewußt, würden wir es sogleich angezeigt haben.

Der Richter. Ihr wollt also wirklich nicht bekennen? So laßt den Ersten wieder hereinkommen, der wird sie schon überführen.

Dritte Scene.

Leander. Die Vorigen.

(Der Schreiber kriecht wieder unter den Tisch.)

Der Richter. Wir haben Euch nochmals hierher rufen lassen, nicht in Eurer eigenen Angelegenheit, sondern um gegen Eure Spießgesellen auszusagen, die in ihrer beispiellosen Hartnäckigkeit nichts gestehen wollen.

Leander. Das geht mich nichts an, Herr Richter; jeder mag sich selbst verantworten, mein Päckchen ist gerade schwer genug.

Der Richter. Habt Ihr nicht gestanden, daß die Uebrigen von der Bande ebenso schuldig sind wie Ihr?

Leander. Ja, gesagt habe ich es allerdings, aber kümmern thut es mich nicht.

Erster Schauspieler. Wenn Ihr gesagt habt, Monsienr Leander, daß wir ebensowol schuldig sind als Ihr, so habt Ihr nicht als ehrlicher Mann gesprochen; wir wissen uns durchaus rein und frei davon.

Leander. Nun seht, was die sich heilig stellen; na, ich möchte wahrhaftig nicht Euer Advocat sein. Ich sage blos, daß Ihr ebenfalls schuldig seid, und darin liegt ja weiter kein Vorwurf, da Ihr es ja leicht gut machen könnt.

Der Richter. Ach, welch ein Spötter! Schreibt, Herr Schreiber — aber wo ist der Schreiber nun wieder geblieben?

Ein Gerichtsdiener. Er sitzt wieder unter dem Tische, glaub' ich.

Der Richter. Holt ihn vor, er hat sich heute so betragen, daß er nie wieder mit zu Gericht sitzen kann.

Der Gerichtsdiener. Ach, Herr Richter, er ist ohnmächtig.

Der Richter. Seht zu, daß Ihr ihn herausbekommt, sonst ist er noch des Todes, rein vor Furcht.

(Man trägt ihn hinaus.)

Zweiter Schauspieler. Aber was haben wir Euch denn nur zu Leide gethan, Monsieur Leander, daß Ihr uns so etwas auf den Hals redet und uns dadurch ins Unglück stürzet?

Leander. In was für ein Unglück stürze ich Euch denn? Ich habe blos gesagt, warum ich in meinem dumpfigen Loch sitzen soll, während Andere frei sind, die ebenso viel schuldig wie ich.

Zweiter Schauspieler. So habt ihr uns also nicht namentlich angegeben?

Leander. Wie sollte mir das einfallen, Messieurs, Euch anzugeben? Ich sage blos, daß die meisten von unserer Bande nicht weniger schuldig sind als ich.

Zweiter Schauspieler. Das ist der reine Teufel, der Euch verleitet, so etwas zu sagen.

Leander. Ich glaube wirklich, Ihr seid toll im Kopfe; seid Ihr nichts schuldig, so ist das ja desto besser für Euch.

Erster Schauspieler. Aber warum habt Ihr uns denn angegeben?

Leander. Ich habe Euch nicht angegeben, ich sagte blos....

Der Richter. Bringt die Folterbank her!

Leander. Die Folterbank wegen eines lumpigen Wechsels von fünfzig Thalern, wovon ich die Hälfte stehenden Fußes bezahlen will, so daß blos noch fünfundzwanzig Thaler bleiben, die ich in drei Tagen bezahlen kann!

Der Richter. Ach, Himmel, nun ist er ganz toll!

Erster Schauspieler. Der Herr Richter hört, daß er den Verstand verloren, und also kann auch kein Werth gelegt werden auf das, was er uns schuld giebt.

Leander. Und mir scheint, daß alle, die ich diese ganze Zeit über gesprochen habe, toll und verrückt sind.

Der Richter. Das ist eben das rechte Kennzeichen der Verrücktheit, wenn Einer sich einbildet, allein klug zu sein, während alle andern verrückt sind.

Erster Schauspieler. Scheint dem Herrn Richter nicht zweckmäßig, daß Ihr ihm erst zur Ader ließet und hinterdrein hörtet, ob er noch bei seiner Anklage stehen bleibt?

Der Richter (zum Gerichtsdiener). Geh' auf der Stelle zu Meister Hermann, er soll doch mal so gut sein, mit seiner Lanzette herzukommen!

Leander. Das ist ganz überflüssig; wer seinen richtigen Verstand hat, wird mir einräumen, daß es ein viel größeres Zeichen von Verrücktheit ist, einen ehrlichen Kerl in ein finsteres Loch zu werfen um fünfzig Thaler willen, die er in drei Tagen zu bezahlen verspricht, als über solche Behandlung Klage zu führen.

Der Richter. Horch, nun spricht er wieder vom Wechsel; es ist wahrhaftig ein starker Paroxysmus.

Leander. O mein Herr Richter, ich bin noch völlig bei Verstande.

Erster Schauspieler. Das kommt Euch blos so vor, Monsieur Leander.

Leander. Hol' Euch der Henker mit Eurem Vorkommen, muß ich nicht am besten selbst wissen, wie es mit mir steht?

Erster Schauspieler. Nein, erst wenn der Patient merkt, daß er krank ist, ist Hoffnung zur Besserung.

Vierte Scene.

Meister Hermann. Die Vorigen.

Meister Hermann. Wer ist das, dem ich hier zur Ader lassen soll?

Der Richter. Da steht er.

Leander (zeigt auf den zweiten Schauspieler). Nein, der ist es, Meister.

(Der Barbier kriegt den Unrechten zu fassen und will ihm mit Gewalt zur Ader lassen; er läuft fort und schreit: „Ich bin es nicht!" Der Barbier läuft ihm nach.)

Der Richter (leise zum Barbier). Nein, Meister, der Andere ist es; er ist angeklagt wegen Zauberei und hat bereits vor Gericht gestanden, daß er sich in der That dem Teufel verschrieben hat. Nun wir ihn aber weiter verhören, schwatzt er dummes Zeug von einem Wechsel von fünfzig Thalern. Aber ganz gewiß stellt er sich blos so, um die Sache in die Länge zu ziehen. Die zwei Andern dagegen, die er als seine Spießgesellen angegeben hat, behaupten, er wäre verrückt, und verlangen vom Gerichts-

hofe, daß er zur Ader gelassen wird, um zu sehen, ob er dann noch bei seiner Klage beharren wird. Glaubt Ihr nun wol, daß dies angebracht ist?

Meister Hermann. Ja versteht sich. Vom Aderlassen rathe ich niemand ab; ein einziger Aderlaß hilft dem Patienten mehr, als wenn er die Pillen des Doctor Bombastus ein ganzes Jahr durch braucht. Ich will dem Herrn Richter sagen, weil das Blut, auf Latein sanguis, obstruxirt ist, so folgt ja nothsächlich, daß die Ader oder vena muß eröffnet werden. Sextus Empiricus schreibt sehr gründlich davon also —

Der Richter. Wir haben jetzt keine Zeit zu hören, was Sextus Empiricus schreibt; vollzieht hier nur rasch Euer Geschäft, damit wir endlich mit dieser verfluchten Geschichte zu Ende kommen.

Meister Hermann. Aber sollte der Andere nicht auch zur Ader gelassen werden? Schaden kann es nicht, ein gutes Mittel läßt sich ja nie zu oft anwenden.

Der Richter. Nein, nein, blos dieser Eine.

Meister Hermann. Nach Befehl. Aber gut wäre es doch, daß alle zusammen zur Ader ließen, der Herr Richter mit eingeschlossen, in einer halben Stunde sollten sie alle zusammen expediret sein. (Zum Angeklagten) Nun, mein Freund, wo wollt Ihr denn nun zur Ader lassen, am Arm, am Fuß oder an der Stirn?

Leander. Nirgend will ich zur Ader lassen, denn mir fehlt überhaupt nichts.

Meister Hermann. Ja was geht das mich an, hier liegt ein interlocutorisches Urtheil vor, wonach Ihr zur Ader gelassen werden sollt; ich wollte, es würden bei Gericht lauter solche Urtheile gefällt, da wäre doch noch was zu verdienen. Nun kommt, Kamerad, setzt Euch her, ich mache das so geschickt, daß Ihr es kaum fühlen sollt.

Leander. Bleibt mir vom Leibe, sag' ich, Euch selbst thut ein Aderlaß wol mehr noth als mir!

Der Richter. Geht mal hin, zwei Mann, und haltet ihn!

Leander. Ach, Herr Richter, verfahrt doch nicht so grau-

sam mit mir, bedenkt, ich habe das Recht, an die höhere Instanz zu appelliren! Ich bin wahrhaftig so gesund und frisch, wie ich nur jemals gewesen bin; wenn mir etwas weh thut, so ist es blos der Kummer, mich so unschuldig mißhandelt zu sehen.

Der Richter. Aber Ihr habt doch selbst erst vor Gericht zugestanden, daß Ihr Euch vor sechs Monaten dem Teufel verschrieben, habt die Andern von der Bande angegeben, habt den Teufel als einen honneten Mann und Eure Sache als eine Kleinigkeit bezeichnet, zuletzt aber, wenn man Euch weiter befragt wegen der schwarzen Kunst, so antwortet Ihr uns etwas von einem Wechsel von fünfzig Thalern; wie soll man nun wol so etwas nennen?

Meister Hermann. Das heißt nichts anderes als furorem oder mania.

Leander. Ach, Herr Richter, hier muß nothwendig ein Mißverständniß vorliegen. Da wird nämlich ein Wechsel auf mich protestirt, gleich kommt Einer gelaufen und warnt mich, daß ich in Arrest gebracht werden soll; nachher kommen die Stadtwächter und wollen mein Haus stürmen; das war mir nun auch noch einigermaßen begreiflich, weil ich dachte, es handle sich um den Wechsel. Das Uebrige dagegen, was nun folgt, das waren böhmische Wälder für mich. Denn wie ich mich erbot, Bürgschaft zu stellen, da gaben sie zur Antwort, nicht die ganze Welt könnte für mich Bürgschaft stellen, und da ich sagte, das wäre doch nicht die Sache, um Einen deshalb ins Gefängniß zu werfen, so nannten sie mich einen Gotteslästerer. Hinterdrein kamen dann verschiedene Leute und wollten mich um Rath fragen von wegen der schwarzen Kunst, und endlich höre ich zu meinem Entsetzen, daß es nicht der Wechsel ist, weshalb ich angeklagt bin, sondern wegen Zauberei. Ich möchte darauf sterben, Herr Richter, daß ich mit jemand anders verwechselt worden, dem ich vermuthlich ähnlich sehe.

Der Richter. Was Henker ist das? Seid Ihr denn nicht wegen Zauberei verklagt?

Leander. Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich nicht weiß, was Zauberei ist.

Der Richter. Aber warum sagtet Ihr denn da zu Anfang, Ihr wäret schuldig?

Leander. Wie der Richter mich fragte, dachte ich, er spräche von dem Wechsel.

Der Richter. Aber hier sind ja doch Leute, die selbst mit angehört haben, wie Ihr den Teufel citirtet?

Leander. Ich bitte gehorsamst, mir die Leute gegenüberzustellen.

Glaubegern (tritt vor). Ich bin der Mann, Herr Richter, der zuerst dahintergekommen ist; ich habe gehört sowol wie gesehen, wie er den Teufel citirte.

Der Richter. Habt Ihr den Teufel selbst gesehen?

Glaubegern. Nein, aber es kam mir vor, als hörte ich ein ungeheures Gepolter.

Leander. Ich bitte gehorsamst, der Richter wolle mir gestatten, dem Manne einige Fragen vorzulegen, die Licht in die Sache bringen werden. Um welche Zeit war es denn wol, daß Ihr mich die schwarze Kunst ausüben hörtet?

Glaubegern. Das war heute früh neun Uhr.

Leander. Und wo that ich es?

Glaubegern. Auf dem Vorsaal Eures Hauses.

Leander. Könnt Ihr Euch nicht noch an die Worte erinnern, die ich dabei brauchte?

Glaubegern. So ziemlich. Ihr citirtet einen bösen Geist mit Namen Mephistopheles und verbotet ihm, einen Kreis zu beschreiten, den Ihr auf den Boden gezogen hattet; eine halbe Stunde später hörte ich zugleich mit noch einem andern Bürger, wie Ihr noch einen zweiten Geist citirtet, mit Namen Polidorus.

Leander. Eben dieser Mann, der mich anklagt, soll mich auch freisprechen.

Der Richter. Mir scheint das Gegentheil.

Erster Schauspieler. Wohledler Herr Richter, jetzt rührt sich auch mein Gewissen und zwingt mir das Bekenntniß ab, daß Monsieur Leander in der That den Teufel citirt hat und daß wir seine Mitschuldigen dabei sind.

Der Richter. Na das freut mich, daß Ihr endlich in Euch geht.

Leander. Ich getraue mir sogar zu beweisen, daß Meister Hermann, der Barbier, ebenfalls unser Mitschuldiger ist.

Meister Hermann. Wer? ich? Nu seh' Einer die verfluchten Kerle an! Glaubt ihnen nicht, Herr Richter, ich bin bekannt als ein ehrlicher Mann und ein abgesagter Feind von all diesen Geschichten; ja mit dieser meiner eigenen Hand habe ich ein Haus angesteckt, das wegen Zauberei in Verdacht stand, und doch wurden die Bewohner, die dabei sämmtlich ums Leben kamen, hinterher unschuldig befunden, so daß ich also sechs unschuldige Menschen auf einmal aus der Welt geschafft habe, ja es fehlte nicht viel, so hätte ich aus lauter frommem Eifer die ganze Stadt angesteckt.

Leander. Stellt Euch nur so fromm, wie Ihr wollt, Meister Hermann, ich werde es doch ganz genau mit allen Umständen beweisen, so daß Ihr es selber noch eingestehen sollt.

Der Richter. Hilf Himmel, wie schnell die Sünde die Oberhand gewinnt; zuletzt ist noch die ganze Stadt mit Zauberei angesteckt!

Meister Hermann. Aber der Herr Richter merken ja doch wol, daß er das blos sagt, um uns mit ins Verderben zu ziehen?

Leander. Ich verlange durchaus nicht, daß man mir aufs Wort glauben soll, wol aber erbiete ich mich, solche Zeugen beizubringen, daß alle Welt beistimmen soll, daß Ihr in der That mein Mitschuldiger seid.

(Meister Hermann weint.)

Der Richter. Ja, mein guter Meister Hermann, jetzt kommt das Weinen zu spät, das hättet Ihr früher bedenken sollen.

Meister Hermann. Ach, ach, ich bin so unschuldig als ein Schaf!

Der Richter. Es thut mir nur leid um Eurer hübschen Frau und Kinder willen. Darauf übrigens könnt Ihr Euch verlassen, wenn nicht noch andere gerichtliche Beweise vor-

liegen, auf diese bloße Aussage hin sollt Ihr nicht verurtheilt werden.

Leander. Ich will ihn dazu bringen, daß er selbst bekennt.

Der Richter. Habt Ihr vielleicht noch sonst jemand anzugeben?

Leander. Ja, Herr Richter, wenn ich ein bischen nachdenke, so würde das schon gehen; unter andern kann ich beweisen, daß der Schreiber beim Gericht hier ein ganzes Jahr lang Mitwisser gewesen.

Der Richter. Der Schreiber?! Nun begreife ich auch, warum der Schuft unter den Tisch kriecht; das war noch mehr aus bösem Gewissen, als aus Furcht vor diesem Zauberer. Wo ist er geblieben?

Ein Gerichtsdiener. Wir haben ihn in das Cabinet gebracht, gleich hier nebenan.

Der Richter. Ist ihm wieder wohl?

Der Gerichtsdiener. Ei ja, er sitzt und spielt Dame mit des Herrn Richters Lakai.

Der Richter. Er soll mal auf der Stelle hereinkommen.

(Der Schreiber wird hereingeschleppt, wobei er gottsjämmerlich schreit.)

Der Schreiber. Aber, Herr Richter, wenn ich von lauter Zauberern umgeben bin, so kann ich doch unmöglich meinem Amt vorstehen, sie haben mir die Hände so verhext, daß ich nicht eine Silbe schreiben kann!

Der Richter. Ei ei, was Ihr für ein frommer Mann seid! Und wenn man Euch nun beweist, daß Ihr ebenfalls mit der schwarzen Kunst Bescheid wißt?

Leander. Zehnfacher Strafe will ich mich unterwerfen, wenn ich nicht beweisen kann, daß er zu verschiedenen Malen Augen- und Ohrenzeuge bei dem gewesen, dessen wir angeklagt sind.

Die beiden Schauspieler. Wir erbieten uns ebenfalls, es zu beweisen.

Der Richter. Pfui, schämt Euch, so dazustehen! Ihr seid Beamter des Gerichts und sollt daher doppelte Strafe leiden.

Der Schreiber. Ich bin jetzt vierzig Jahre alt, aber wenn ich bis zu diesem meinen vierzigsten Jahre auch nur so viel ge-

sehen habe von einem Kobold oder Wichtelmännchen, geschweige denn von einem ordentlichen ausgewachsenen Teufel, so will ich auf der Stelle selbst des Teufels sein.

Der Richter. Wenn nur erst die Zeugen vernommen werden, da wird die Wahrheit schon an den Tag kommen.

Der Schreiber. Was scheeren mich alle Zeugen der Welt, ich muß das ja doch selbst am besten wissen.

Leander. Jetzt werde ich Euch allen sofort aus dem Traume helfen. Habt Ihr nicht vergangenes Jahr eine Tragödie gesehen, Polidorus betitelt?

Der Schreiber. Allerdings.

Leander. Erinnert Ihr Euch noch, daß in dieser Tragödie eine Scene vorkommt, in welcher der Teufel citirt wird?

Der Schreiber. Ja gewiß erinnere ich mich, und zwar heißt der Teufel, der citirt wird, Mephistopheles. Aber das war nur ein Spiel.

Leander. Und ein bloßes Spiel hat auch diesen großen Lärm veranlaßt. Die Sache ist diese: um neun Uhr ging ich auf meinem Vorsaal auf und nieder und memorirte meine Rolle in der genannten Tragödie, die morgen zur Aufführung kommen sollte. Der Biedermann hier hat dabei gestanden, hat es gehört, hat es für Ernst genommen und hat mich in der ganzen Stadt als Zauberer ausgeschrieen. Da ist die Geschichte denn noch ausgeschmückt worden, wie das so zu geschehen pflegt, und in dieser Gestalt ist sie denn der Obrigkeit zu Ohren gekommen, und die hat nun sofort die Polizei geschickt, mich greifen zu lassen. Nun war eben zu derselben Zeit ein Wechsel mit Protest auf mich zurückgekommen, ich glaubte, es wäre aus diesem Grunde, daß man mich einsperren wollte, und darum habe ich dem Gericht auch ganz ehrlich bekannt, daß ich allerdings schuldig — nämlich Geld schuldig, nicht aber der Zauberei, an die ich auch nicht im Traume gedacht habe. Zum Beweise dieser meiner Aussage überreiche ich hiermit dem Kläger meine Rolle, er kann sich daraus selbst überzeugen, ob nicht genau dieselben Worte darin stehen, die er gehört hat.

Der Kläger (liest darin und fällt auf die Kniee). Ach ja, Herr

Richter, es sind wirklich dieselben Worte! Aber der Lärm, den ich verursacht habe, ist gewiß nicht böse gemeint gewesen, sondern ein bloßes Mißverständniß; der Mann ist ganz unschuldig und ich bitte demüthigst, mich mit einer bloßen Abbitte und Ehrenerklärung zu entlassen.

Der Richter. Na, so soll Euch doch das Donnerwetter mit Euren verfluchten Denunciationen! (Geht ab, indem er den Kopf hängen läßt.)

Fünfte Scene.

Die Mutter eines der Schauspieler. Leanders Braut. Die drei Schauspieler. Der Schreiber.

Die Mutter (indem sie den Schreiber zu packen kriegt). Ach, Herr Schreiber, verfahrt doch nicht so grausam mit meinem Sohne!

Die Braut (zerrt ihn nach der andern Seite hin). Ach, Herr Schreiber, legt doch ein gutes Wort für meinen Bräutigam ein!

Der Schreiber. Ei, laßt mich in Ruhe!

Die Mutter. Ach, Herr Schreiber, ein junger Mensch ist ja doch so leicht verführt!

Die Braut. Ach, Herr Schreiber, legt doch ein gutes Wort für ihn ein bei dem Herrn Richter!

Der Schreiber. Daß Euch das Donnerwetter, wenn Ihr mich nicht in Ruhe laßt!

Die Mutter. Ach, Herr Schreiber, wir sind doch alle Menschen!

Die Braut. Ach, Herr Schreiber, laßt ihn doch nur wenigstens ehrlich unter die Erde kommen!

Der Schreiber. Laßt mich in Ruhe, sonst soll Euch das Donnerwetter!

Die Mutter. Ach, Herr Schreiber, wir lassen Euch nicht los, bis Ihr uns versprochen habt, zu helfen!

Der Schreiber. Heda, Gewalt!

(Die beiden Frauen werfen sich dem Schreiber zu Füßen und umklammern seine Beine mit solcher Gewalt, daß er umfällt; er springt in die Höhe und läuft fort, während die Frauenzimmer ihn verfolgen.)

Leander (an die Zuschauer).

Hier waltet Glaubenslosigkeit
Und dort herrscht Aberglaube,
Und beiden wird Religion
Und Landeswohl zum Raube.

Und fragst Du, was das Schlimmste sei,
Das Schädlichste von beiden,
So sag' ich, daß die Welt durch sie
Muß gleich viel Böses leiden.

Nur einen winz'gen Unterschied
Vermag ich zu ergründen,
Daß hier der Aberglaube sich
Macht Tugenden aus Sünden.

Er brüstet sich mit Mord und Brand,
Er prahlt mit frommen Mienen
Und glaubt, durch schnöde Missethat
Den Himmel zu verdienen.

Erasmus Montanus

oder

Rasmus Berg.

Komödie in fünf Akten.

Personen:

Montanus.
Jeppe Berg, sein Vater.
Nille, seine Mutter.
Lisbeth, Montanus' Braut.
Jeronimus, ihr Vater.
Magdelone, ihre Mutter.
Jacob, Montanus' Bruder.
Peter, Küster.
Jesper, Verwalter.
Ein Lieutenant.
Niels, Korporal.

Erster Akt.

Erste Scene.

Jeppe allein, mit einem Brief in der Hand.

Jeppe. Schade, daß der Küster nicht da ist; in meines Sohnes Brief steht so viel Latein, das ich nicht verstehe. Das Wasser tritt mir in die Augen, wenn ich denke, daß ein armer Bauerjunge so gelehrt geworden ist, noch dazu, da wir nicht einmal zu den Universitätsbauern gehören. Leute, die sich auf Gelehrsamkeit verstehen, haben mich versichert, daß er mit jedem Pastor disputiren kann, wer es auch sein mag. Ach, wenn ich und meine Frau doch nur noch vor unserm Tode die Freude hätten, ihn predigen zu hören, und zwar hier im Ort, da wollte ich das viele Geld, das er uns gekostet hat, auch gern verschmerzen. Peter, der Küster, das merke ich schon, macht sich allerdings nicht viel daraus, daß mein Sohn zurückkommt; er fürchtet sich, wie es scheint, vor Rasmus Berg. Das ist was Schreckliches mit den Gelehrten, daß sie so neidisch auf einander sind, und daß nie einer dem andern seine Gelehrsamkeit gönnt. Der gute Kerl macht solche schöne Predigten, und wenn er vom Neid spricht, da tritt Einem gleich das Wasser in die Augen; bei alledem aber scheint er selbst mir nicht ganz frei davon zu sein. Mir ist das völlig unbegreiflich; wenn Einer nun auch sagte, mein Nachbar versteht den Ackerbau besser, wäre das wol ein Grund für mich, verdrießlich zu sein, oder sollte ich wol gar deshalb meinen Nachbar hassen? Nein, weiß Gott, da kennt Ihr Jeppe Berg schlecht. — Aber wahrhaftig, da ist ja der Küster!

Zweite Scene.

Jeppe. Küster Peter.

Jeppe. Willkommen zu Hause, Peter.

Peter. Schön Dank, Jeppe Berg.

Jeppe. Ach mein lieber Peter, da steht in meines Sohnes letztem Briefe so allerhand Latein; wenn Ihr mir das doch übersetzen könntet.

Peter. Ei was, dummes Zeug, glaubt Ihr, ich verstehe nicht ebenso gut Latein wie Euer Sohn? Ich bin ein alter Academicus, ja ich, Jeppe Berg!

Jeppe. Das weiß ich ganz wohl, ich meinte nur, ob Ihr auch das neumodische Latein verständet, da sich diese Sprache ja wol ebenso verändert wie unsre dänische. In meiner Jugend wenigstens sprach man ganz anders als jetzt; was jetzt Lakai heißt, hieß damals Knecht, was jetzt Maitresse heißt, hieß Kebsweib, ein Fräulein hieß Jungfer, ein Musikant Stadtpfeifer und ein Säckeltär hieß Schreiber. Darum meinte ich, das Lateinische könnte sich ja wol auch verändert haben, seit Ihr von Kopenhagen weg seid. Seid denn so gut und übersetzt mir das; die Buchstaben kenne ich wol, aber was sie heißen sollen, da hapert's.

Peter. Euer Sohn schreibt, er studire gegenwärtig seine logicam, rhetoricam und metaphysicam.

Jeppe. Was heißt das: Logicam?

Peter. Das ist die Kanzel.

Jeppe. Das freut mich; ach wenn er doch nur erst Pastor wäre!

Peter. Aber vorher Küster.

Jeppe. Und das Zweite?

Peter. Das heißt Rhetorica, das ist auf Dänisch das Ritual. Aber das Dritte muß verschrieben sein, oder es ist französisch. Denn wenn es Latein wäre, so verstände ich es ganz gewiß. Ich bin capabel, Jeppe Berg, und sage Euch die ganze Aurora aus dem Kopfe her. Ala heißt der Flügel, ancilla das

Mädchen, barba der Wagen, coena der Nachttopf, cerevisia das Bier, campana die Glocke, cella der Keller, lagena die Flasche, lana der Wolf, janua die Thüre, cerevisia Schmiere.

Jeppe. Ihr habt ein verteufeltes Gedächtniß, Peter.

Peter. Ja, ich habe auch nicht gedacht, daß ich so lange auf solcher armseligen Küsterstelle bleiben sollte; ich könnte auch schon längst ganz was anders sein, hätte ich nur mit einem Mädchen anbinden wollen. Aber lieber helfe ich mir durch, so gut ich kann, als daß ich mir nachsagen lasse, ich hätte mein Glück durch eine Schürze gemacht.

Jeppe. Aber hier, lieber Peter, ist noch etwas Lateinisches, das ich auch nicht verstehe; hier, diese Zeile.

Peter. Die Veneris Hafnia domum profecturus sum. Das ist allerdings ein wenig ungewöhnlich ausgedrückt, ich verstehe es aber doch ganz gut, obwol es manchem Andern Kopfbrechen machen würde. Auf Dänisch heißt das: Nach Kopenhagen sind profecto die Russen gekommen.

Jeppe. Na, was wollen die Russen da nun schon wieder?

Peter. Ei was, Jeppe Berg, das sind nicht solche Russen von Moskau, das sind junge Studenten, die heißen auch Russen.

Jeppe. Ach, nun verstehe ich schon, das ist, wenn der große Spectakel ist, wo sie Salz und Brod kriegen und zu Studenten gemacht werden.

Peter. Wann erwartet Ihr ihn nach Hause?

Jeppe. Heute oder morgen. Aber wartet mal ein bischen, guter Peter, ich will blos die Nille rufen, sie soll uns einen Krug Bier heraus bringen.

Peter. Ein Glas Branntwein wäre mir lieber, zum Biertrinken ist es mir noch zu früh.

(Jeppe ab.)

Dritte Scene.

Peter allein.

Peter. Daraus mach' ich mir, die Wahrheit zu sagen, auch nicht viel, daß Rasmus Berg nach Hause kommt. Nicht, als ob ich seine Gelehrsamkeit fürchtete; ich war schon ein alter Student, da er noch in die Schule ging und, mit Permission zu sagen, den Hintern voll kriegte. Das waren andere Kerle, die zu meiner Zeit deponirten, als jetzt. Ich deponirte an der Slagelser Schule mit Peter Monsen, Rasmus Jespersen, Christian Klim, Matz Hansen, den wir in der Schule Matz Pfannkuchen nannten, Paul Iversen, den wir Paul Finkeljochen nannten — alles Kerle, die trocken waren hinter den Ohren und Haare auf den Zähnen hatten und zu disputiren verstanden, gleichviel worüber es war. Ich bin freilich blos Küster geworden, aber ich habe doch wenigstens mein tägliches Brod und verstehe mein Amt. Auch habe ich die Sporteln sehr in die Höhe geschroben, so daß die Stelle mehr bringt als früher, worüber meine Nachfolger, wenn ich einmal todt bin, ja auch wol nicht böse sein werden. Die Leute denken immer, um Küster zu sein, braucht es kein Genie; ja richtig, so eine Küsterstelle ist weiß Gott keine Kleinigkeit, besonders wenn man satt dabei werden will. Vor meiner Zeit hielten die Leute im Dorf alle Leichengesänge für gleich gut, ich aber habe meine Einrichtungen so getroffen, daß ich zum Bauern sagen kann: „Was für einen Psalm willst Du? Der kostet so viel, der so viel", und ebenso, wenn die Erde auf den Sarg geworfen wird: „Soll es weißer Sand sein oder bloße gewöhnliche Erde?" Das sind so Finessen, von denen hatte mein Vorgänger, der Christoph, keine Ahnung; er hatte aber auch freilich nicht studirt. Ueberhaupt begreife ich nicht, wie solch ein Kerl hat Küster werden können, aber allerdings er war auch danach. Ein bischen Latein ist dem Menschen zu allen Dingen gut; ich wenigstens möchte mein Latein nicht für hundert Thaler missen, das hat mir in meinem Amt schon mehr als hundert, ja zweihundert Thaler eingebracht.

Vierte Scene.

Nille. Jeppe. Peter.

Nille. Gesegne es Gott, Peter.

Peter. Schön Dank, Frau Nachbarin. Uebrigens trinke ich niemals Branntwein, außer wenn mir im Magen nicht recht ist, aber es ist mir meistentheils nicht recht im Magen.

Nille. Habt Ihr schon gehört, Peter, daß mein Sohn heute oder morgen nach Hause kommt? Da kriegt Ihr einen Mann, mit dem könnt Ihr Euch was erzählen, dem ist die Zunge gelöst, wie ich höre.

Peter. Ei ja, so ein bischen Latein für's Haus wird er wol verstehen.

Nille. Latein für's Haus? Das ist gewiß das beste Latein, gerade wie die Hausleinwand die beste ist.

Peter. Ha ha ha ha!

Jeppe. Was lacht Ihr denn, Peter?

Peter. Ei, über nichts, Jeppe Berg! Gesegn' es Gott zum zweiten Mal, Euer Wohlsein, Frau Nachbarin! Ha ha ha! Da habt Ihr ein wahres Wort gesprochen: Hausleinwand ist die beste Leinwand, aber —

Nille. Aber es heißt doch Hausleinwand, weil sie im Hause gemacht wird?

Peter. Ja, das hat seine Richtigkeit, ha ha ha! Aber Ihr könntet mir wol ein bischen zum Zubeißen geben zu dem Branntwein.

Nille. Hier ist Brod und Käse, nehmt vorlieb.

Peter. Schön Dank, Frau Nachbarin! — Wißt Ihr auch wie das Brod auf Lateinisch heißt?

Nille. Nein, meiner Seele, das weiß ich nicht.

Peter (indem er zugleich ißt und spricht). Das heißt panis, Genitivus pani, Dativus pano, Vocativus panus, Ablativus pano.

Jeppe. Alle Wetter, Peter, das ist eine weitläufige Sprache; was heißt denn da Grobbrod?

Peter. Das heißt panis gravis und fein Brod heißt panis finis.

Jeppe. Das hört sich ja beinahe wie Dänisch an.

Peter. Ja gewiß, aber es giebt auch eine ganze Menge lateinischer Wörter, die ursprünglich dänisch sind. Nämlich das hängt so zusammen: bei der hohen Schule in Kopenhagen war mal ein alter Rector, der hieß Saxo Grammatica, der verbesserte das Latein im Lande und schrieb eine lateinische grammatica, wovon er eben seinen Beinamen bekam: Saxo Grammatica. Selbiger Saxo verbesserte auch die lateinische Sprache wesentlich, indem er sie mit dänischen Wörtern bereicherte; denn vor seiner Zeit war das Lateinische so arm, daß man sich gar nicht so recht darin ausdrücken konnte.

Jeppe. Aber was heißt nur das Wort grammatica?

Peter. Das ist dasselbe wie Donat; wird es in türkisch Papier gebunden, so heißt es Donat, wird es dagegen in weißes Pergament gebunden, so heißt es grammatica und wird declinirt wie ala.

Nille. Nein, wie die Menschen nur so was behalten können, mir wird allemal schon ganz schwindlich im Kopfe, wenn ich davon höre.

Jeppe. Darum sind aber auch die Gelehrten meist nicht richtig im Kopfe.

Nille. Ei wie kannst Du wol so was sagen? So glaubst Du also, unser Sohn, Rasmus Berg, ist nicht richtig im Kopfe?

Jeppe. Na hör' mal, Mutter, ein bischen wunderlich kommt es mir allerdings vor, daß er mir lateinische Briefe schreibt.

Peter. Ja wahrhaftig, da hat Jeppe ganz recht, es ist auch eine Narrheit von ihm; es ist gerade, als wollte ich mit dem Verwalter Griechisch sprechen, blos um zu zeigen, daß ich es kann.

Jeppe. Also Griechisch könnt Ihr auch, Peter?

Peter. Pah, so vor zehn Jahren konnte ich Euch die ganze Litanei auf Griechisch hersagen in einem Athemholen, und das weiß ich noch jetzt, das letzte Wort heißt Amen.

Jeppe. Ach Peter, was wird das für einen Spaß geben.

wenn mein Sohn nach Hause kommt und wir Euch da so auf einander los lassen.

Peter. Will er mit mir disputiren, so soll er seinen Mann an mir finden. Was aber das Singen anbetrifft, da kommt er gegen mich zu kurz. Ich habe mit zehn Küstern um die Wette gesungen und habe sie alle zusammen in den Sand gesetzt; ich schrie meinen Glauben so laut, daß ich von allen zehnen herauszuhören war. Schon vor zehn Jahren hätte ich können Cantor werden bei Unserer Frauen Schule, aber ich wollte nicht, und sag' selbst, Jeppe, warum hätte ich es auch sollen? Warum hätte ich mich trennen sollen von meiner Gemeinde, die mich liebt und ehrt und die ich ebenfalls ehre und liebe? Ich lebe an einem Ort, wo ich mein Stück Brod habe und von allen Menschen respectirt werde; selbst der Herr Amtmann, so oft er herkommt, läßt mich sofort holen, um ihm die Zeit zu vertreiben und ihm was vorzusingen. Vor einem Jahr um diese Zeit gab er mir zwei ganze Mark, blos weil ich ihm die Scala vorsang, er schwur Stein und Bein, ich sänge das so gut, wie er es in den größten Concerten in Kopenhagen nicht zu hören kriegte. Wollt Ihr mir noch einen Schnaps einschenken, Jeppe, so sollt Ihr es ebenfalls zu hören kriegen.

Jeppe. Ei wol, schenk' noch eins ein, Nille!

Peter. Ich singe nicht vor jedem, Ihr aber, Jeppe, seid mein guter Freund, so stehe ich Euch mit Vergnügen zu Diensten. (Fängt an zu plärren, erst langsam, dann rascher) Ut, re, mi, fa, sol, la, si, ut! Nun wieder rückwärts: ut, si, la, sol, fa, mi, re, ut! Nun wieder auf eine andere Manier, damit Ihr auch einen Begriff von meiner Höhe kriegt: ut, re, mi, fa, sol, la, si, ut, re, mi, fa, sol, la, si, ut, re!

Jeppe. Potz Schlag, das letzte ging fein, so fein können es nicht mal unsere Ferkel.

Peter. Jetzt ganz geschwinde: ut, re, mi, re, re — nein, das war falsch! Ut, re, mi, do, re, mi, ut — nein, das war wieder falsch! Ja, das ist höllisch schwer, mein guter Jeppe, so schnell zu singen. — Aber hier kommt Monsieur Jeronimus.

Fünfte Scene.

Jeronimus. Magdelone. Lisbeth. Jeppe. Nille. Peter.

Jeronimus. Guten Morgen, Schwager, hat Euer Sohn nichts von sich hören lassen?

Jeppe. Ei ja, er kommt, glaube ich, heute oder morgen.

Lisbeth. Ach, ist es möglich? So erfüllt sich mein Traum also doch!

Jeronimus. Was träumtest Du denn?

Lisbeth. Mir träumte, ich läge heute Nacht bei ihm im Bett.

Magdelone. Es hat doch was auf sich mit den Träumen, sie sind doch nicht so ganz zu verachten.

Jeronimus. Mag wol sein. Ihr guten Mädchen aber, wenn Ihr des Tags nicht so viel an die Mannspersonen dächtet, so würdet Ihr auch Nachts nicht so viel von ihnen träumen; Du, Magdelone, hast wol auch recht viel von mir geträumt, als wir noch Liebesleute waren?

Magdelone. Versteht sich; aber jetzt ist es meiner Seele lange her, daß ich nicht mehr von Dir geträumt habe.

Jeronimus. Das macht, weil die Liebe jetzt nicht mehr so heiß ist als Anfangs.

Lisbeth. Aber so ist es wahr, daß Rasmus Berg morgen zurückkommt?

Jeronimus. Nun ja, Du hörst es ja, morgen kommt er.

Lisbeth. Ach, Herzväterchen, wie lange haben wir noch bis morgen?

Jeronimus. Was das für verfluchte Fragen sind! Solch verliebtes Volk ist doch rein wie verrückt.

Lisbeth. Ich zähle wahrhaftig jede Stunde.

Jeronimus. Na, nun frag' noch, wie lang eine Stunde ist, dann merkt man gewiß, daß Du verrückt bist! Halt Du den Mund mit Deinem Gewäsche und laß uns Aelteren ein Wort verständig mit einander reden. Hört, mein werther Jeppe Berg, scheint Euch das wirklich rathsam, daß wir die beiden jungen Leute zusammengeben, bevor er sein Brod hat?

Jeppe. Wie Ihr darüber denkt. Ernähren kann ich sie freilich, aber besser wäre es doch, er hätte erst sein Brod.

Jeronimus. Mir scheint es durchaus nicht rathsam, sie vorher heirathen zu lassen.

Lisbeth (weint und heult).

Jeronimus. Ei, pfui Teufel, schäme Dich, das ist ja eine Schande für ein Mädchen, sich so anzustellen!

Lisbeth (weinend). Dauert das denn noch lange, bis er sein Brod hat?

Jeppe. Das wird gewiß nicht lange dauern. Denn wie ich höre, ist er ja so gelehrt, daß er jedes gedruckte Buch lesen kann, was es auch sei; ich habe eben erst einen lateinischen Brief von ihm gekriegt.

Nille. Und das ist ein Brief, der sich gewaschen hat, davon weiß der Küster zu sagen.

Lisbeth. War er so gut geschrieben?

Peter. Ei nun, für solchen jungen Menschen war er nicht übel; wenn er sich dazu hält, Mamsell, so kann er mit der Zeit schon werden. Wie ich in seinen Jahren war, da bildete ich mir auch ein, ich wäre ein Gelehrter, indessen —

Jeppe. Ja, Ihr Gelehrten laßt einander nie ein gutes Haar.

Peter. Pah, dummes Zeug, ich soll wol gar neidisch auf ihn sein? Wie er noch gar nicht auf der Welt war, da hatte ich schon dreimal auf Erbsen geknieet, und wie er in Sexta saß, da war ich schon seit acht Jahren Küster.

Jeppe. Die Anlagen sind verschieden, mancher lernt in einem Jahre, wozu andere zehn gebrauchen.

Peter. Na, was das betrifft, so stehe ich meinen Mann.

Jeronimus. Ei ja, das ist nun, wie es ist. Aber nun wollen wir nach Hause gehen, Kinder. Adieu, Jeppe, ich ging nur eben so am Hause vorbei und wollte Euch blos guten Tag sagen.

Lisbeth. Ach, laßt mich doch gleich wissen, sowie er kommt.

(Jeronimus, Magdelone, Lisbeth ab.)

Sechste Scene.

Jeppe. Nille. Peter. Jacob.

Jeppe. Was giebt's, Jacob?

Jacob. Wißt Ihr was Neues, Vater? Rasmus Berg ist gekommen!

Jeppe. Alle Welt, ist's möglich? Wie sieht er denn aus?

Jacob. Ach, er sieht außerordentlich gelehrt aus! Rasmus Nielsen, der ihn gefahren, schwört darauf, er hätte den ganzen Weg über nichts gethan als mit sich selbst disputirt auf Griechisch und Elamitisch, und dabei ist er in solchen Eifer gerathen, daß er Rasmus Nielsen drei-, viermal mit geballten Fäusten in den Rücken geschlagen und hat dazu gerufen: „probe Majoren, probe Majoren!" Ich denke mir, er wird wol vor seiner Abreise sich mit einem Major gezankt haben. Und dann wieder hat er ganz still gesessen und Mond und Sterne angesehen, so tief nachdenklich, daß er dreimal aus dem Wagen gefallen und vor lauter Gelehrsamkeit nahe daran gewesen ist, den Hals zu brechen, so daß Rasmus Nielsen darüber gelacht und zu sich selbst gesagt hat: „Am Himmel mag Rasmus Berg ein ganz gescheidter Mann sein, aber auf Erden ist er ein Narr."

Jeppe. Ei, kommt, laßt uns hineingehen, ihn zu empfangen! Kommt mit uns, guter Peter, am Ende hat er wol gar sein Dänisch vergessen und kann blos noch Latein, da könnt Ihr den Dolmetscher machen.

Peter. Ja, daß ich ein Narr wäre, ich habe anderes zu thun. (Alle ab.)

Zweiter Akt.

Erste Scene.

Montanus mit niederhängenden Strümpfen.

Montanus. Erst einen Tag bin ich von Kopenhagen fort und schon sehne ich mich dahin zurück; hätte ich nicht meine lieben Bücher bei mir, ich müßte auf dem Lande zu Grunde gehen. Studia secundas res ornant, adversis solatium praebent. Mir ist ordentlich, als fehlte mir etwas, weil ich in drei Tagen nicht disputirt habe. Ob hier im Dorfe Gelehrte sind, weiß ich noch nicht; sind welche da, so sollen sie durch mich etwas zu thun bekommen, denn ohne zu disputiren kann ich nicht leben. Mit den armen Leuten, meinen Eltern, kann ich nicht viel reden; das sind beschränkte Menschen, die kaum noch ihren Katechismus wissen, so daß ich also wenig Genuß von ihrem Umgang haben kann. Der Küster und der Schulmeister sollen zwar studirt haben, aber viel wird das auch wol nicht sein. Jedenfalls werde ich ihnen auf den Zahn fühlen. Meine Eltern erschraken ordentlich, wie sie mich sahen; sie hatten nicht erwartet, daß ich zur Nachtzeit von Kopenhagen reisen würde. (Er schlägt Feuer, zündet eine Pfeife an und steckt sie durch eine Oeffnung, die in der Krempe seines Hutes angebracht ist.) Das heißt seine Pfeife Tabak studentikos rauchen, es ist eine treffliche Erfindung für Einen, der zugleich rauchen und schreiben will. (Setzt sich hin und liest.)

Zweite Scene.

Montanus. Jacob.

Jacob (küßt sich die Hand und reicht sie seinem Bruder). Willkommen zu Hause, mein lateinischer Bruder!

Montanus. Es freut mich, Dich wiederzusehen; was aber die Bruderschaft anbetrifft, so war das wol ehedem ganz gut, will sich aber jetzt doch nicht mehr schicken.

Jacob. Wie so? Bist Du nicht mein Bruder?

Montanus. Das läugne ich nicht; der Geburt nach, Du Schlingel, bin ich ohne Zweifel Dein Bruder, im Uebrigen jedoch mußt Du wissen, daß Du zur Zeit noch ein bloßer Bauerjunge bist, ich aber bin ein Philosophiae Baccalaureus. Aber sag' mal, Jacob, wie geht es denn so eigentlich meiner Braut und meinem Schwiegervater?

Jacob. O, ganz wohl, sie waren eben hier und fragten, wann der Bruder zurückkäme.

Montanus. Schon wieder Bruder? Ich sage das nicht aus Hochmuth, Jacob, aber es geht profecto nicht an.

Jacob. Wie soll ich den Bruder denn nennen?

Montanus. Du sollst mich Monsieur Montanus nennen, das ist der Name, den ich in Kopenhagen führe.

Jacob. Ja, wenn ich es nur behalten könnte; war es nicht Monsieur Dromedarus?

Montanus. Kannst Du nicht hören? Monsieur Montanus, sag' ich.

Jacob. Monsör Montanus?

Montanus. So ist es richtig. Nämlich Montanus heißt auf Lateinisch dasselbe wie Berg auf Dänisch.

Jacob. Da kann ich mich also wol auch Monsör Jacob Montanus nennen?

Montanus. Wenn Du erst so lange in die Schule gegangen bist wie ich und Deine Examina bestanden hast, so kannst Du Dir ebenfalls einen lateinischen Namen beilegen. So lange Du aber ein bloßer Bauerlümmel bist, mußt Du Dich

genügen lassen und Dich schlecht und recht Jacob Berg nennen. Aber hast Du wol bemerkt, ob meine Braut sich auch nach mir gesehnt hat?

Jacob. Ei gewiß, sie wurde ganz ungeduldig, wie Du so lange bliebst.

Montanus. Du mußt auch nicht Du zu mir sagen.

Jacob. Ich wollte sagen: Monsörens Braut wurde ganz ungeduldig, wie Du so lange fortbliebst.

Montanus. Doch jetzt bin ich ja hier und allein um ihretwillen. Aber alt werde ich hier nicht; so wie wir Hochzeit gehalten haben, nehme ich sie mit mir nach Kopenhagen.

Jacob. Will Monsör mich nicht auch mit sich nehmen?

Montanus. Was hast Du da zu suchen?

Jacob. Ich möchte mir gern ein bischen die Welt besehen.

Montanus. Ich wollte, Du wärest sechs oder sieben Jahre jünger, so brächte ich Dich auf die lateinische Schule und dann könntest Du ebenfalls Student werden.

Jacob. Nein, das ginge doch wol nicht an.

Montanus. Warum nicht?

Jacob. Ja, weil die Eltern dann ganz und gar an den Bettelstab kämen.

Montanus. Nun höre Einer, was der Schuft für spitzige Reden führt!

Jacob. Ja, ich bin auch nicht auf den Kopf gefallen; hätte ich studirt, ich wäre ein verfluchter Kerl geworden.

Montanus. Ich habe allerdings gehört, Du sollst einen guten Kopf haben. Aber was wolltest Du in Kopenhagen anfangen?

Jacob. Ich möchte gar zu gern den runden Thurm sehen und das Kloster, wo die Gelehrten gemacht werden.

Montanus. Ha ha ha! Nein, da haben sie im Kloster wol anderes zu thun als Gelehrte zu machen. Aber ist mein Schwiegervater wirklich so reich, wie die Leute sagen?

Jacob. Ei freilich, der alte Jeronimus hat Geld, beinahe der dritte Theil vom ganzen Dorfe gehört ihm.

Montanus. Aber hast Du auch gehört, ob er seiner Tochter wol etwas Anständiges mitgeben wird?

Jacob. Das glaub' ich wol, daß er ihr was Ordentliches mitgeben wird, besonders wenn Monsör mal erst bei uns gepredigt haben wird.

Montanus. Daraus wird nichts, so gemein mache ich mich nicht, vor Bauern zu predigen; ich disputire blos.

Jacob. Ich dachte, predigen wäre mehr?

Montanus. Weißt Du denn überhaupt, was disputiren ist?

Jacob. Ei gewiß, ich disputire alle Tage mit den Mägden im Hause, ziehe aber freilich gewöhnlich den Kürzeren.

Montanus. Ja nun freilich an solchen Disputationen ist kein Mangel.

Jacob. Worüber aber disputirt Monsör?

Montanus. Ich disputire über wichtige und gelehrte Gegenstände, als zum Exempel: ob die Engel eher geschaffen sind als die Menschen, ob die Erde rund oder oval ist; ferner über den Mond, die Sonne und die Sterne, über ihre Größe, ihre Entfernung von der Erde und dergleichen mehr.

Jacob. Nein, darüber disputire ich nicht, das sind Dinge, die mich nichts angehen; wenn ich meine Leute nur dazu bringe, daß sie gehörig arbeiten, so mögen sie meinetwegen glauben, die Erde ist achteckig.

Montanus. O animal brutum! Aber höre, Jacob, ob meine Braut wol schon weiß, daß ich angekommen bin?

Jacob. Nein, ich glaube nicht.

Montanus. So würde es wol gut sein, Du springst hinüber zum Herrn Jeronimus und meldest es ihm.

Jacob. Ja, das kann geschehen; aber soll ich es nicht zuerst der Lisbeth sagen?

Montanus. Lisbeth? Wer ist das?

Jacob. Aber weißt Du denn nicht einmal, Bruder, daß Deine Braut Lisbeth heißt?

Montanus. Und hast Du Schlingel schon wieder vergessen, was ich Dich eben geheißen habe?

Jacob. Und wenn Du mich noch so oft Schlingel schimpfst, so bin ich doch Dein Bruder.

Montanus. Hältst Du nicht gleich den Mund, so werfe ich Dir profecto ein Buch an den Kopf!

Jacob. Na das wäre noch hübscher, den Leuten die Bibel an den Kopf werfen.

Montanus. Das ist keine Bibel.

Jacob. Na richtig, als ob ich keine Bibel kennte; das Buch ist ja gerade groß genug für eine Bibel, ein Evangelienbuch ist es nicht und ein Katechismus auch nicht, das sehe ich wol. Aber gleich viel was es ist, seinem Bruder die Bücher an den Kopf werfen, ist immer nicht schön.

Montanus. Halt' das Maul, Schlingel!

Jacob. Solch ein Schlingel, wie ich bin, hilft doch wenigstens mit seiner Hände Arbeit den Eltern das Geld verdienen, das Du durchbringst.

Montanus. Bist Du nicht gleich still, breche ich Dir Arme und Beine entzwei! (Wirft das Buch nach ihm.)

Jacob. Au, au, au!

Dritte Scene.

Jeppe. Nille. Montanus. Jacob.

Jeppe. Was ist denn das für ein Lärm?

Jacob. Ach, mein Bruder Rasmus schlägt mich!

Nille. Das hat nichts weiter zu bedeuten, er wird Dich gewiß nicht ohne Ursache schlagen.

Montanus. Nein, Mutter, gewiß nicht; er kommt hier herein und brauchte seinen Mund gegen mich, als wäre ich seinesgleichen.

Nille. Ei, Du verwünschter Bengel, hast Du nicht mehr Respect vor solch gelehrtem Manne? Weißt Du nicht, daß er eine Ehre ist für unser ganzes Haus? — Mein lieber Herr Sohn, Ihr müßt ihm das nicht weiter anrechnen, er ist ein einfältiger Tölpel.

Montanus. Ich sitze hier und speculire auf wichtige Sachen, da kommt dieser importunissimus und audacissimus juvenis herein und stört mich. Das ist kein Kinderspiel, mit diesen transcendentalibus zu thun zu haben; zwei Mark wollte ich lieber verlieren, als daß mir das hat passiren müssen.

Jeppe. Ach seid doch nur nicht böse, mein theuerster Sohn, es soll gewiß nicht wieder geschehen. Wenn der Herr Sohn sich doch nur nicht geärgert haben, die gelehrten Herren vertragen nicht viel. Ich muß noch immer daran denken, wenn Küster Peter sich mal ärgerte, der konnte sich auch in drei Tagen nicht wieder erholen.

Montanus. Der Küster Peter, ist der auch ein Gelehrter?

Jeppe. Ei ja wol, so lange ich denken kann, haben wir noch nicht solchen Küster im Dorf gehabt mit solcher Stimme wie dieser.

Montanus. Darum braucht er doch noch lange kein Gelehrter zu sein.

Jeppe. Er predigt auch sehr schön.

Montanus. Darum braucht er ebenfalls kein Gelehrter zu sein.

Nille. Ach nicht doch, Herr Sohn, wie kann denn Einer gut predigen und doch kein Gelehrter sein?

Montanus. Gewiß, Mutter! Gerade die am wenigsten gelernt haben, predigen am besten; nämlich da sie nicht im Stande sind, selbst etwas auszudenken, so schreiben sie aus andern Predigten ab und bedienen sich braver Leute Schriften, die sie zuweilen selbst nicht verstehen, während dagegen einer, der wirklich etwas gelernt hat, sich mit dergleichen nicht befaßt, sondern sich auf sein eigenes Genie verläßt. Glaubt nur, es ist ein sehr verbreiteter Uebelstand hier zu Lande, daß man die Gelehrsamkeit eines Candidaten allein danach beurtheilt, wie er predigt; disputiren sollen die Kerle, wie ich, da zeigt sich, ob einer was gelernt hat. Ich kann in gutem fließenden Latein über jede Materie disputiren, die mir vorgeschlagen wird; wünscht Einer bewiesen zu haben, daß dieser Tisch ein Leuchter, gut, ich werde es ihm beweisen; will er bewiesen haben, daß Fleisch und Brod

Stroh sind, ich werde es ebenfalls beweisen, wie ich schon Verschiedenes derart bewiesen habe. Hört mal zu, Vater: glaubt Ihr wol, daß es ein Glück ist, sich zu betrinken?

Jeppe. Im Gegentheil, ein Unglück ist es, da man sich ja um Verstand und Vermögen trinken kann.

Montanus. Nun werde ich Euch beweisen, daß es dennoch ein Glück ist. Quicunque bene bibit, bene dormit. Aber nein, es ist ja wahr, Ihr wißt ja kein Latein. Also auf Deutsch: wer gut trinkt, schläft gut; hat das seine Richtigkeit?

Jeppe. Das hat seine Richtigkeit; wenn ich so einen kleinen Hieb habe, schlafe ich wie ein Pferd.

Montanus. Wer schläft, sündigt nicht; ist das auch richtig?

Jeppe. Ja, das ist auch richtig; so lange einer schläft, sündigt er nicht.

Montanus. Wer aber nicht sündigt, der ist doch glücklich?

Jeppe. Ebenfalls richtig.

Montanus. Ergo — wer sich gehörig betrinkt, ist glücklich. Nun, Mutterchen, will ich aus Euch mal einen Stein machen.

Nille. Ei Possen, das würde doch wol ein bischen schwer halten.

Montanus. Hört nur zu. Ein Stein kann nicht fliegen —

Nille. Nein, das ist richtig genug, ausgenommen man wirft ihn.

Montanus. Ihr könnt nicht fliegen.

Nille. Das ist auch richtig.

Montanus. Ergo — ist die Frau Mutter ein Stein.

Nille (weint).

Montanus. Aber weshalb weint die Frau Mutter?

Nille. Ach, ich fürchte, ich werde wirklich ein Stein, die Beine fangen mir schon an ganz kalt zu werden.

Montanus. Seid nur ruhig, Mutter, ich werde Euch gleich wieder zum Menschen machen. Ein Stein kann nicht denken, noch sprechen.

Nille. Allerdings; ob er denken kann, weiß ich freilich nicht, aber sprechen kann er nicht.

Montanus. Die Frau Mutter kann sprechen —

Nille. Ja, Gott sei Lob und Dank, was so eine arme Bauerfrau zu sprechen weiß.

Montanus. Wohl. Ergo ist die Frau Mutter kein Stein.

Nille. Ach, das war eine Wohlthat, nun komme ich doch wieder zu mir selbst. Es müssen doch meiner Seele starke Köpfe zum Studiren gehören, ich begreife nicht, wie ihr Gehirn das blos aushalten kann. Jacob, Du sollst von jetzt ab Deinem Bruder zu Hand gehen, Du hast so nichts anders zu thun; sowie aber Deine Eltern erfahren, daß Du ihm nur den mindesten Verdruß machst, so sollst Du so viel Hiebe kriegen, wie Dein Buckel nur immer vertragen kann.

Montanus. Auch muß er sich das abgewöhnen, liebe Mutter, daß er Du zu mir sagt; für einen Bauerjungen schickt es sich doch nicht, einen gelehrten Mann zu duzen, ich wünsche, daß er mich in Zukunft Monsieur nennt.

Jeppe. Hörst Du wol, Jacob? Wenn Du von jetzt an mit Deinem Bruder sprichst, so sagst Du Monsieur.

Montanus. Und dann wünschte ich noch, daß der Küster zu heute Abend eingeladen würde, damit ich so eine kleine Probe anstellen könnte, wozu er tauglich ist.

Jeppe. Ei ja, das soll geschehen.

Montanus. Ich will inzwischen meine Braut besuchen.

Nille. Ich fürchte, wir kriegen Regen, Jacob kann Euch den Mantel nachtragen.

Montanus. Jacob!

Jacob. Ja, Monsieur.

Montanus. Komm und trage mir den Mantel nach, ich will einen Besuch machen.

(Jacob trägt ihm den Mantel nach.)

Vierte Scene.

Jeppe. Nille.

Jeppe. Ist das nicht eine Freude, die wir an dem Sohne haben?

Nille. Ja gewiß, an dem ist kein Schilling unnütz ausgegeben.

Jeppe. Nun werden wir ja heute zu hören kriegen, wie es mit dem Küster bestellt ist; ich fürchte nur, er kommt nicht, wenn er hört, daß Rasmus Berg hier ist. Indessen brauchen wir es ihn ja nicht wissen zu lassen, und dann wollen wir auch den Verwalter einladen, der schlägt es uns gewiß nicht ab, dem schmeckt unser Bier.

Nille. Das scheint mir doch gefährlich, Mann, den Verwalter zu Gast zu bitten, die Art Leute dürfen niemals wissen, was man eigentlich im Kasten hat.

Jeppe. In Gottes Namen mag er es; weiß ja doch das ganze Dorf, daß wir vermögende Leute sind, und so lange wir unsere Abgaben und Steuern bezahlen, so lange kann der Verwalter uns kein Haar auf dem Kopfe krümmen.

Nille. Aber höre, lieber Mann, sollte es wol wirklich schon zu spät sein, den Jacob noch ebenfalls studiren zu lassen? Denk' einmal, wenn er nun auch solch ein gelehrter Kerl würde wie sein Bruder, welche Freude müßte das nicht für uns alte Eltern sein!

Jeppe. An dem Einen ist es gerade genug; wir müssen ja auch einen haben, der uns zur Hand geht und bei der Arbeit unterstützt.

Nille. Ach, bei dieser Art Arbeit wird ja doch knapp so viel verdient, daß man sich satt essen kann; Rasmus Berg, weil er ein feiner Kopf ist und studirt hat, kann unserer Wirthschaft in einer Stunde mehr nützen, als der Andere in einem ganzen Jahre.

Jeppe. Nein, Mutter, das hilft nun nichts, unsere Aecker

müssen einmal gepflügt, unsere Felder bestellt werden, dazu ist der Jacob uns unentbehrlich. Aber sieh, da kommt er schon wieder.

Fünfte Scene.

Jacob. Jeppe. Nille.

Jacob. Ha ha ha ha ha ha! Ein gelehrter Mann mag mein Bruder wol sein, ein großer Tropf aber ist er bei alledem.

Nille. Du ungerathener Schelm, nennst Du Deinen Bruder einen Tropf?

Jacob. Ja, wie soll ich ihn denn anders nennen? Es regnet wie mit Kannen, und er läßt mich mit dem Mantel auf dem Arm hinter ihm drein gehen!

Jeppe. Hättest Du nicht so höflich sein sollen und sagen: Monsieur, es regnet, will Monsieur nicht gefälligst den Mantel umnehmen?

Jacob. Nein, Vater, das kommt mir doch höchst wunderlich vor, daß ich einem Menschen, dessen Eltern es sich haben so viel kosten lassen, ihn klug und geschickt zu machen, wenn er naß regnet bis auf die Haut, noch erst sagen soll: es regnet, Monsieur, will Er nicht den Mantel umnehmen? Er brauchte wahrhaftig nicht erst zu warten, bis ich ihn aufmerksam machte, der Regen machte sich bemerkbar genug.

Jeppe. Gingst Du denn wirklich den ganzen Weg mit dem Mantel unterm Arm?

Jacob. Nein, wahrhaftig, da würde ich mich schön hüten, ich wickelte mich selbst in den Mantel, und daher ist denn mein Anzug auch ganz trocken geblieben. Diesmal verstand ich das Ding besser, obwol meine Erziehung lange nicht so viel Geld gekostet hat; ich kenne zwar nicht einen lateinischen Buchstaben, aber das begriff ich doch auf der Stelle.

Jeppe. Dein Bruder ist in Gedanken gewesen, wie es gelehrten Leuten zu geschehen pflegt.

Jacob. Ha ha! Na dann hol' der Henker solche Gelehrsamkeit.

Jeppe. Gleich sei still, Schlingel, oder ich stopfe Dir das Maul! Was hat denn das wol auf sich, wenn Dein Bruder auch zuweilen in Gedanken ist, da er doch übrigens so viele Früchte seiner Weisheit und seiner Studien an den Tag legt?

Jacob. Früchte seiner Studien? Hört nur weiter, was sich auf unserer Reise begab. Als wir an Jeronimus' Hofthor kamen, ging er geradewegs auf den Hofhund los, und der wäre denn auch gleich auf seine gelehrten Beine loscalfactert, hätte ich ihn nicht rasch auf die andere Seite herübergezogen; denn vor den Hofhunden gilt kein Ansehen der Person, die scheren alle, die sie nicht kennen, über einen Kamm, und beißen in alle Beine, die sie zu packen kriegen, mögen das nun lateinische oder griechische Beine sein. Wie wir nun im Hofe waren, ging Monsör Rasmus Berg in seinen tiefen Gedanken in den Stall und rief: Heda, ist Herr Jeronimus zu Hause? Aber die Kühe wiesen ihm den Hintern und blieben sämmtlich stumm; hätten sie sprechen können, ich schwöre darauf, sie hätten gesagt: Was ist der Kerl auch für ein verfluchter Schafskopf!

Nille. Aber, lieber Mann, darf er wol den Mund so aufreißen?

Jeppe. Dich soll die Schwerenoth, Jacob, wenn Du nicht gleich das Maul hältst!

Jacob. Ei, Vater, Ihr solltet mir vielmehr danken, daß ich ihn aus der Verlegenheit zog und vom Stall glücklich in die Stube brachte. Denkt nur, Vater, was daraus werden sollte, wenn so ein Kerl allein eine weite Reise zu machen hätte; wäre ich nicht dabei gewesen, ich wette, er stände noch in dem Stall und guckte vor lauter Gelehrsamkeit den Kühen in den Hintern.

Jeppe. Ei, so soll doch das Donnerwetter auf Deinen frechen Mund schlagen!

(Jacob läuft fort, Jeppe hinter ihm drein.)

Nille. Was das für ein verwünschter Schelm ist! Jetzt aber will ich nach dem Verwalter und dem Küster schicken, damit, wenn mein Sohn zurückkommt, er jemand hat, mit dem er disputiren kann.

Dritter Akt.

Erste Scene.

Nille. Montanus. Jeppe.

Nille. Mein Sohn Montanus bleibt ziemlich lange aus, ich wollte, er käme, ehe der Verwalter wieder weggeht. Denn der hat großes Verlangen, ihn zu sprechen, und möchte ihn gern so nach diesem und jenem fragen, was — aber da sehe ich ihn kommen. Guten Tag, mein lieber Sohn, der gute Jeronimus hat sich gewiß nicht wenig gefreut, den Herrn Sohn nach so langer Abwesenheit gesund und munter wiederzusehen?

Montanus. Ich habe weder Jeronimus, noch seine Tochter gesprochen von wegen des Lumps, mit dem ich in Disput gerieth.

Nille. Wer war das? War es vielleicht gar der Schulmeister?

Montanus. Nein, es war ein Fremder, der hier zufällig durchreiste. Ich kenne ihn ganz gut, obschon ich in Kopenhagen in keinem Verkehr weiter mit ihm gestanden. Ich muß mich jedesmal ärgern über diese Menschen, die sich einbilden, als hätten sie die Weisheit mit Löffeln gegessen, und doch in Wahrheit die reinen Idioten sind. Ich will Euch die Sache erzählen, Mutter. Der Lump ist ein paarmal ordinarius opponens gewesen, das sind seine ganzen merita. Aber wie versah er seine partes? misere et häesitanter, absque methodo. Als der Praeses einmal inter rem et modum rei distinguirte, fragte er: quid hoc est? Ja, Du Schlingel, das solltest Du gelernt haben, antequam in arenam descendis. Quid hoc est? Quae bruta! Ein Kerl,

der nichts von den Distinctiones cardinales weiß, und will publice disputiren!

Nille. Ei, der Herr Sohn muß sich das nicht so sehr zu Herzen nehmen, ich höre ja schon aus seiner Beschreibung, daß der Kerl ein Narr ist.

Montanus. Ein Ignorant!

Nille. Versteht sich.

Montanus. Ein Idiot!

Nille. Das sieht Jeder.

Montanus. Et quidem plane hospes in philosophia. Da hat er's, und nun mag der Hund sehen, wie er sich rein waschen will!

Nille. Hat er sich denn vor all den Leuten vollgemacht? Na, das ist aber doch wirklich ein Schwein.

Montanus. Nein, Mutter, er hat noch weit Schlimmeres gethan, er hat öffentlich materia cum forma confundirt.

Nille. Ei, so soll ihn doch die Schwerenoth!

Montanus. Und so ein Kerl bildet sich ein, disputiren zu können?

Nille. Ja, den Henker mag er können!

Montanus. Gar nicht zu sprechen von dem Fehler, den er gleich in seinem prooemio machte, indem er sagte: Lectissimi et doctissimi auditores!

Nille. Was das für ein Schafskopf sein muß!

Montanus. Setzt mir lectissimus vor doctissimus, da doch lectissimus ein Prädicat ist, das man auch einem deposituro geben kann!

Jeppe. Aber hat der Herr Sohn mit Jeronimus denn gar nicht gesprochen?

Montanus. Nein, eben wie ich eintreten wollte, sah ich den Kerl vorbeigehen, und weil wir einander kennen, ging ich, ihm guten Tag zu sagen, wobei wir denn gleich in allerhand gelehrte Gespräche und zuletzt ins Disputiren kamen, so daß ich meinen Besuch auf ein ander Mal verschieben mußte.

Jeppe. Ich fürchte nur, Monsieur Jeronimus wird böse

werden, wenn er hört, daß der Herr Sohn dagewesen, aber wieder fortgegangen, ohne ihn zu sprechen.

Montanus. Ja, das kann nun nicht helfen, wer die Philosophie angreift, greift meine Ehre an. Ich bin Mademoiselle Lisbeth gewiß sehr gut, aber meine Metaphysica, meine Logica sind mir doch noch lieber.

Nille. Ach, bester Sohn, was hör' ich da? Hast Du Dich mit zwei andern Mädchen in Kopenhagen versprochen? Na das wird einen schönen Scandal vor dem Consistorium geben!

Montanus. Ihr versteht mich falsch, das ist nicht so gemeint; nicht von Mädchen spreche ich, sondern von zwei Wissenschaften, die so heißen.

Nille. Ja, das ist was anders. Aber hier kommt der Verwalter, nun seid nur nicht mehr böse.

Montanus. Der kann mich nicht böse machen, das ist ein einfältiger unstudirter Mann, mit dem lasse ich mich in gar kein Disputiren ein.

Zweite Scene.

Jeppe. Nille. Montanus. Jesper.

Jesper. Serviteur, Monsieur, willkommen zu Hause!

Montanus. Danke bestens, Herr Verwalter.

Jesper. Es freut mich, daß wir jetzt solchen gelehrten Mann im Dorfe haben; das hat wol einiges Kopfbrechen gekostet, bevor Er es so weit gebracht? — Nehmt meinen Glückwunsch, Jeppe Berg, zu Eurem Sohne, das ist eine Freude für Euch in Euren alten Tagen.

Jeppe. Ja, gewiß.

Jesper. Aber hör' Er, mein lieber Monsieur Rasmus, ich möchte Ihn wol mal wonach fragen.

Montanus. Ich heiße Montanus.

Jesper (leise zu Jeppe). Montanus, das ist wol das Lateinische von Rasmus?

Jeppe. Ja, es wird wol so was sein.

Jesper. Na, dann hör' Er mal, mein lieber Montanus

Berg, da habe ich mir allerhand seltsames Zeug erzählen lassen, was die Gelehrten alles glauben sollen. Ist das wirklich wahr, daß es in Kopenhagen Menschen giebt, die die Erde für rund halten? Hier bei uns glaubt es kein Mensch, und wie könnte die Erde auch rund sein, da man ja doch deutlich sieht, daß sie flach ist?

Montanus. Das rührt nur daher, weil die Erde so groß ist, daß man ihre Rundheit nicht merkt.

Jesper. Ja, allerdings, groß ist die Erde, sie macht ja beinahe die Hälfte der Welt aus. Aber nun sag' Er mal, Monsieur, wie viel Sterne gehören wol dazu, um einen Mond zu machen?

Montanus. Einen Mond? Der Mond verhält sich zu den Sternen wie der Dorfteich zum Meere.

Jesper. Ha ha ha ha, die Gelehrten sind doch alle zusammen nicht richtig im Kopfe! Da hab' ich neulich, weiß Gott, Einen gehört, der behauptete, die Erde drehte sich und die Sonne stände still; Monsieur glaubt das wol am Ende auch?

Montanus. Kein verständiger Mensch hegt mehr den mindesten Zweifel.

Jesper. Ha ha ha! Wenn die Erde sich bewegte, so müßten wir ja alle zusammen umfallen und den Hals brechen?

Montanus. Bewegt sich ein Schiff, auf dem Ihr seid, nicht etwa auch, ohne daß Ihr den Hals brecht?

Jesper. Ja, aber die Erde, behaupten sie ja, dreht sich im Kreise; wenn das Schiff sich rund um drehte, würde die Mannschaft da nicht ins Wasser fallen?

Montanus. Nein, ich will Euch das deutlich machen, wenn Ihr nur Geduld habt zuzuhören.

Jesper. Keine Silbe will ich mehr davon hören, ich müßte ja doch wahrhaftig verrückt sein, wenn ich so was glauben wollte. Die Erde sollte sich umdrehen und wir sollten nicht zum Teufel kopfüber in den Abgrund fahren? Ha ha ha! — Aber, mein lieber Monsieur Berg, nun erklär' Er mir mal das: warum ist der Mond wol mitunter so klein und dann wieder ein ander Mal ganz groß?

Montanus. Wenn ich es Euch auch sagen wollte, Ihr würdet es doch nicht glauben.

Jesper. Ach nein, seid so gut und sagt es mir!

Montanus. Das kommt daher: wenn der Mond zu groß ist, wird er beschnitten und aus den Stücken werden dann Sterne gemacht.

Jesper. Das ist doch wahrhaftig merkwürdig, das hab' ich wahrhaftig noch nicht gewußt. Aber allerdings, wenn man ihn nicht beschnitte, so würde er ja immer wachsen und zuletzt würde er so groß, daß man ganz Seeland damit bedecken könnte. Die Natur hat doch alles außerordentlich weise eingerichtet. Aber woher mag das wol kommen, daß der Mond nicht so gut wärmt wie die Sonne, da er doch ebenso groß ist?

Montanus. Das kommt daher, weil der Mond an sich ohne Licht ist, aus demselben dunklen Stoffe wie die Erde, und sein Licht und seinen Glanz blos von der Sonne borgt.

Jesper. Ha ha ha ha ha ha! Nun wollen wir doch lieber von was anderem sprechen, das ist zu verrücktes Zeug, man wird davon rein katholisch im Kopfe.

Dritte Scene.

Jeppe. Nille. Montanus. Jesper. Küster Peter.

Jeppe. Guten Tag, Peter; wo hübsche Leute sind, kommen hübsche Leute dazu. Da seht meinen Sohn, der eben angekommen ist.

Peter. Willkommen zu Hause, Monsieur Rasmus Berg.

Montanus. In Kopenhagen pflegte ich Montanus zu heißen; ich darf wol bitten, daß Ihr mich ebenso nennt.

Peter. Ja, versteht sich, darauf soll es mir nicht ankommen. Aber wie sieht es in Kopenhagen aus? Deponiren dies Jahr viele?

Montanus. Nicht mehr als gewöhnlich.

Peter. Sind auch welche relegirt worden?

Montanus. So etwa zwei bis drei conditionaliter.

Peter. Wer ist dies Jahr Imprimatur?

Montanus. Was soll das heißen?

Peter. Na, ich meine, wer Imprimatur ist zu den Gedichten und Büchern, die gedruckt werden.

Montanus. Soll das lateinisch sein?

Peter. Ja, zu meiner Zeit war es richtiges Latein.

Montanus. Wäre es damals richtiges Latein gewesen, müßte es noch jetzt welches sein; allein in dem Sinne, wie Ihr das gebraucht, ist es niemals Latein gewesen.

Peter. Ja, meiner Seele, es ist richtiges Latein!

Montanus. Soll es denn ein nomen sein oder ein verbum?

Peter. Das ist ein nomen.

Jesper. So ist's recht, Peter, diene ihm nur gehörig!

Montanus. Cujus declinationis soll denn das Imprimatur sein?

Peter. Alle Wörter, die man aussprechen kann, sind achterlei, als da sind: nomen, pronomen, verbum, principium, conjugatio, declinatio, interjectio.

Jesper. Ja, ja, nun seh' nur einer den Peter, wenn der sich den Säbel anschnallt! Aber so ist's recht, setz' ihm nur gehörig zu!

Montanus. Er antwortet ja aber gar nicht auf meine Frage. Wie hat denn Imprimatur im Genitiv?

Peter. Nominativus ala, Genitivus alae, Dativus alo, Vocativus alo, Ablativus ala.

Jesper. Ja, ja, Monsieur Montanus, hier wohnen auch noch Leute hinter dem Berge.

Peter. Das wollt' ich meinen, das waren auch noch ganz andere Kerle, die zu meiner Zeit deponirten, als jetzt; das waren Kerle, die ließen sich zweimal die Woche den Bart abnehmen und alle möglichen Verse konnten sie scandiren.

Montanus. Das ist was Großes, allerdings, das können sie jetzt schon in der zweiten Klasse vom Gymnasium. In Kopenhagen aber deponiren jetzt Kerle, die können ihren hebräischen und chaldäischen Vers machen.

Peter. Na, mit dem Latein wird es dann vermuthlich nicht weit her sein?

Montanus. Latein? Wenn Ihr jetzt aufs Gymnasium kämt, Ihr kämt noch nicht nach Sexta!

Jesper. Das sag' Er denn doch nicht, Montanus, der Küster ist, weiß Gott, ein Mann, der was gelernt hat; das habe ich sowol von dem Oberinspector wie von dem Amtmann gehört.

Montanus. Vermuthlich verstehen die beiden ebenso wenig Latein wie er.

Jesper. Ich höre aber doch, daß er sich gehörig zu verantworten weiß.

Montanus. Er antwortet ja gar nicht auf das, was ich ihn frage. E qua schola dimissus es, mi domine?

Peter. Adjectivum et Substantivum genere, numero et caseo conveniunt.

Jesper. Er giebt's ihm gehörig, meiner Seele. So recht, Peter, dafür wollen wir auch nachher eins zusammen trinken!

Montanus. Wenn der Herr Verwalter verstände, was er antwortet, er müßte sich krank lachen; ich frage ihn, in welcher Schule er deponirt hat, und er antwortet mir lauter dummes Zeug.

Peter. Tunc tua res agitur, paries cum proximus ardet.

Jesper. Ja ja, das hat er weg, nun seht zu, wie Ihr Euch darauf verantwortet!

Montanus. Gar nichts kann ich darauf antworten, weil es der reine Blödsinn ist. Laßt uns auf Dänisch mit einander reden, das verstehen die Andern auch, und da werden sie gleich hören, was das für ein Kerl ist.

(Nille fängt an zu weinen.)

Jesper. Warum weint Ihr, Gevatterin?

Nille. Ich bin so betrübt darüber, daß mein Sohn im Lateinischen so abgeführt wird.

Jesper. Je nun, Gevatterin, das ist ja natürlich, Peter ist ja auch so viel älter als er, das ist ja natürlich. Nun aber laßt sie nur Dänisch sprechen, das verstehen wir alle.

Peter. Meinetwegen, ich bin zu allem parat, wir wollen einander Fragen vorlegen. Als zum Exempel: wer schrie so laut, daß alle Welt ihn hörte?

Montanus. Ich weiß keinen, der stärker schreit, als ein Esel und ein Dorfküster.

Peter. Ei Possen, können die auch von aller Welt gehört werden? Der Esel in der Arche Noah war es, weil nämlich alle Welt damals in der Arche war.

Jesper. Ha ha ha, das ist wahrhaftig richtig, ha ha ha! Ja, das ist ein Schlaukopf, der Küster Peter.

Peter. Wer hat den vierten Theil der Menschheit erschlagen?

Montanus. Ei was, auf solche thörichten Fragen antworte ich gar nicht.

Peter. Das hat Kain gethan, als er seinen Bruder Abel erschlug.

Montanus. Beweist erst, daß damals blos vier Menschen auf Erden waren.

Peter. Beweist, daß mehr waren.

Montanus. Das brauche ich nicht, affirmanti incumbit probatio, versteht Ihr das?

Peter. Ja gewiß, omnia conando docilis solertia vincit; versteht Ihr das?

Montanus. Ich bin nicht gescheidt, daß ich hier stehe und mit solchem Schafskopf disputire; Ihr wollt disputiren und wißt weder Latein, noch Dänisch, noch viel weniger, was logica ist. Laßt doch mal hören: Quid est logica?

Peter. Post molestam senectutem, post molestam senectutem nos habebat humus.

Montanus. Willst Du Schlingel mich zum Narren halten?

(Kriegt ihn bei den Haaren, sie prügeln sich.)

Peter (läuft weg und ruft:) Schafskopf! Schafskopf!

(Alle ab, ausgenommen der Verwalter.)

Vierte Scene.

Jesper. Jeronimus.

Jeronimus. Sein Diener, Herr Verwalter, treffe ich Ihn hier? Ich komme, meinem künftigen Schwiegersohne Rasmus Berg meinen Besuch zu machen.

Jesper. Er wird gleich hier sein. Aber schade, daß Ihr nicht eine halbe Stunde früher gekommen seid, da hättet Ihr hören können, wie er und der Küster mit einander disputirten.

Jeronimus. Und wie lief die Sache ab?

Jesper. Der Küster ist ein verfluchter Kerl, der ist schlimmer, als ich dachte; er hat nichts vergessen, weder von seinem Latein, noch von seinem Ebräisch.

Jeronimus. Das glaube ich auch, nämlich weil er nie etwas gewußt hat.

Jesper. Sagt das nicht, Monsieur Jeronimus, er führt doch ein verfluchtes Maulwerk; es ist eine wahre Lust, den Kerl lateinisch sprechen zu hören.

Jeronimus. Das ist mehr, als ich ihm zugetraut hatte. Aber wie sieht denn mein Schwiegersohn aus?

Jesper. Verflucht gelehrt sieht er aus, Ihr werdet Mühe haben, ihn wieder zu erkennen. Auch hat er sich einen andern Namen zugelegt.

Jeronimus. Einen andern Namen? Wie heißt er denn jetzt?

Jesper. Er nennt sich Montanus, das ist das Lateinische von Rasmus.

Jeronimus. Ei pfui, das ist nicht schön. Ich habe allerhand Leute gekannt, die ebenso ihren christlichen Namen veränderten, doch hat es mit keinem von ihnen ein gutes Ende genommen. Einen kannte ich vor ein paar Jahren, der war Peter getauft, und wie er nun ein bischen in die Höhe gekommen war, da änderte er die Firma und nannte sich Peiter. Aber der Peiter kam ihm theuer zu stehen, er brach ein Bein und starb im tiefsten Elend. Der liebe Gott will so was nicht, Herr Verwalter.

Jesper. Mit dem Namen möchte das noch sein; aber nur, daß er so absonderliche Religionsansichten hat, das will mir nicht gefallen.

Jeronimus. Was hat er denn für Ansichten?

Jesper. Ei, das ist was Schauderhaftes, die Haare stehen mir noch zu Berge, sowie ich nur daran denke. Alles, was er zu hören gab, habe ich natürlich nicht behalten, aber das weiß ich noch, daß er unter andern behauptete, die Erde wäre rund. Wie soll man das nun nennen, Monsieur Jeronimus? Das heißt doch offenbar, die Religion mit Füßen treten und die Menschen von ihrem Glauben abwendig machen? Ein Heide kann es ja nicht ärger treiben.

Jeronimus. Er wird das wol nur im Spaß gesagt haben.

Jesper. Für einen Spaß ist es denn doch zu grob. Aber hier kommt er selbst.

Fünfte Scene.

Montanus. Jeronimus. Jesper.

Montanus. Willkommen, mein theurer Schwiegervater, ich freue mich, Ihn bei guter Gesundheit zu sehen.

Jeronimus. Mit der Gesundheit ist es in meinen Jahren nicht mehr weit her.

Montanus. Aber Ihr seht doch trefflich aus.

Jeronimus. Meint Ihr?

Montanus. Wie geht es Jungfer Lisbeth?

Jeronimus. So ziemlich.

Montanus. Aber was heißt das, mein theurer Schwiegervater? Ihr antwortet ja so ablehnend?

Jeronimus. Als ob ich keine Gründe dazu hätte!

Montanus. Was habe ich denn aber Böses gethan?

Jeronimus. Wie ich höre, habt Ihr solche eigenthümlichen Ansichten, die Leute müssen ja denken, Ihr seid verrückt oder katholisch im Kopfe. Oder wie kann nur ein vernünftiger Mensch auf die Tollheit verfallen und behaupten, die Erde sei rund?

Montanus. Ja, profecto ist sie rund; was wahr ist, muß ich doch sagen.

Jeronimus. Das mag den Teufel wahr sein; dergleichen kommt von niemand anders als vom Teufel, als dem Vater der Lüge. Im ganzen Dorf hier, das weiß ich sicher, ist auch nicht Ein Mensch, der diese Ansicht theilt; fragt nur den Verwalter, der doch auch ein verständiger Mann ist, ob er nicht ganz derselben Ansicht ist wie ich.

Jesper. Mir kann es allerdings zuletzt egal sein, ob sie flach ist oder rund; aber meinen Augen muß ich ja doch trauen, und die zeigen mir, daß die Erde flach ist, wie ein Eierkuchen.

Montanus. Mir kann es ebenfalls egal sein, was der Herr Verwalter und die Uebrigen im Dorfe darüber denken, aber das weiß ich, daß die Erde rund ist.

Jeronimus. Sie mag den Teufel rund sein! Ihr seid verrückt, glaub' ich; Ihr habt ja doch Augen im Kopfe, wie andere Menschen!

Montanus. Aber das ist ja doch eine bekannte Thatsache, mein theuerster Schwiegervater, daß gerade unter uns Menschen wohnen, die ihre Füße gegen die unsern kehren.

Jesper. Ha ha ha! Hi hi hi! Ha ha ha!

Jeronimus. Ja, der Herr Verwalter hat wol Grund zu lachen, dem ist wirklich eine Schraube im Kopfe losgegangen. Macht nur mal den Versuch, geht hier unter dem Dach mit dem Kopfe nach unten und seht zu, wie das ablaufen wird!

Montanus. Das ist ja ganz was anders, das —

Jeronimus. Ich mag gar nicht mehr Euer Schwiegervater sein, dazu habe ich meine Tochter viel zu lieb, um sie auf die Art wegzuwerfen.

Montanus. Ich liebe Eure Tochter wie mein eignes Leben, ohne Zweifel: aber daß ich um ihretwillen der Philosophie entsagen und meinen gesunden Menschenverstand zum Hause hinausjagen sollte, das ist mehr, als Ihr verlangen könnt.

Jeronimus. Ah so, Ihr habt noch eine Liebschaft, merk' ich. Na, so behaltet denn Eure Lucie oder Sophie, aufzwingen will ich Euch meine Tochter wahrhaftig nicht.

Montanus. Ihr mißversteht mich, ich spreche von der Philosophie, das ist eine Wissenschaft, die mir die Augen geöffnet hat, sowol in diesem als in andern Stücken.

Jeronimus. Vielmehr blind gemacht hat sie Euch, an den Augen sowol als am Verstande. Wie wollt Ihr nur das alles beweisen, was Ihr da zusammengeschwatzt habt?

Montanus. Es braucht keinen Beweis, alle Gelehrten sind darüber einig.

Jesper. Der Küster wird Euch das meiner Seele nicht zugeben.

Montanus. Ach ja, der Küster, das ist auch der Rechte! Ich bin wirklich ein Thor, daß ich hier noch lange stehe und mit Euch über Philosophie streite. Um indeß Monsieur Jeronimus den Willen zu thun, will ich doch ein Paar Beweise anführen. Nämlich erstens von Reisenden, welche, wenn sie ein paar tausend Meilen zurückgelegt, Tag haben, wenn bei uns Nacht ist, und einen andern Himmel mit andern Sternen erblicken.

Jeronimus. Seid Ihr denn ganz verrückt? Giebt es denn auch mehr als einen Himmel und eine Erde?

Jesper. Ei ja, Monsieur Jeronimus, es giebt zwölf Himmel, einen immer höher als den andern, bis man zuletzt an den Krystallhimmel kommt; insoweit muß ich Ihm Recht geben.

Montanus. Ach, quantae tenebrae!

Jeronimus. Ich bin doch, wie ich jung war, wol sechzehnmal auf dem Kieler Umschlag gewesen, aber wenn ich da einen andern Himmel gesehen habe, als wir hier haben, so will ich wahrhaftig kein ehrlicher Mann sein.

Montanus. Ihr müßt aber auch sechzehnmal weiter reisen, domine Jeronime, bevor Euch der Unterschied bemerkbar wird, indem nämlich —

Jeronimus. Geht mir ab mit den Faxen, damit ist es nichts; laßt uns lieber Euren zweiten Beweis hören.

Montanus. Der zweite Beweis wird hergenommen von der Sonnen- und Mondfinsterniß.

Jesper. Nein, nun höre ein Mensch, nun wird er ganz und gar verrückt!

Montanus. Was glaubt Ihr wol, daß es mit diesen Finsternissen für eine Bewandniß hat?

Jesper. Diese Mond- und Sonnenfinsternisse sind ein zuverlässiges Zeichen, daß sich auf Erden irgend ein großes Unglück ereignen wird, das kann ich aus eigener Erfahrung beweisen; denn wie meine Frau vor drei Jahren zu früh niederkam und wie meine Tochter Gertrud starb, da war beide Male vorher eine Finsterniß gewesen.

Montanus. Möchte man über solchen Unsinn nicht toll werden!

Jeronimus. Der Verwalter hat ganz recht, solche Finsternisse haben allemal etwas zu bedeuten. Wie die letzte Finsterniß war, da schien es allerdings, als ob alles gut bleiben sollte, aber lange dauerte es auch nicht; denn vierzehn Tage darauf kam aus Kopenhagen die Nachricht, daß sechs Candidaten auf einmal durch das Examen gefallen waren, alle von guter Herkunft, darunter sogar zwei Superintendentensöhne. Hört man nach solcher Finsterniß an einem Orte nichts Schlimmes, so hört man es doch gewiß am andern.

Montanus. Das hat allerdings seine Richtigkeit, da natürlich kein Tag vorbeigeht, an dem nicht irgend ein Unglück passirte. Indessen was die sechs Candidaten anbetrifft, so haben die wol keinen Grund, sich über die Finsterniß zu beklagen; hätten sie mehr gelernt, würden sie gewiß nicht durchgefallen sein.

Jeronimus. Was denkt Ihr denn nun aber, daß eine Mondfinsterniß ist?

Montanus. Das ist nichts weiter als der Schatten der Erde, welcher den Mond seines Scheins beraubt, und da nun dieser Schatten rund ist, so beweist das, daß die Erde ebenfalls rund ist. Das hängt alles durch eine ganz natürliche Ordnung zusammen. Man kann die Sonnen- und Mondfinsternisse sogar berechnen, und darum ist es Thorheit, zu sagen, daß so etwas ein Unglück bedeutet.

Jeronimus. Ach, Herr Verwalter, mir wird übel. Eure Eltern haben Euch zur bösen Stunde studiren lassen.

Jesper. In der That, es fehlt nicht viel, so wird er noch

ein Atheist. Ich muß ihm nur den Küster auf den Hals schicken; das ist der Mann dazu, der weiß mit Nachdruck zu sprechen, der wird Euch schon überführen, lateinisch oder griechisch, wie Ihr wollt, daß die Erde, Gott sei Lob und Dank, flach wie meine Hand ist. Aber da kommt Madame Jeronimus mit ihrer Tochter.

Sechste Scene.

Magdelone. Lisbeth. Jeronimus. Montanus. Jesper.

Magdelone. Ach, mein lieber Schwiegersohn, wie freut es mich, daß Ihr frisch und gesund nach Hause zurückgekommen seid!

Lisbeth. Ach, mein Schatz, laß Dich umarmen!

Jeronimus. Sachte, sachte, mein Kind, nicht so hitzig!

Lisbeth. Darf ich denn nicht meinen Bräutigam umarmen, den ich seit Jahren nicht gesehen habe?

Jeronimus. Bleib' ihm vom Leibe, sag' ich Dir, oder es setzt Hiebe!

Lisbeth (weinend). Aber wir sind ja doch öffentlich mit einander verlobt!

Jeronimus. Allerdings, aber das Ding hat noch einen Haken gekriegt. (Lisbeth weint.) Siehst Du, mein Kind, als er sich mit Dir versprach, war er noch ein guter Mensch und honneter Christ, jetzt aber ist er ein Ketzer und Schwärmer, einer, für den ich lieber will öffentlich beten lassen, als ihn zu meinem Schwiegersohne haben.

Lisbeth. Wenn es weiter nichts ist, mein theuerster Vater, damit wollen wir schon noch in Ordnung kommen.

Jeronimus. Bleib' ihm vom Leibe, sag' ich!

Magdelone. Was heißt dies alles nur, Herr Verwalter?

Jesper. Nicht viel Gescheidtes; er steckt das Dorf mit falschen Lehren an, behauptet, die Erde sei rund und mehr dergleichen, daß ich mich schäme, es nachzusagen.

Jeronimus. Aber sind die armen braven Eltern nicht zu beklagen, die so viel Geld an ihn gewandt haben?

Magdelone. Ei, wenn es weiter nichts ist! Hat er unsere Tochter wirklich lieb, so wird er bald genug anderen Sinnes werden und wird zugeben, daß die Erde flach ist, schon ihr zu Liebe.

Lisbeth. Ach, mein Schatz, mir zu Liebe sag' doch nur, daß sie flach ist!

Montanus. So lange ich den unverkümmerten Gebrauch meiner Vernunft habe, kann ich Euch in diesem Punkte nicht dienen; ich kann der Erde doch keine andere Gestalt geben, als sie von Natur hat. Gern will ich Euch zu Liebe alles thun, was mir irgend möglich ist, nur in diesem Punkt vermag ich Euch nicht zu dienen. Wenn meine Collegen das hörten, daß ich so etwas statuirt hätte, sie müßten mich ja für einen Dummkopf halten und mich verachten. Ueberdies geben wir Gelehrten auch niemals eine Meinung auf, sondern was wir einmal gesagt haben, das vertheidigen wir auch bis zum letzten Tropfen Tinte.

Magdelone. Ei, lieber Mann, so wichtig kommt mir das doch nicht vor, um die Partie deshalb rückgängig zu machen.

Jeronimus. Und ich würde deshalb auf Scheidung antragen, wenn sie schon verheirathet wären.

Magdelone. Ich habe in der Sache wahrhaftig auch ein Wort mitzureden; ist sie Eure Tochter, so ist sie ebenso gut auch meine.

Lisbeth (weinend). Ach, Schatz, sag' doch nur, daß sie flach ist.

Montanus. Ich kann profecto nicht.

Jeronimus. Höre, Frau, vergiß nicht, daß ich Herr im Hause und daß ich ihr Vater bin.

Magdelone. Vergiß Du nur ebenfalls nicht, daß ich Frau im Hause und daß ich ihre Mutter bin.

Jeronimus. Aber Vater, meine ich, ist doch allemal mehr als Mutter.

Magdelone. Und ich meine gerade umgekehrt: denn daß ich ihre Mutter bin, das ist gewiß, ob Ihr aber — na ich will nur lieber still sein, ich könnte hitzig werden.

Lisbeth. Ach, mein Schatz, könnt Ihr denn nur nicht um meinetwillen sagen, daß sie flach ist?

Montanus. Ich kann nicht, mein Püppchen, nam contra natarem est.

Jeronimus. Sag' mal, Frau, was hast Du damit eigentlich sagen wollen? Bin ich nicht ebenso gut ihr Vater, wie Du ihre Mutter bist? Höre, Lisbeth, bin ich nicht Dein Vater?

Lisbeth. Ich glaube ja, denn die Mutter sagt es; ich glaube, daß Ihr mein Vater seid, aber daß sie meine Mutter ist, das weiß ich.

Jeronimus. Aber was sagt Ihr nun dazu, Herr Verwalter?

Jesper. So ganz unrecht kann ich der Mamsell nicht geben; denn —

Jeronimus. Genug davon, laßt uns gehen. Ihr aber, mein guter Rasmus Berg, verlaßt Euch darauf, daß, so lange Ihr bei Euren Irrlehren verharrt, meine Tochter niemals die Eure wird.

Lisbeth (weinend). Ach, Schatz, sag' doch, daß sie flach ist!

Jeronimus. Marsch fort mit Dir!

(Die Fremden entfernen sich.)

Vierter Akt.

Erste Scene.

Montanus allein.

Montanus. Da bin ich nun eine volle Stunde von meinen Schwiegereltern geplagt worden; mit Seufzern und Thränen beschwören sie mich, von meiner Meinung abzustehen. Aber da kennen sie Erasmum Montanum schlecht: und könnte ich dafür Kaiser werden, so widerrufe ich doch nicht, was ich einmal gesagt habe. Ich liebe Mamsell Elisabeth, ganz gewiß, aber um ihretwillen die Philosophie Preis geben und widerrufen, was ich einmal öffentlich affirmirt habe, nein, das thue ich nicht! Auch hoffe ich noch immer, daß die Sache sich in Güte beilegt und daß ich meine Braut kriegen werde, ohne an meiner gelehrten Reputation einzubüßen; sowie ich nur Gelegenheit habe, mit Jeronimus zu sprechen, will ich ihm seinen Irrthum so deutlich darthun, daß er selbst sich für besiegt erklären soll. — Aber da kommen ja der Küster und der Verwalter von meinen Eltern heraus.

Zweite Scene.

Jesper. Peter. Montanus.

Jesper. Wir haben heute um Euretwillen ein schweres Stück Arbeit gehabt, mein werther Monsieur Montanus.

Montanus. Worin bestand es?

Jesper. Wir sind den ganzen Tag umhergelaufen zwischen Euren Eltern und Schwiegereltern, um Frieden zu stiften.

Montanus. Nun, was habt Ihr ausgerichtet? Will mein Schwiegervater sich zur Ruhe geben?

Jesper. Sein letztes Wort war: in unserer Familie ist noch nie eine Spur von Ketzerei gewesen; grüße Rasmus Berg — ich bediene mich seiner eigenen Worte, er sagte wirklich nicht mal Montanus Berg — grüße Rasmus Berg von mir, sagte er, und sag' ihm, ich und meine Frau wären ein Paar schlichte und gottesfürchtige Menschen, die ihrer Tochter lieber den Hals umdrehten, als daß sie sie einem Manne gäben, der die Erde für rund erklärt und damit falsche Lehrsätze im Orte verbreitet.

Peter. Allerdings haben wir hier im Orte jederzeit auf reinen Glauben gehalten, und Monsieur Jeronimus thut daher ganz recht daran, daß er diese Schwägerschaft rückgängig macht.

Montanus. Nun, Ihr lieben Leute, grüßt den Monsieur Jeronimus von mir ebenfalls und sagt ihm, er thäte eine große Sünde daran, daß er mich zwingen wollte, zu widerrufen, was ich einmal gesagt habe; das wäre vollständig wider leges scholasticas und consuetudines laudabiles.

Peter. Ei, Dominus, wollt Ihr wirklich um eines so geringfügigen Gegenstandes willen solche hübsche Braut aufgeben? Alle Welt würde es Euch verdenken!

Montanus. Der große Haufe, vulgus, wird mich deshalb tadeln, meine Commilitones dagegen, meine Kameraden werden mich um meiner Beständigkeit willen zu den Wolken erheben.

Peter. Haltet Ihr es denn für eine Sünde, zu sagen, die Erde ist flach oder platt?

Montanus. Nein, für eine Sünde nicht, wol aber wäre es Schimpf und Schande für mich, als einen Baccalaureus Philosophiae, zu widerrufen, was ich einmal publice affirmirt habe, oder überhaupt irgend etwas zu thun, was unserm Orden unanständig; es ist meine Pflicht, darauf zu sehen, ne quid detrimenti patiatur respublica Philosophiae.

Peter. Aber wenn Euch nun bewiesen wird, daß Ihr im Irrthum seid, haltet Ihr es da auch für eine Sünde, den Irrthum zu widerrufen?

Montanus. Beweist mir den Irrthum erst, und zwar methodice!

Peter. Das fällt mir nicht schwer. Hier im Dorfe sind so viel brave Leute, erstlich Euer Schwiegervater, der sich allein durch seine Feder so in die Höhe gebracht hat; demnächst meine geringe Person, der ich hier seit vollen vierzehn Jahren Küster bin; dann dieser Biedermann hier, der Verwalter; desgleichen der Kirchenvorsteher nebst zahlreichen anderen braven und angesessenen Männern, die ihre Steuern und Abgaben pünktlich zahlen, in guten wie in schlimmen Zeiten.

Montanus. Das wird ein verflucht weitläufiger Syllogismus; wo will all das Geschwätz hinaus?

Peter. Nun kommen wir gleich zur Sache. Fragt nun einmal die Reihe herum bei allen diesen braven Männern, und seht zu, ob ein Einziger von ihnen Euch darin beistimmen wird, daß die Erde rund ist; vier Augen sehen ja doch immer mehr als zwei und ergo habt Ihr Unrecht.

Montanus. Laßt meinetwegen das ganze Dorf zusammenkommen und mir opponiren, ich werde ihnen schon den Mund zu stopfen wissen. Solch Gesindel hat gar keine eigenen Ansichten, das muß glauben, was ich und andere gelehrte Leute ihm sagen.

Peter. Aber wenn Ihr nun sagtet, der Mond wäre ein Kräuterkäse, sollen sie das auch glauben?

Montanus. Versteht sich. Sagt mal, was glauben die Leute so eigentlich, daß Ihr seid?

Peter. Sie glauben, daß ich ein braver und geschickter Kerl und Küster dieses Ortes bin, und darin haben sie ganz Recht.

Montanus. Und ich sage, daß es gelogen ist; ich sage, Ihr seid ein Hahn und werde Euch das beweisen, so klar, wie daß zweimal zwei vier ist.

Peter. Den Teufel mögt Ihr beweisen! Was? ein Hahn soll ich sein? Womit wollt Ihr das darthun?

Montanus. Könnt Ihr mir auch Gründe anführen, weshalb Ihr kein Hahn seid?

Peter. Erstens kann ich sprechen, ein Hahn kann nicht sprechen, ergo bin ich kein Hahn.

Montanus. Das Sprechen thut nichts zur Sache, Papageien und Staare können auch sprechen, sind darum aber doch keine Menschen.

Peter. So will ich es noch anders als durch die Sprache beweisen. Ein Hahn hat keinen Menschenverstand, ich habe Menschenverstand, ergo bin ich kein Hahn.

Montanus. Proba minorem!

Jesper. Ei was, sprecht dänisch!

Montanus. Ich verlange, Ihr sollt erst beweisen, daß Ihr auch wirklich Menschenverstand habt.

Peter. Je nun, ich verrichte ja doch mein Amt, wie sich's gehört.

Montanus. Was sind Eure vornehmsten Amtsverrichtungen, aus denen Ihr beweisen wollt, daß Ihr Menschenverstand habt?

Peter. Erstlich versäume ich nie, zur rechten Zeit zur Kirche zu läuten.

Montanus. Der Hahn versäumt auch nicht, zur rechten Zeit zu krähen und den Menschen anzuzeigen, wann sie aufstehen sollen.

Peter. Zweitens singe ich so gut wie nur ein Küster in ganz Seeland.

Montanus. Und der Hahn kräht auch so gut wie nur ein Hahn in Seeland.

Peter. Aber ich kann Wachslichter gießen und das kann doch kein Hahn.

Montanus. Aber der Hahn kann Eier legen und das könnt Ihr nicht. Seht Ihr nun, daß Euer Amt als Küster noch kein Beweis dafür ist, daß Ihr nicht wirklich ein Hahn seid? Im Gegentheil überlegt mal in Kürze selbst, was für eine Aehnlichkeit zwischen Euch und einem Hahn ist. Der Hahn hat einen Kamm auf dem Kopfe und mit Eurer Stirn ist es auch nicht so ganz klar; der Hahn kräht, Ihr kräht ebenfalls; der Hahn brüstet sich und thut groß mit seiner Stimme, Ihr ebenfalls; der Hahn ruft die Leute, wenn sie aufstehen, und Ihr, wenn sie in die Kirche gehen sollen. Ergo seid Ihr ein Hahn; habt Ihr noch was einzuwenden? (Der Küster fängt an zu weinen.)

Jesper. Ei, Peter, weine nicht, wer wird sich um so was grämen.

Peter. Es ist alles, hol' mich der Teufel, erlogen und erstunken, das ganze Dorf kann mir bezeugen, daß ich kein Hahn bin, und auch meine Verfahren sind sammt und sonders ehrliche Christen gewesen.

Montanus. Refutirt mir denn diesen Syllogismum, quem tibi propono. Die Eigenschaften, durch welche ein Hahn sich von andern Thieren unterscheidet, sind folgende: er weckt die Leute, wenn sie aufstehen sollen, er giebt die Zeit an, er thut sich groß mit seiner Stimme, er hat ein Gewächs am Kopfe. Alle diese Eigenschaften habt Ihr auch, ergo seid Ihr ein Hahn; refutirt mir dies Argument!

(Peter weint wieder.)

Jesper. Kann Euch der Küster den Mund nicht stopfen, nun gut, so werde ich es thun.

Montanus. Nun wohl, laßt Eure Argumente hören!

Jesper. Erstlich sagt mir mein Gewissen, daß Ihr Unrecht habt.

Montanus. Nach dem Gewissen eines Verwalters kann man sich wol nicht in allen Fällen richten.

Jesper. Und zweitens sage ich, daß alles, was Ihr da sagt, blanke baare Lügen sind.

Montanus. Beweist es!

Jesper. Und drittens bin ich ein ehrlicher Mann, dem überall aufs Wort geglaubt wird.

Montanus. Mit all dem Gewäsch lockt man keinen Hund vom Ofen!

Jesper. Und viertens sage ich, daß Ihr eine Canaille seid und daß man Euch die Zunge aus dem Halse reißen sollte.

Montanus. Ich höre noch immer keinen Beweis!

Jesper. Und endlich zum fünften will ich es Euch haarklein beweisen, wie Ihr wollt, mit dem Degen oder der Faust.

Montanus. Nein, für das Eine wie das Andere muß ich gehorsamst danken; so lange Ihr indessen mit dem bloßen Munde disputirt, sollt Ihr finden, daß ich nicht nur das be-

weisen kann, was ich gesagt habe, sondern auch alles, was ich sonst will. Zum Beispiel, Herr Verwalter, ich will Euch aus der gesunden Logica beweisen, daß Ihr ein Ochse seid.

Jesper. Den Teufel mögt Ihr beweisen!

Montanus. Habt nur Geduld und hört meine Argumente an.

Jesper. Komm, Peter, laß uns gehen!

Montanus. Ich beweise es so: Quicunque —

(Jesper schreit und hält ihm den Mund zu.)

Wollt Ihr meinen Beweis für diesmal nicht hören, gut, so kann es für ein ander Mal bleiben, wo und wann Ihr wollt.

Jesper. Mit solch einem Schwärmer mag ich gar keinen Umgang mehr haben.

(Jesper und Peter ab.)

Montanus. Wenn ich mit solchem Gesindel disputire, bleibe ich ganz kaltblütig, so grob sie auch werden; in Hitze gerathe ich blos, wenn ich mit Leuten disputire, die sich einbilden, methodum disputandi zu verstehen und ebenso stark in der Philosophie zu sein als ich. Darum gerieth ich auch zehnmal mehr in Hitze, wie ich heute mit dem Studenten disputirte; denn der hatte doch noch einen Schein von Gelehrsamkeit. Aber hier kommen meine Eltern.

Dritte Scene.

Jeppe. Nille. Montanus.

Jeppe. Ach, mein lieber Sohn, sei doch nicht so widerspenstig und mache Dir nicht die ganze Welt zu Feinden! Der Inspector und der Küster, die auf unser Bitten versucht hatten, den Frieden zwischen Dir und Deinem Schwiegervater wieder herzustellen, sagen mir jetzt, daß Du blos Deinen Spott mit uns treibst; warum thust Du nun wol so etwas und machst solche braven Herren zu Ochsen und Hähnen?

Montanus. Dafür hab' ich studirt, dafür hab' ich mir den Kopf zerbrochen, daß ich sagen und beweisen kann, was ich will.

Jeppe. Auf die Art, glaube ich, wäre es besser, Du hättest nie studirt.

Montanus. Ei so halte den Mund, alter Mann!

Jeppe. Du willst doch nicht gar Deine Eltern schlagen?

Montanus. Wenn ich es thäte, so wollte ich es auch rechtfertigen vor aller Welt. (Die Eltern gehen weinend ab.)

Vierte Scene.

Montanus. Jacob.

Montanus. Ich gebe meine Ansichten nicht auf, und wenn sie alle zusammen rasend werden. — Aber was willst Du, Jacob?

Jacob. Ich habe einen Brief für Monsör.

(Jacob ab. Montanus liest den Brief.)

Montanus. „Mein allerliebster Freund! Nie hätte ich es für möglich gehalten, daß Du diejenige so leicht aufgeben könntest, die Dich so viele Jahre hindurch so treu und innig geliebt hat. Das kann ich Dich versichern: die Ansicht, daß die Erde rund, ist meinem Vater so verhaßt und erscheint ihm als eine solche Ketzerei, daß er mich Dir niemals zur Frau giebt, es sei denn, Du trittst in diesem Punkte ihm und den Uebrigen im Dorfe bei. Was hast Du nur davon, ob die Erde rund oder lang, achteckig oder viereckig ist? Bei der Liebe, die ich stets für Dich gehegt habe, beschwöre ich Dich: entschließe Dich doch zu der Meinung, bei der wir und das ganze Dorf uns so lange so wohl befunden haben. Thust Du mir das nicht zu Gefallen, so verlaß Dich darauf, daß ich mich zu Tode gräme und daß die ganze Welt sich voll Abschen von Dir abwenden wird, weil Du den Tod derjenigen veranlaßt hast, die Dich geliebt hat wie ihr eigenes Leben. Elisabeth, Jeronimus' Tochter.

Mit eigener Hand."

O Himmel, dieser Brief bewegt mich tief und versetzt mich in lebhafte Zweifel, so daß ich wol sagen mag mit dem Poeten:

— — — — — — — utque securi
Saucia trabs ingens ubi plaga novissima restat,
Qua cadat, in dubio est, omnique a parte timetur,
Sic animus — — — — —

Auf der einen Seite steht die Philosophie und heißt mich Stand halten, auf der andern meine Braut und macht mir Kaltsinn und Untreue zum Vorwurf. Aber sollte Erasmus Montanus sich durch irgend etwas bewegen lassen, seine Meinung aufzugeben, worin doch bis jetzt seine Haupttugend bestanden hat?! Nein, nimmermehr! Aber freilich, Noth bricht Eisen; füge ich mich diesmal nicht, so stürze ich mich selbst und meine Braut ins Unglück, sie verzehrt sich vor Kummer und alle Welt haßt und tadelt mich wegen meiner Falschheit. Soll ich sie denn wirklich verlassen, sie, die mich so manches Jahr mit so aufrichtiger Zärtlichkeit geliebt hat? Sollte ich jetzt die Ursache ihres Todes sein? Nein, das darf nicht sein! Dennoch bedenke wohl, was Du thust, Erasme Montane, Musarum et Apollonis pulle! Hier hast Du Gelegenheit zu zeigen, ob Du ein richtiger Philosophus bist; je größer die Gefahr, je herrlicher auch der Lorbeer, den Du inter Philosophos erwirbst. Denk' nur, was Deine Commilitones sagen werden, wenn sie das Gegentheil von Dir zu hören kriegen; das ist, werden sie sagen, nicht der alte Erasmus Montanus mehr, der seine Ansichten sonst bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen pflegte. Macht der ungelehrte Pöbel mir Falschheit gegen meine Braut zum Vorwurf, so werden die Philosophi mich dagegen zu den Wolken erheben; was die Einen mir zum Verbrechen anrechnen, das ist in den Augen der Andern mein größtes Verdienst. Ich muß also standhaft bleiben inmitten der Versuchung, ich muß ihr widerstehen, ich muß sie zu überwinden suchen. Ich habe sie schon überwunden — die Erde ist rund — jacta est alea — dixi! (Ruft Jacob.) Jacob, der Brief, den Du mir von meiner Braut gebracht hast, ist ohne Wirkung geblieben; ich bleibe bei dem, was ich einmal gesagt habe, die Erde ist rund und soll rund bleiben, so lange ich die Augen offen habe!

Jacob. Ich glaube allerdings auch, daß die Erde rund ist; wollte mir indessen Einer eine Salzbretzel dafür geben, daß ich sagen sollte, sie ist flach, so sage ich, sie ist es, mir kann es ja einerlei sein.

Montanus. Für Dich würde sich das allerdings schicken,

aber nicht für einen Philosophus, dessen Haupttugend eben darin besteht, niemals auch nur ein Haar breit von dem zu weichen, was er einmal gesagt hat. Ich will hier im Dorfe öffentlich darüber disputiren und stelle mich jedem, der studirt hat.

Jacob. Darf ich Monsör aber wol um Eines fragen? Nämlich wenn Ihr den Disput nun auch gewinnt, was folgt daraus?

Montanus. Daraus folgt, daß ich die Ehre des Sieges habe und als ein gelehrter Mann anerkannt werde.

Jacob. Monsör will sagen: als ein geschwätziger Mann. Weisheit und Geschwätzigkeit ist nicht dasselbe, das habe ich den Leuten hier im Dorfe angemerkt. Rasmus Hansen, der allzeit das große Wort führt und gegen den niemand mit dem Munde aufzukommen vermag, gilt doch allgemein für einen bloßen Gänsekopf, während umgekehrt Niels Christensen, der Kirchenvogt, der nur wenig spricht und immer nachgiebt, allgemein für so gescheidt gehalten wird, daß er jeden Augenblick Amtmann werden könnte.

Montanus. Nein, nun höre mir Einer den Schlingel, er will wahrhaftig auch miträsonniren.

Jacob. Monsör muß das nicht übel nehmen, ich spreche das nur so nach meinem einfältigen Verstande, und nun möchte ich noch gerne wissen, wenn Monsör die Disputation gewinnt, ob aus dem Küster da wirklich ohne Weiteres ein Hahn wird?

Montanus. Was für einfältiges Geschwätz! Natürlich bleibt er, was er gewesen ist.

Jacob. Ei, so hat Monsör ja doch Unrecht?

Montanus. Ich werde mich schön hüten, mit einem Bauerlümmel, wie Du, zu disputiren; wenn Du Latein verständest, wollte ich Dich schon bedienen, auf Dänisch zu disputiren bin ich nicht geübt.

Jacob. Das heißt: Monsör ist so gelehrt geworden, daß er sich nicht mehr in seiner Muttersprache auszudrücken versteht.

Montanus. Halt' das Maul, audacissime juvenis! Wozu sollte ich mir wol die Mühe geben, meine Ansichten vor solchem groben und gemeinen Volk zu entwickeln, das nicht einmal weiß,

was universalia entia rationis und was formae substantiales sind, geschweige was Wichtigeres? Es ist ja absurdissimum, dem Blinden von der Farbe predigen zú wollen. Vulgus indoctum est monstrum horrendum informe, cui lumen ademptum. Da war kürzlich jemand, der war zehnmal gelehrter als Du, der wollte mit mir disputiren; als ich jedoch merkte, daß er nicht wußte, was quidditas wäre, so schlug ich es ihm platterdings ab.

Jacob. Was heißt das, quidditas? denn so war es ja wol?

Montanus. Das weiß ich sehr wol, was das heißt.

Jacob. Für sich selbst mag Monsör das wol wissen, aber es andern erklären kann er nicht. Dagegen das Wenige, was ich weiß, das begreifen gleich alle Menschen, wenn ich es ihnen sage.

Montanus. Ja, freilich, Jacob, Du bist ein gelehrter Kerl; was weißt Du denn überhaupt?

Jacob. Aber wenn ich nun beweise, daß ich gelehrter bin als Monsör?

Montanus. Das möchte ich mal hören.

Jacob. Wer das wichtigste Studium betreibt, der, meine ich, hat auch die gründlichste Gelehrsamkeit.

Montanus. Ja, das ist schon richtig.

Jacob. Ich studire Landbau und Feldwirthschaft und darum bin ich gelehrter als Monsör.

Montanus. So hältst Du also grobe Bauernarbeit für das Wichtigste?

Jacob. Ich weiß nicht, das aber weiß ich, daß, wenn die Bauern auch nichts weiter thäten, als eine Feder oder ein Stück Kreide zur Hand nehmen und damit ausmessen, wie weit es zum Monde ist, da würde Euch Hochgelehrten der Magen bald verflucht wehe thun. Ihr Gelehrten verderbt die Zeit mit Disputiren, ob die Erde rund, vier- oder achteckig ist; wir dagegen studiren darauf, die Erde in gutem Stande zu erhalten. Da kann Monsör sich nun überzeugen, daß unser Studiren nützlicher und wichtiger als Eures und daß Niels Christensen der gelehrteste Mann im Dorfe ist, weil er nämlich sein Land so

verbessert hat, daß die Tonne hart Korn davon dreißig Thaler mehr gilt als unter seinem Vorgänger, der den ganzen Tag da saß mit der Pfeife im Munde, und in der Postille oder in Doctor Arendt Hvitfeldts Chronik schmökerte.

Montanus. Da möchte man doch gleich des Todes sein, es ist der lichte Teufel, der aus ihm spricht! Nie in meinem Leben hätte ich für möglich gehalten, daß ein Bauerjunge so etwas über die Lippen bringen könnte! Denn wiewol alles, was Du sagst, falsch und gottlos ist, so ist es doch für Einen Deines Standes immerhin etwas ganz Außerordentliches; sag' mir nur, von wem Du das gelernt hast?

Jacob. Studirt habe ich allerdings nicht, Monsör, aber wie man sagt, bin ich nicht auf den Kopf gefallen. Jedesmal, so oft der Amtmann herkommt, läßt er mich sofort zu sich laden; wol hundertmal schon hat er meinen Eltern gesagt, sie sollten mich hinter die Bücher setzen, da könnte etwas Großes aus mir werden. Wenn ich just nichts zu thun habe, gehe ich umher und speculire. Neulich habe ich sogar einen Vers gemacht auf Martin Nielsen, der sich zu Tode soff.

Montanus. Laß mich den Vers hören.

Jacob. Vorher nämlich müßt Ihr wissen, daß der Vater sowol wie der Großvater dieses Martin Fischer gewesen und auf dem Wasser ertrunken sind. Der Vers aber heißt so:

Hier liegt Martin Nielsen begraben;
Um dasselbe Ende wie seine Väter zu haben,
Die alle als Fischer der Tod im Wasser betroffen,
Hat er in Branntwein sich zu Tod gesoffen.

Den Vers mußte ich vor einigen Tagen dem Amtmann hersagen, der ließ ihn aufschreiben und schenkte mir zwei Mark dafür.

Montanus. Formaliter taugt der Vers zwar keinen Pfifferling, materialiter dagegen ist er nicht übel; nur die Prosodie, die doch die Hauptsache ist, fehlt ganz.

Jacob. Was heißt das?

Montanus. Die Zeilen haben nicht die gehörigen pedes oder Füße.

Jacob. Keine gehörigen Füße? Aber sie sind doch meiner Seele in ein paar Tagen durch das ganze Land gelaufen?

Montanus. Du bist ein schlauer Sohn, das merke ich schon, ich wollte, Du hättest studirt und verständest Deine Philosophiam instrumentalem, so solltest Du unter mir respondiren. Aber jetzt komm herein.

(Beide ab.)

Fünfter Akt.

Erste Scene.

Ein Lieutenant. Jesper.

Der Lieutenant. Wo kann ich den Kerl wol mal zu sehen kriegen, Herr Verwalter, ich möchte doch mal erst mit ihm reden; sieht er gut aus?

Jesper. Ei ja, er sieht ziemlich gut aus und ein Maulwerk hat er wie ein Rasirmesser.

Der Lieutenant. Darauf kommt nichts an, wenn er nur hübsch stark und gesund ist.

Jesper. Er kann behaupten, was er will, und kann es auch beweisen; neulich hat er uns aufs Haar bewiesen, der Küster wäre ein Hahn.

Der Lieutenant. Ist er auch hübsch breit in den Schultern?

Jesper. Es ist ein Kerl wie ein Riese, alle im Hause fürchten sich vor ihm, sogar seine Eltern; denn er macht sie zu Kühen, Ochsen, Pferden und dann wieder zu Menschen, wie er Lust hat — das heißt, er beweist aus Büchern, daß sie es sind.

Der Lieutenant. Sieht er auch aus, als ob er einen Puff vertragen könnte?

Jesper. Er beweist auch, daß die Erde rund ist.

Der Lieutenant. Darum scheere ich mich nicht. Aber sieht er auch hübsch muthig und herzhaft aus?

Jesper. Er würde sein Leben an einen Buchstaben setzen, geschweige an etwas Größeres. Ich bin fest überzeugt, daß er sich das ganze Dorf auf den Hals gezogen hat: aber das ist

ihm einerlei, von seiner Meinung und Ansicht läßt er darum doch nicht.

Der Lieutenant. Danach zu urtheilen, giebt er einen excellenten Soldaten.

Jesper. Aber wie will der Herr Lieutenant ihn zum Soldaten machen? Er ist ja Student.

Der Lieutenant. Das hat nichts auf sich; kann er die Leute zu Schafen, Ochsen und Hähnen machen, so will ich mal probiren, ob ich nicht einen Studenten zum Soldaten machen kann.

Jesper. Mir soll es recht sein, ja ich wollte mich darüber freuen wie ein Schneekönig.

Der Lieutenant. Nur kalt Blut, Jesper; wo der Verwalter und der Lieutenant einverstanden sind, da ist vor Gott kein Ding unmöglich. Aber da kommt jemand; ist er es am Ende selbst?

Jesper. Ja, das ist er; ich will bei Seite gehen, damit er keinen Verdacht auf mich wirft.

Zweite Scene.

Der Lieutenant. Montanus.

Der Lieutenant. Ich gratulire Ihm zur Ankunft in Seinem Dorfe.

Montanus. Schuldigen Dank.

Der Lieutenant. Ich nehme mir die Freiheit, Ihm aufzuwarten, da es hier ja übrigens keine Gelehrten giebt, mit denen man sprechen könnte.

Montanus. Ich höre mit Vergnügen, daß Er studirt hat; wann hat der Herr Lieutenant deponirt, mit Permission?

Der Lieutenant. Ich habe schon vor zehn Jahren deponirt.

Montanus. So ist der Herr Lieutenant ja ein alter Academicus; was studirte der Herr Lieutenant, als Er Student war?

Der Lieutenant. Ich las hauptsächlich die lateinischen

Klassiker und daneben studirte ich Naturrecht und Moral, was ich auch noch fortsetze.

Montanus. Ei, das sind Lappalien, das ist nicht die richtige academische Manier! Interessirte Euch denn die Philosophia instrumentalis nicht?

Der Lieutenant. Nein, nicht sonderlich.

Montanus. So habt Ihr auch wol niemals disputirt?

Der Lieutenant. Nein.

Montanus. Ei, heißt das auch studiren?! Philosophia instrumentalis ist ja das einzige solide Studium; das Uebrige ist wol ganz hübsch, aber so eigentlich zur Gelehrsamkeit gehört es nicht. Wer gehörig Logicam und Metaphysicam getrieben, kann nie in Verlegenheit kommen, ja über alles in der Welt kann er disputiren, wie fremd es ihm sein mag. Ich für meine Person weiß nichts, was ich mir nicht getraute, zu behaupten und durchzuführen. Auch war meiner Zeit keine Disputation auf der Academie, bei der ich nicht opponens gewesen wäre; ein richtiger Philosophus instrumentalis ist so gut wie ein Polyhistor.

Der Lieutenant. Wer ist denn jetzt der größte Disputator auf der Universität?

Montanus. Das ist ein Student, mit Namen Peter Iversen. Wenn der seinen Gegner refutirt hat, so daß er kein Wort mehr zu erwidern weiß, so sagt er: Nun nehmt Ihr meinen Satz, jetzt will ich Euren Satz vertheidigen. Zu so etwas ist besonders die Philosophia instrumentalis nütze. Es ist wahrhaftig schade, daß der Kerl nicht Advocat geworden, der würde sich ein schönes Stück Geld machen. Aber gleich nach ihm kam ich, ja wie wir das letzte Mal disputirten, rief er mir heimlich zu: jam sumus ergo pares, aber einstweilen räume ich ihm doch noch den Vorrang ein.

Der Lieutenant. Aber wie mir erzählt ward, kann Monsieur beweisen, daß die Kinder verpflichtet sind, ihre Eltern zu schlagen; das scheint mir doch Unsinn.

Montanus. Hab' ich es gesagt, so bin ich auch der Mann dafür, es zu beweisen.

Der Lieutenant. Da möchte ich doch einen Ducaten wetten, daß Er das nicht im Stande ist.

Montanus. Ich wette einen Ducaten dagegen.

Der Lieutenant. Topp, es gilt; nun laßt hören.

Montanus. Wen man am meisten liebt, züchtigt man am meisten; man soll aber niemand mehr lieben als seine Eltern, ergo muß man auch niemand mehr züchtigen. Oder mit einem zweiten Syllogismo: was ich empfangen habe, darf ich nach Kräften wiedergeben; ich habe in meiner Kindheit von meinen Eltern Schläge bekommen, ergo gebe ich ihnen wieder Schläge.

Der Lieutenant. Genug, genug, ich habe verloren. Da habt Ihr weiß Gott Euren Ducaten.

Montanus. Ei, der Herr Lieutenant meint das nicht im Ernst; ich mag profecto kein Geld haben.

Der Lieutenant. Er muß ihn auf Parole nehmen, bei meinem Eid!

Montanus. Ja, so will ich ihn denn nehmen, um den Herrn Lieutenant nicht eidbrüchig zu machen.

Der Lieutenant. Aber nun muß ich doch mal probiren, ob ich Ihn nicht auch zu etwas machen kann, par exemple: ich will jetzt einen Soldaten aus Ihm machen.

Montanus. Ei, das hat keine Schwierigkeiten, alle Studenten sind ja Soldaten im Geiste.

Der Lieutenant. Nein, ich will beweisen, daß Er auch ein Soldat im Fleische ist. Jeder, der Handgeld genommen, ist ein geworbener Soldat, Ihr habt es genommen, ergo —

Montanus. Nego minorem!

Der Lieutenant. Et ergo probo minorem von wegen dem Ducaten, den Ihr auf die Hand bekommen.

Montanus. Distinguendum est inter nummos —

Der Lieutenant. Keine Disputation, Ihr seid Soldat!

Montanus. Distinguendum est inter τὸ simpliciter et τὸ relative accipere!

Der Lieutenant. Ei was, Geschwätz! Ihr habt das Geld genommen, also ist der Contract geschlossen.

Montanus. Distinguendum est inter contractum verum et apparentem!

Der Lieutenant. Könnt Ihr läugnen, einen Ducaten von mir gekriegt zu haben?

Montanus. Distinguendum est inter rem et modum rei!

Der Lieutenant. Komm nur gleich mit, Kamerad, Du sollst Deine Montur kriegen.

Montanus. Da habt Ihr Euren Ducaten wieder; überdies habt Ihr auch keine Zeugen, daß ich Geld von Euch genommen habe.

Dritte Scene.

Jesper. Korporal Niels. Montanus. Der Lieutenant.

Jesper. Ja, ich bin Zeuge, ich habe gesehen, wie der Lieutenant ihm Geld auf die Hand gegeben hat.

Niels. Ich gleichfalls.

Montanus. Aber in welcher Absicht nahm ich das Geld? Distinguendum est inter —

Der Lieutenant. Ei, wir wollen hier keine Faxen weiter hören; Niels, bleib' Du hier, während ich die Montirung besorge.

Montanus. Hei, Gewalt!

Niels. Willst Du gleich still sein, Du Hund, oder ich stoße Dir das Bayonnet in den Leib! Ist er nicht richtig geworben, Herr Verwalter?

Der Verwalter. Ja, er ist richtig geworben.

Der Lieutenant. Mach rasch, herunter mit dem schwarzen Kittel und den rothen angezogen!

Montanus (weint, während ihm die Montur angezogen wird).

Der Lieutenant. Ei, das schickt sich wol auch für einen Soldaten zu weinen? Du bist jetzt ein weit besserer Kerl geworden als vorher. Exercirt ihn nur recht tüchtig, Corporal Niels; er

ist ein ganz gelehrter Kerl, aber was das Exercitium anbetrifft, darin ist er noch dumm.

(Der Korporal hat ihm die rothe Montur angezogen, exercirt und prügelt ihn.)

Vierte Scene.

Der Lieutenant. Montanus. Niels.

Der Lieutenant. Nun, Niels, fängt er an zu capiren?

Niels. Er wird schon lernen, er ist nur ein fauler Hund, der alle Augenblicke Prügel haben muß.

Montanus (weinend). Ach, großgünstiger Herr, habt doch Erbarmen mit mir, ich habe solche schwache Gesundheit, ich kann die Behandlung nicht aushalten!

Der Lieutenant. Zu Anfang fällt es allerdings ein bischen hart, indessen wenn Dein Rücken nur erst gehörig gebläut und gegerbt sein wird, so thut es nachher nicht mehr so weh.

Montanus (weinend). Ach, hätte ich doch niemals studirt, so wäre ich nicht in dieses Unglück gerathen!

Der Lieutenant. Ei, das ist nur der Anfang, wenn Du dann erst so ein Dutzend Mal im Bock gesessen oder auf Latten gelegen hast, so achtest Du das nachher für Bagatelle.

(Montanus weint aufs neue.)

Fünfte Scene.

Jeronimus. Magdelone. Lisbeth. Jeppe. Nille. Der Lieutenant. Montanus. Der Korporal.

Jeronimus. Wißt Ihr es ganz gewiß?

Jeppe. Ganz gewiß, der Verwalter hat es mir eben erzählt. Ach, ach, nun hat mein Zorn sich in Mitleid verwandelt!

Jeronimus. Ließe er sich nur zum rechten Glauben bekehren, ich wollte ihn gern wieder loskaufen.

Lisbeth (im Eintreten). Ach, ich ärmstes Mädchen!

Jeronimus. Mach' mir nur keinen Lärm, liebe Tochter, es nützt doch nichts.

Lisbeth. Ach, Herzensvater, wenn Ihr ihn so liebtet wie ich, Ihr hießet mich nicht still sein!

Jeronimus. Pfui, pfui, wie schickt sich das wol für ein Mädchen, sich so was merken zu lassen? — Aber da steht er, glaub' ich. Nun, Rasmus Berg, wie geht es?

Montanus. Ach, mein theuerster Monsieur Jeronimus, sie haben mich zum Soldaten gemacht!

Jeronimus. Ja nun werdet Ihr wol mehr zu thun kriegen, als Menschen zu Thieren und Küster zu Hähnen zu machen.

Montanus. Ach, ach, wie leid thut mir jetzt meine frühere Thorheit, aber leider zu spät!

Jeronimus. Nun denn, mein Freund, wollt Ihr Eure bisherige Narrheit fahren lassen und das Land mit Zwistigkeiten und Disputationen verschonen, so will ich mit Vergnügen mein ganzes Vermögen daran setzen, Euch auszulösen.

Montanus. Ach, ich habe nichts Besseres verdient, weil ich meinen alten Eltern mit Schlägen gedroht habe! Aber wenn Ihr Euch dennoch meiner erbarmen und mich wieder frei machen wollt, so schwöre ich Euch, daß ich ganz gewiß ein anderes Leben führen, ein ehrliches Geschäft treiben und niemand mehr mit Disputationen zur Last fallen will!

Jeronimus. Wartet denn hier so lange, ich will mit dem Herrn Lieutenant sprechen! — Ach, mein bester Herr Lieutenant, Ihr seid ja von jeher ein Freund unseres Hauses gewesen; der junge Mann hier, den Ihr zum Soldaten angeworben habt, ist der Bräutigam meiner einzigen Tochter, die ihn aufs zärtlichste liebt. Gebt ihn los, ich will dem Herrn Lieutenant gern hundert Thaler verehren. Zuerst, ich kann es nicht läugnen, freute ich mich, daß er so bestraft worden; denn sein wunderliches Betragen hatte mich und das ganze Dorf gegen ihn aufgebracht; aber da ich ihn nun in dieser Situation sehe, und da ich überdies höre, daß er seine frühere Thorheit von Herzen bereut und Besserung gelobt, so will mir das Herz vor Mitleid brechen.

Der Lieutenant. Alles, mein werther Herr Jeronimus, was ich gethan habe, war nur zu seinem eigenen Besten; es ist mir ja wol bekannt, daß er mit Eurer Tochter verlobt ist, und eben deswegen, um Eurem Hause einen Dienst zu erweisen, brachte ich ihn in diese Lage und behandelte ihn mit dieser Härte, damit er zur Einsicht seiner Thorheiten käme. Ich will Euch zu Liebe gern selbst Geld an die Armen geben, da ich ja höre, daß er sich gebessert hat. Laßt ihn nur herkommen. — Hört an, mein Freund: Eure Eltern haben solch ein schweres Stück Geld an Euch gewandt, in der Hoffnung, Ihr würdet dereinst der Stolz und die Freude ihres Alters werden; allein Ihr gingt klug fort, um als ein Narr zurückzukommen, das ganze Dorf brachtet Ihr in Aufruhr, streutet die wunderlichsten Ansichten aus und verfochtet sie mit Hartnäckigkeit. Sollen das die Früchte des Studirens sein, so müßte man ja wünschen, es gäbe gar keine Bücher. Ich meine, das Wichtigste, was man in der Schule lernen sollte, wäre gerade das Gegentheil von dem, wie Ihr es getrieben; ein gelehrter Mann, meine ich, sollte vornehmlich daran erkannt werden, daß er sich selbst mehr zu beherrschen weiß und bescheidener und nachgiebiger in seinen Aeußerungen ist als der Ungelehrte. Denn eine gesunde Philosophie lehrt uns, Zwistigkeiten zu vermeiden und zu beseitigen und keine Meinung beizubehalten, von der uns nachgewiesen, daß sie irrthümlich ist. Das erste Gebot der Philosophie ist, sich selbst zu erkennen, und je mehr Einer dies erwählt, je geringer wird er von sich selbst denken und je mehr wird er einsehen, daß ihm noch Manches zu lernen bleibt. Ihr dagegen macht die Philosophie zu einer Art von Fechtkunst, indem Ihr den für den größten Philosophen erachtet, der am geschicktesten ist, durch Spitzfindigkeiten die Wahrheit zu verfälschen und alle Einwendungen zurückzuweisen. Auf die Art macht Ihr Euch aber nur verhaßt bei den Leuten und bringt die Gelehrsamkeit um die ihr gebührende Achtung, indem es den Anschein gewinnt, als wären solche Thorheiten und Laster in der That die nothwendige Folge des Studirens. Das Beste, das ich Euch somit rathen kann, ist, daß Ihr alles das zu ver-

gessen und aus dem Gedächtniß zu entfernen sucht, was Ihr mit so manchen Nachtwachen gelernt habt; sucht Euch eine ordentliche Hantirung, durch die Ihr Euer Fortkommen in der Welt findet, oder wenn Ihr einmal bei den Studien bleiben wollt, so richtet sie wenigstens anders ein.

Montanus. Ach, großgünstiger Herr, ich werde Seinem Rathe gewißlich folgen und ein anderer Mensch zu werden suchen.

Der Lieutenant. Gut, so gebe ich Euch wieder los, nachdem Ihr Euren Eltern und Schwiegereltern Euer Versprechen wiederholt und beide um Verzeihung gebeten habt.

Montanus. Demüthiglichst, mit strömenden Thränen bitte ich Euch allerseits um Verzeihung, verspreche, einen völlig neuen Menschen anzuziehen und breche selbst den Stab über mein früheres Wesen, aus dem mich ebenso sehr das Unglück aufgerüttelt hat, in welches ich dadurch gerathen war, als die gediegene Ansprache und Unterweisung dieses trefflichen Mannes, dem ich dafür nächst meinen Eltern die tiefste Verehrung zollen werde.

Jeronimus. So haltet Ihr also, mein lieber Schwiegersohn, die Erde nicht mehr für rund? Denn dies ist der Punkt, der mir am meisten am Herzen liegt.

Montanus. Mein werther Schwiegervater, ich will nicht weiter darüber disputiren; ich will nur das Eine sagen, daß sämmtliche Gelehrte der Gegenwart allerdings der Meinung sind, daß die Erde rund ist.

Jeronimus. Holla, Herr Lieutenant, steckt ihn nur wieder unter die Soldaten, bis die Erde flach ist.

Montanus. Mein theurer Schwiegervater, sie ist so flach wie ein Eierkuchen; seid Ihr nun zufrieden?

Jeronimus. Ja, nun sind wir wieder gute Freunde, nun sollt Ihr auch meine Tochter kriegen. Kommt, tretet alle bei uns ein, und laßt uns eins zur Ausgleichung trinken; der Herr Lieutenant erweist uns wol die Ehre, mitzukommen.

(Alle ab.)

Don Nanudo de Colibrados

oder

Armuth und Hoffart.

Komödie in fünf Akten.

Personen:

Don Ranudo de Colibrados, ein Grand d'Espagne.
Donna Olympia, seine Gemahlin.
Donna Maria, ihre Tochter, in Gonzalo verliebt.
Eugenia, deren Schwester, halb erwachsen.
Gonzalo de las Minas, ein spanischer Edelmann, in Donna Maria verliebt.
Isabella, seine Schwester.
Leonora, Kammermädchen bei Donna Maria.
Gusman, Page bei Don Ranudo.
Pedro, Bedienter bei Don Ranudo.
Ein Gerichtsdiener.
Ein Dolmetsch.
Ein Notarius.
Ein Bauer.
Angebliches prinzliches **Gefolge**, darunter ein **Hofnarr.**

Erster Akt.

Erste Scene.

Gonzalo de las Minas. Isabella.

Gonzalo. Das ist gewiß, liebe Schwester, viel Vortheil habe ich von dieser Partie nicht, aber Ihr müßt auch beachten, daß meine Liebe ohne Eigennutz ist. Aelter und angesehener ist ihre Familie allerdings, doch ist die unsere deshalb von keinem weniger guten Adel; haben sie in ihrem Geschlechte sich mehr großer Männer zu rühmen, so dürfen wir uns dagegen unseres Reichthums rühmen und ihn der erbärmlichen Armuth entgegensetzen, in der sie leben und die größer ist, als sich beschreiben läßt. Aber wie gesagt, liebe Schwester, mein Vortheil kommt hier überhaupt nicht in Betracht; mein Herz brennt von reiner und inniger Liebe zu ihrer Tochter Donna Maria, die ich ebenso sehr wegen ihrer Armuth beklage, als wegen der Thorheit ihrer Eltern, die durch ihren Hochmuth bereits das Märchen der ganzen Stadt geworden sind, so daß die ganze spanische Nation darunter unschuldig zu leiden hat.

Isabella. Nein, theuerster Bruder, ich habe nichts dagegen einzuwenden; Ihr seid reich genug, die Armuth, in der sie sich befinden, zu verdecken. Allein weshalb sich so demüthigen? weshalb in Verbindung treten mit einer Familie, die Euch verachtet? Ihr hättet wol so viel Ehrgefühl haben sollen, in demselben Augenblick, wo Ihr das geringste Zeichen von Verachtung bemerktet, ihr den Rücken zu wenden und nie mehr an diese Liebe zu denken.

Gonzalo. Ach, meine theure Schwester, Ihr wißt nur nicht, was Liebe ist; wüßtet Ihr es, würdet Ihr wol anders sprechen. Mein Ehrgefühl hat in dieser Angelegenheit nur allzu oft mit meiner Liebe in Streit gelegen, allemal hat die letztere den Sieg davon getragen.

Isabella. Aber wenn es nun doch kein Mittel giebt, Euren Zweck zu erreichen, solltet Ihr da nicht als verständiger Mann Euch diese Liebe aus dem Sinne schlagen?

Gonzalo. Statt meine Liebe zu erkälten, dient die Geringschätzung, welche ihre Eltern mir erweisen, nur dazu, dieselbe immer mehr zu entzünden; sie ist ein Oel, das meine Flamme erst recht in Brand setzt.

Isabella. Das wird ja, wie es scheint, mein lieber Bruder, ein vollständiger Roman; mir wenigstens kommt eine derartige Liebe allemal höchst phantastisch vor.

Gonzalo. Meine Hoffnung ist aber doch noch nicht so gänzlich vernichtet, daß nicht wenigstens noch ein Fünkchen geblieben wäre; kommt es mit ihrer Armuth nur erst zum Aeußersten, so werden sie hoffentlich, ehe sie im Elend ganz und gar zu Grunde gehen, den thörichten Ehrgeiz doch endlich fahren lassen und sich dazu entschließen, die Hand ihrer Tochter einem ehrenwerthen Manne zu geben, der vermöge seines Reichthums im Stande ist, die Familie aus dem tiefsten Elend zu erretten.

Isabella. Wenn Ihr so sprecht, Gonzalo, so wißt Ihr noch gar nicht, wie hochmüthig sie sind; ich bin überzeugt, sie würden lieber sterben, als sich dazu entschließen.

Gonzalo. Aber ein Umstand, Isabella, ist Euch doch vielleicht unbekannt?

Isabella. Nämlich welcher?

Gonzalo. So groß die Geringschätzung ist, die ihre Eltern gegen mich hegen, ebenso groß, davon bin ich fest überzeugt, ist die Liebe und die Hingebung, die ihre Tochter, Donna Maria, für mich empfindet; erst kürzlich hat sie sich gegen meine Muhme über die Thorheit ihrer Eltern beklagt und die kümmerliche Lage derselben mit den lebhaftesten Farben geschildert.

Isabella. Aber das wird alles nichts helfen, Gonzalo, die

Eltern haben ein viel zu wachsames Auge auf sie, als daß es möglich wäre, sie ohne Erlaubniß derselben auch nur zu sehen, geschweige denn zu sprechen.

Gonzalo. Aber Ihr wißt ja doch wol, Isabella, daß Liebende Mittel finden, an die niemand denkt, und Wege zur Erreichung ihrer Absichten entdecken, die niemand sieht. Geht es mit Güte nicht, so muß es mit List gehen, und will auch List nicht verfangen, so muß Gewalt helfen, und wenn es mir das Leben kosten sollte.

Isabella. Gewiß, mein theurer Gonzalo, Eure traurige Lage erregt mein ganzes Mitleid. Auch will ich Euer Unternehmen nicht länger tadeln, da ich ja weiß, daß, wo die Liebe einmal die Herrschaft an sich gerissen hat, der Mensch mehr zu beklagen als zu verurtheilen ist. Ich werde Euch allen Beistand leisten, den ich irgend vermag; könnte ich Euch nur wenigstens mit gutem Rath an die Hand gehen. — Aber hier kommt Pedro; geht ein wenig bei Seite, ich will versuchen, was mit ihm anzufangen ist.

(Gonzalo ab.)

Zweite Scene.

Isabella. Pedro.

Pedro. Heidi, das geht hübsch! Nun ist vollständig reiner Tisch gemacht; da sind keine Löffel, keine Teller, keine Töpfe mehr im Hause. Nun soll ich jetzt auf meinen Namen (denn auf meiner Herrschaft Namen kriege ich keinen mehr in der ganzen Stadt) einen Topf leihen. Aber wo soll ich ihn herleihen? Und wenn ich auch einen geliehen kriege, so haben wir, das weiß ich zum Voraus, doch nichts darin zu kochen; alles ist leer und öde bei uns und nichts mehr vorhanden, als blos Titel, Durchlauchtigkeiten und Hoheiten, die doch, und wenn man sie allzusammen in einen Topf thäte, nur eine sehr magere Suppe geben würden. Und doch tragen sie den Kopf noch immer hoch, besonders die gnädige Frau; die, glaub' ich, stürbe lieber vor Hunger, als daß sie nur einen einzigen Buchstaben von ihrem

großen Namen daran gäbe. Mir sollte das auch einfallen! Im Gegentheil, ich schwärme für das entgegengesetzte Extrem; ehe ich Noth litte, verkaufte ich lieber nicht blos meinen Vatersnamen, sondern meine Ehre dazu, alles für einen einzigen Thaler. Vornehmheit ist ganz schön, aber wenn man sein Mittagsbrod oder sein Abendessen davon machen soll, da wird man doch nicht so recht satt davon. Noch acht Tage will ich es in diesem Hause aushalten; Essen und Trinken finde ich so lange bei guten Freunden in der Stadt, meine Herrschaft aber mag unterdessen zu Hause sitzen und sich die Zähne stochern, wenn sie ihre Erbssuppe gegessen hat, und statt des Desserts mag sie sich eine Güte thun an den Heldenthaten ihrer Ahnen. — Aber sieh, was ist das?! — Unterthänigster Diener, Madame, gehen Sie so allein, ohne Hofmeisterin?

Isabella. Gewiß, Pedro, ich bin nachgerade alt genug, um meine eigene Gouvernante zu sein. Was macht Deine Herrschaft?

Pedro. Bei uns sind heute Gäste zu Tafel, ich sollte eben hingehen und Confect einkaufen.

Isabella. Wer sind die Gäste denn?

Pedro. Das ist der Duc de la Veracruz mit der Fürstin Donna Emilia de las Spadas; Hieronymus Victor, der Abt von San Jago; der Marquis Ferdinando Gonzalo; Filippo de St. Lifuenta mit der Marquisin, seiner Gemahlin, nebst unzähligen anderen, von denen zu reden ich viel zu geringe bin.

Isabella. So darf ich heute wol nicht wagen, meine Aufwartung zu machen?

Pedro. Heute haben wir Befehl, niemand vorzulassen, als diejenigen, die ihr Geschlecht noch von den alten Christen her rechnen können, die schon zur Zeit der Mohren in Spanien waren.

Isabella. Aber wie kommen sie dazu, gerade heute eine solche Fete zu geben? Sie geben doch sonst nicht eben viele Feten.

Pedro. Das geschieht zur Erinnerung an die große Victoria, welche einer ihrer Ahnen, Don Ramiro de Colibrados, einst an diesem Tage über den König von Mesopotamien davontrug, indem

er ihn zu Toledo gefangen nahm. Es wäre allerdings schlimm, wenn solcher Tage viele im Jahre wären, der Geldbeutel meiner Herrschaft würde ein verfluchtes Loch davon kriegen; denn das muß ich sagen, unter so ein fünfhundert Mark haben sie solchen Tag nicht.

Isabella. Aber wie kommt es denn, Pedro, daß Du an solchem festlichen Tage in solcher zerlumpten und abgetragenen Livree einhergehst?

Pedro. Das ist zur Erinnerung an das Hauptpanier, das höchstgedachter Ramiro de Colibrados getragen hat. (Dabei nimmt er den Hut ab.)

Isabella. Aber der General trägt doch, so viel ich weiß, die Fahne in der Schlacht nicht selbst?

Pedro. Nein, Madame, allerdings, ich habe ja auch gesagt sein Fähnrich. Selbiges Hauptpanier wurde von Musketenkugeln dermaßen durchlöchert, daß es gerade wie meine Livree aussah.

Isabella. Wann war das denn, daß Don Ramiro diesen Sieg gewann?

Pedro. Gerade heute vor sechshundert Jahren.

Isabella. Alle tausend! und doch sind es noch nicht dreihundert Jahre her, seit Kugeln und Musketen zuerst in Gebrauch gekommen sind?

Pedro. Ja, Madame, um mit Ihnen zu streiten, bin ich viel zu gering, ich lasse das also an seinen Ort gestellt; darauf aber kann ich schwören, daß die Standarte verflucht übel zugerichtet worden ist und daß ich zur Erinnerung daran noch heute diese Livree trage.

Isabella. Aber ich dächte, ich hätte Dich in dieser zerlumpten Livree schon einen ganzen Monat gesehen?

Pedro. Mag doch jeder sich anziehen, wie er Lust hat; ich habe meine guten Gründe dazu.

Isabella. Was für Gründe können wol dazu gehören, im Dienste einer solchen hochgebornen Herrschaft so zerlumpt einherzugehen? Die Menschen müssen ja am Ende denken, als ob die Familie in Armuth gerathen wäre?

Pedro. In Armuth? Ja richtig, eine Herrschaft in Armuth gerathen, die mehr als siebzehnhundert dreiunddreißig gute richtige Ahnen zählt! Wenn Ihr blos ein Kopfstück für jeden Ahnen rechnet, so giebt das ja schon eine verfluchte Summe.

Isabella. Ich glaube doch, bis ich bessern Grund höre, daß es Armuth ist.

Pedro. Um Ihnen die Gedanken zu benehmen, will ich Ihnen denn also meine Gründe angeben. Eine prächtige Livree zu halten, ist, wie unsere Herrschaft bemerkt hat, jetzt verflucht ordinär geworden, und deshalb, um als vornehme Leute etwas Apartes zu haben, sind sie auf diese Invention gerathen. Sollte sich indessen zeigen, daß gemeine Diener auch anfangen zerlumpt zu gehen, so ziehe ich auf der Stelle wieder meine Livree mit Tressen an. Madame hat das ja wol in Madrid bei Hofe gesehen: je mehr die Bürgersleute sich putzen, um so einfacher geht man bei Hofe.

Isabella. Einfach, ja, aber doch nicht zerlumpt.

Pedro. Immerhin, Madame, meine Herrschaft weiß einmal was sie thut; die fängt wahrhaftig nichts an, was sie sich nicht vorher wohl überlegt hat.

Isabella (leise). Nun will ich ihm doch so lange zusetzen, bis er bekennt. (Laut) Aber wie Du eben sagtest, Pedro, trägst Du diese zerrissene Livree ja zum Andenken an die Hauptstandarte, die in jener großen Schlacht in Fetzen geschossen ward?

Pedro (leise). Na, so frag' Du und der Teufel! (Laut) Ich erinnere mich nicht mehr so genau an alles, was ich gesagt habe: aber das weiß ich, daß meine Herrschaft das ganze Haus voll Geld und Juwelen hat, na, und wenn das ist, so kann ich doch wol nicht aus Armuth so gehen. Denkt doch nur, Madame, unter andern Kostbarkeiten haben sie einen Stammbaum, der mehr als eine Tonne Goldes werth ist.

Isabella. Aber vermuthlich, wenn es zur Auction käme, würden sie doch nicht mehr dafür kriegen als vier Schillinge, es müßte sich denn gerade ein besonderer Liebhaber dazu finden; vom Juden, das weiß ich gewiß, kriegten sie nicht mehr.

Pedro. Ja, was will das mit dem Juden auch sagen? Ich

kenne jemand, der hat viele Tausende für eine Jungferschaft bezahlt, für die der Jude nicht einen Heller gegeben hätte. Aber um auf unser Thema wieder zurückzukommen, so möchte ich Madame doch demüthigst bitten, anders von meiner Herrschaft zu denken; es sind, auf mein Wort, blos schlechte Menschen, die ihr nachsagen, sie wäre arm.

Isabella. Ich möchte von Herzen wünschen, daß es so wäre, wie Du sagst. Doch klagen, wie ich höre, sowol Kaufleute wie Handwerker darüber, daß sie nicht zu ihrem Gelde kommen können.

Pedro. Ei, Madame, das sagten sie doch wol nur zum Scherz, Sie kennen den Lauf der Welt ja doch wol besser und wissen, daß es die feinste Mode ist in allen vornehmen Häusern, die Leute mit der Bezahlung warten zu lassen. Meine Herrschaft läßt sie ebenfalls warten, aber aus Geldmangel sicher nicht; der gnädige Herr und die gnädige Frau wissen zu leben und wollen in diesen wie in allen andern Stücken zeigen, wie vornehm sie sind. Ich kenne in der Stadt einen Kaufmann, der mahnt eine vornehme Familie noch heute um ein Stück Nesseltuch, das sein Urgroßvater creditirt hat, und allem Vermuthen nach wird er noch zehn Jahre darnach laufen müssen, da nämlich die Familie nächst der unsern fast die vornehmste in ganz Spanien ist.

Isabella. Die Mode machen wir nicht mit, mein Bruder Gonzalo läßt sich nie zweimal mahnen.

Pedro. Das glaube ich schon, Madame, aber zwischen unserm und Ihrem Hause ist denn doch auch ein gewaltiger Unterschied; das weiß ja die ganze Welt, daß unsere Familie die älteste und vornehmste ist in ganz Spanien.

Isabella. Mir scheint im Gegentheil, die reichsten Familien sind auch allemal die vornehmsten.

Pedro. Ich verstehe nicht, was Madame damit meint. Meine Herrschaft ist wahrhaftig nicht arm, Madame mag sich nur in Acht nehmen, daß sie nicht wegen Verleumdung belangt wird. Meine Livree hängt in Fetzen, das ist richtig, aber nicht, weil meine Herrschaft arm ist; wie schlecht ich auch gekleidet bin,

so kann ich Madame doch zeigen, daß ich ein seidenes Schnupftuch in der Tasche trage. (Zieht zugleich mit einem alten Schnupftuch ein Stück verschimmeltes Brod aus der Tasche.)

Isabella. Ha ha ha, da ist Dir ein Stück von Deinem Reichthum an die Erde gefallen.

Pedro. Das ist ein Stück Chocolade.

Isabella (hebt es auf). Wie, grobes verschimmeltes Brod ist es; sieh her, ist das Chocolade?

Pedro. Nein, allerdings, Madame, es ist keine Chocolade, es ist ein Stück Brod, das ich um einer gewissen Ursache willen bei mir trage. Nämlich jedesmal, wenn ich bei dem Fürsten von Mendez etwas zu bestellen habe, so nehme ich ein Stück Brod mit, das ich dem Hofhund gebe, damit er mich nicht beißt.

Isabella. Daran thust Du wohl, Pedro, reiche Leute sind leicht um ihr Leben besorgt; ha ha ha!

Pedro. Ich muß so frei sein, der gnädigen Frau bemerkbar zu machen, daß es für eine Dame wie sie nicht passend ist, über alles zu lachen.

Isabella. Schön Dank, mein braver Pedro, für gefällige Notiz; ha ha ha!

Pedro. Ei nicht doch, Madame, die gnädige Frau tritt ihrem guten Ruf zu nahe, wenn jemand das sieht oder hört.

Isabella. Warte noch einen Augenblick, ich habe Dir noch etwas zu sagen. Wie kommt es nur, daß Du, bei so großem Verstande und so vielen ausgezeichneten Eigenschaften, doch nur ein bloßer Bedienter bist? Du müßtest doch wahrhaftig noch zu etwas Besserem zu brauchen sein.

Pedro. Ich habe nicht studirt, Madame, bin jedoch im Uebrigen meinen Eltern dankbar für die gute Erziehung, die sie mir haben zu Theil werden lassen; die Natur ist ebenfalls ziemlich freigebig gegen mich gewesen, es wäre Unrecht von mir, wenn ich das leugnen wollte. Aber weiß Madame vielleicht eine bessere Verwendung für mich?

Isabella. Ja gewiß, Du bist gerade der rechte Mann zum

Kalenderschreiben, und das ist doch ein Metier, von dem sich anständig leben läßt.

Pedro. Aber ich habe immer gehört, wer dergleichen schreiben will, muß tüchtig lügen können.

Isabella. Ich wüßte auch niemand, der in diesem Punkte mehr Talent hätte als Du; hättest Du der Wahrheit gemäß gesagt, daß Deine Herrschaft zu Hause ist und Erbssuppe ißt, und daß Du, statt Confect zu holen, ausgegangen bist, Dir eine Mahlzeit zu erbetteln, so hätte ich Dir dieses Metier nicht empfohlen.

Pedro. Nun denn, um die reine Wahrheit zu sagen: ich wollte gern, so weit irgend möglich, die Noth und Armuth meiner Herrschaft verheimlichen, nun aber hat das Stück Brod uns verrathen.

Isabella. Nein, Pedro, Deine Livree ist gerade hinreichend, um die Situation errathen zu lassen, in der die Familie sich befindet.

Pedro. Ihre eigenen Kleider, fürchte ich, werden es bald noch mehr thun. Der gnädige Herr geht allerdings noch im Sammtrock, allein das Uebrige will dazu nicht passen. Die gnädige Frau hat das Hintertheil aus ihrem Rock geschnitten, um das Vordertheil damit zu flicken. Darum kann sie, wenn sie in Gesellschaft ist, sich niemals umdrehen; wenn sie weggeht, geht sie immer rückwärts, aber nicht aus Demuth, wie einige thun, wenn sie sich von Personen verabschieden, vor denen sie Respect haben, sondern aus purer Großthuerei, damit niemand die Armuth sehen soll, die ihr auf den Rücken gemalt ist; muß sie sich durchaus mal umdrehen, so müssen ich oder das Kammermädchen ihr den Rücken decken.

Isabella. Dieser ganzen Noth könnte in kürzester Zeit abgeholfen werden, wenn sie nur ihren verrückten Hochmuth einmal bei Seite setzen und ihre Tochter dem Gonzalo geben wollten, der ihr mit der innigsten Liebe zugethan ist.

Pedro. Ich weiß, sie haben öfters mit Hohn davon gesprochen. Vielleicht aber, da ihre Noth jetzt aufs Aeußerste gestiegen ist, entschließen sie sich dennoch dazu, besonders wenn

Madame selbst es ihnen vorschlägt. — Aber hier kommt das Kammermädchen, das ist ein schlaues Mädchen, und wird Madame daher gut thun, die Sache mit ihr in Ueberlegung zu ziehen.

Dritte Scene.

Leonora. Isabella. Pedro.

Leonora. Ei, Du verwünschter Schelm, Du Broddieb, Du hast mir ja das Brod gestohlen, das auf dem Herde lag!

Pedro. Was für Brod?

Leonora. Nun sehe nur Einer, was er sich fromm stellen kann! Gleich marsch, gieb mir mein Brod wieder, ich habe sonst heute nichts zu essen!

Pedro. Ei, dummes Zeug, sieh Dich wohl vor, was Du thust, ehe du einen ehrlichen Menschen beschuldigst, Dein Brod gestohlen zu haben.

Leonora. Gleich her, ohne Redensarten!

Pedro. Ich kann aber darauf schwören, daß ich kein Brod genommen habe.

Leonora. Könnte der Dieb sich vom Galgen schwören, würde keiner gehängt.

Pedro. Ich gebe Dir aber mein Ehrenwort darauf —

Leonora. Wie viel Ehrenwörter hast Du wol? Du hast Dich schon oft genug verschworen; gleich gieb mein Brod heraus, Du Dieb!

(Sie zieht ihm das Brod aus der Tasche, dasselbe bricht von einander, so daß jeder ein Stück bekommt. Dann erst wird sie Isabella gewahr, schlägt sich vor die Brust und will fortlaufen.)

Isabella. Höre, Leonora, ich habe etwas mit Dir zu reden, woran mir viel gelegen ist.

Leonora. Ach, Madame, ich sterbe vor Scham!

Isabella. Ist die Herrschaft zu Hause, Leonora?

Leonora. Ja, zu Hause ist sie, ich sollte eben Chocolade kochen und der Spitzbube von Pedro hatte die Chocolade eingesteckt, so daß ich sie ihm erst wieder fortnehmen mußte.

Isabella. Wahrlich, das ist eine glückliche Herrschaft, die solche treuen Diener hat, welche so eifrig bemüht sind, ihre Armuth zu verbergen. Indessen da die Lage fast der ganzen Stadt bekannt ist, und da Ihr Euch jetzt selbst verrathen habt, so ist da nichts mehr zu verbergen.

(Leonora weint.)

Weine nicht, mein Kind, den guten Leuten kann noch geholfen werden; Ihr wißt ja wol schon, daß mein Bruder Gonzalo sich in Euer gnädiges Fräulein verliebt hat?

Leonora. Freilich weiß ich es, Madame, nur läßt sich nicht gut davon sprechen; habe ich doch selbst gehört, wie meine gnädige Frau sich über Gonzalo's Dreistigkeit verwunderte und wie er sich nur unterstehen könnte, an eine Verbindung mit ihrem Hause zu denken. Das gnädige Fräulein, das, so viel ich sehe, Gonzalo nicht abgeneigt ist, äußerte sich unlängst in Gegenwart ihrer Eltern dahin, daß die Ungleichheit doch nicht eben so groß wäre; darüber sind ihre Eltern aber sehr böse geworden und haben sie eingesperrt.

Isabella. Das ist mir außerordentlich lieb zu hören.

Leonora. Mir hingegen ist es außerordentlich unlieb, denn es ist das beste Kind von der Welt; hätten ihre Bitten und Thränen mich nicht zurückgehalten, ich wäre schon längst aus dem Hause.

Isabella. Nein, es ist mir lieb, daß sie ebenfalls Neigung für meinen Bruder empfindet, weil ich auf die Art hoffen kann, mein Anschlag wird glücken, besonders wenn Ihr mich dabei unterstützen wollt, was Euer Schade gewiß nicht sein soll.

Leonora. Madame hat ganz über mich zu befehlen; wo es auf Ränke und Intriguen ankommt, da kann man sich an niemand besser wenden als an mich. Inzwischen wird es doch wol das Beste sein, Madame macht den Eltern zuerst ihren Antrag; vielleicht hat der Zwang der Armuth ihren bisherigen Hochmuth doch ein wenig gedämpft. Will Madame in einer halben Stunde die Herrschaft besuchen, so werde ich Sorge tragen, daß Sie vorgelassen wird. (Leonora und Pedro ab.)

Vierte Scene.

Isabella. Gonzalo.

Isabella. Sei jetzt ruhig und laß mich machen, in einer halben Stunde besuche ich Don Ranudo und werde meine ganze Beredtsamkeit aufbieten; hilft das nicht, so müssen wir auf andere Mittel denken. Ich habe das sämmtliche Gesinde auf meiner Seite, das versprochen hat mir beizustehen.

Gonzalo. Ach, meine theure Schwester, könnte ich mein Gemüth doch nur so lange zur Ruhe bringen! Aber —

Isabella. Welche Muthlosigkeit! Ihr werdet doch gut thun, Geduld zu haben; laßt uns so lange hineingehen. Aber da kommen das Mädchen und der Bediente zurück.

Fünfte Scene.

Isabella. Gonzalo. Leonora. Pedro.

Isabella. Hier, meine liebe Leonora, ist mein Bruder Gonzalo, der sein ganzes Wohl und Wehe in Eure Hände legt. Laßt nun sehen, ob Ihr etwas ausfindig machen könnt, das seiner Liebe zum Vortheil gereicht.

Gonzalo. Ihr könnt Euch darauf verlassen, Mademoiselle, daß ich mich dankbar bezeigen werde.

Leonora. Monsieur hat über mich und mein geringes Gehirn zu befehlen.

Pedro. Und über meinen ganzen Kopf.

Gonzalo. Aber haltet Ihr wirklich für rathsam, daß ich die Herrschaft darum anspreche?

Leonora. Gestern wäre es noch unmöglich angegangen, heute indeß wird Eure Bewerbung möglicherweise schon besser aufgenommen.

Gonzalo. Warum heute besser als gestern?

Leonora. Je nun, gestern war noch so viel zu essen da, daß es allenfalls zu einer Mahlzeit hinreichte, und so lange das der Fall ist, muß man sich darauf gefaßt machen, mit Verachtung abgewiesen zu werden. Heute dagegen hat die Herrschaft auch nicht das Mindeste mehr, ihren Hunger zu stillen, ausgenommen die Heldenthaten ihrer Ahnen, und darum ist sie heute vielleicht etwas weniger hochfahrend.

Pedro. Darum giebt es auch nirgend solche ehrlichen Ratten und Mäuse als bei uns im Hause; ich wette darauf, selbst wenn man ihnen die Speisekammerthüre weit offen machte, sie rührten doch nicht das Mindeste an.

Gonzalo. Ach, ich kann das nicht ohne Mitleid hören!

Leonora. Und doch ist dies das einzige Mittel, sie zur Vernunft zu bringen. Man muß es hier ebenso machen, als wenn man eine starke Festung erobern will; wenn nichts anders mehr hilft, so sucht man sie auszuhungern.

Pedro. Und wie Festungen erobert werden, damit weiß Leonora ganz genau Bescheid; sie hat vor Zeiten den niederländischen Krieg mitgemacht.

Gonzalo. Nur sachte, Pedro, und keine solchen groben Späße gemacht!

Leonora. Was der sagt, das will nicht viel bedeuten; schont er doch selbst die Herrschaft nicht.

Pedro. Allerdings, in einem Hause, wo man aus purer Generosität dient, ohne Kost und Lohn, muß man doch einige Freiheit haben. Auch sage ich ihnen die Wahrheit blos, wenn wir allein sind; sind dagegen Freunde da, so zeige ich allemal die größte Ehrerbietung.

Gonzalo. Aber wird die gnädige Herrschaft nicht doch zuweilen böse darüber?

Pedro. Ach nein, sie legen alles so aus, daß es ihnen obenein noch zu Ehre und Ansehen gereicht. Haben sie nichts zu essen, so sagen sie, sie haben heute Fasttag; das läßt vornehm. Trinken sie Wasser statt Wein, so berufen sie sich auf das Beispiel ihrer Ahnen vor der Sündfluth, die stets nur Wasser tranken; das läßt wieder vornehm. Trägt der Herr zerrissene

Schuhe, so heißt es, er thut es absichtlich, weil er Hühneraugen hat; das läßt wieder vornehm. Kann die gnädige Frau nicht in die Kirche gehen, weil sie nichts anzuziehen hat, so heißt es, sie läßt eine stille Messe in ihrer Hauskapelle lesen; das läßt ebenfalls vornehm. Und endlich, wenn ich ihnen nicht für einen Schilling Ehre lasse, so heißt es, ich bin ihr Hofnarr; das läßt wieder vornehm.

Gonzalo. So steht mir denn bei, liebe Kinder, es soll Euer Schade gewiß nicht sein; im Gegentheil, wenn ich meinen Wunsch erreiche, so wird Euch allen geholfen.

Leonora. Der gnädige Herr darf auf meine Bereitwilligkeit zählen; die Hauptsache ist jedenfalls bereits erlangt, nämlich des Fräuleins Herz.

Gonzalo. Aber was hilft mir das, so lange ihre Eltern auf ihrem Hochmuth beharren?

Leonora. Der gnädige Herr muß nur zuerst mit seiner Frau Schwester den bewußten Antrag stellen; schlägt der fehl, so wird sich schon was anders finden. Wir können ihnen immerhin einen Streich spielen, ohne die geringste Gefahr, indem die ganze Stadt die Herrschaft um ihres Hochmuths willen haßt und sich freuen wird, ihre tugendhafte Tochter so wohl versorgt zu sehen. Geht denn also und sucht Euch zu beruhigen, für das Weitere werden wir schon sorgen.

(Isabella und Gonzalo ab.)

Sechste Scene.

Leonora. Pedro.

Leonora. In dieser Angelegenheit verlange ich nichts weiter von Dir als Verschwiegenheit.

Pedro. Ei nun, einen guten Rath kann ich allenfalls auch geben.

Leonora. Was für Rath kannst Du geben?

Pedro. Als ob man den guten Rath so aus dem Aermel

schütteln könnte! Ich muß erst Zeit haben nachzudenken; aber mir wird gleich was einfallen.

Leonora. Nun, was hast Du herausgefunden?

Pedro. Nichts habe ich herausgefunden. Aber etwas ist mir doch eingefallen, nämlich, sowie wir durch unsere Schlauigkeit diese Heirath zu Stande gebracht haben, so treten wir sofort bei Gonzalo in Dienst.

Leonora. Nun ja, das sind auch gerade die Einfälle, die für Dich passen. Aber ich will schon allein sehen, wie wir das Ding durchsetzen; Dir empfehle ich blos Verschwiegenheit und daß Du Dir nichts merken läßt, damit Gusman, der Page, nichts davon zu wissen kriegt.

Pedro. Hm, das ist seltsam, daß ein Frauenzimmer einem Manne Verschwiegenheit empfehlen will; weißt Du auch, was ein gewisser Philosoph von den Frauenzimmern sagte? Er sagt — es ist wahrhaftig sehr hübsch, was er sagt, ich kann mich blos nicht darauf besinnen.

Leonora. Er sagt, solch ein Schafskopf wie Du soll keine philosophischen Bücher lesen. Im Uebrigen mag er von der Schwatzhaftigkeit der Frauenzimmer sagen, was er will, so ist doch so viel gewiß, daß die meisten Geheimnisse von den Männern beim Glase Wein ausgebracht werden. Darum sollte auch (nach meinem Dafürhalten) niemand, dem nachgewiesen wird, daß er trinkt, irgend ein wichtiges Amt bekleiden, zu welchem Verschwiegenheit gehört. Heimliche Sachen sollten allein den Frauen anvertraut werden um deswillen, weil sie nicht trinken.

Pedro. Es werden ihnen auch genug heimliche Sachen anvertraut. Aber hier kommt Gusman, laß uns jetzt still davon sein.

Siebente Scene.

Leonora. Pedro. Gusman.

Gusman. Na, Euch wird es schön gehen, daß Ihr hier steht und schwatzt, die Herrschaft hat schon dreimal nach Euch gerufen. Wenn ich etwas mit Dir reden will, Leonora, da hast Du niemals Zeit, aber mit solchem ordinären Lakaien kannst Du ganze Stunden stehen und schwatzen.

Pedro. Freilich, Gusman, Du bist verflucht vornehm, das sieht man Deiner Livree an.

Gusman. Marsch fort und den Mund gehalten!

Zweiter Akt.

Erste Scene.

Don Ranudo. Donna Olympia. Pedro.

Don Ranudo. Nein, Donna Olympia, er war nicht unser Ahnherr, ich kann Euch in unserm Stammbaum einen Colibrados nachweisen, der in Estremadura lebte, fünfzig Jahre früher, als die Mohren nach Spanien kamen. Wir sind in der That weit vornehmer, als Ihr denkt.

Donna Olympia. Ei, ist das möglich, Don Ranudo, laßt mal sehen!

Don Ranudo. Seht hier, dieser Antonio de Colibrados, den Ihr hier seht, war bedeutend älter.

Donna Olympia. Das wollte ich doch wahrhaftig nicht für eine Million missen! Bisher glaubte ich immer, ich hätte mir durch unsere Verheirathung etwas vergeben. Aber freilich, meinen eigenen Stammbaum kann ich an den Fingern hersagen wie mein Ave Maria, von Juliano de Monte Ricco an bis zu meinem Vater Ranudo Melchior de Monte Ricco.

Don Ranudo. Daran thut Ihr auch sehr wohl, Donna Olympia, daß Ihr Euch das jederzeit ins Gedächtniß geprägt habt, denn das ist das kostbarste Kleinod, das wir besitzen.

Pedro. Ich glaube, gnädiger Herr, es ist sogar das einzige; denn was Ihr etwa sonst noch im Hause findet, dafür, wenn es auf die Auction kommt, giebt es nicht acht Groschen.

Don Ranudo. Das hat nichts zu sagen, Pedro, mein Name und mein Stammbaum sind mir Reichthums genug.

Wenn ich in dem Buche hier lese und mir die Heldenthaten meiner Ahnen vor die Seele rufe, da fühle ich mich so satt, als wäre ich bei dem prächtigsten Gastmahl gewesen.

Pedro. Ja, nun begreife ich schon, warum der gnädige Herr und die gnädige Frau auch so wenig Werth auf das Essen legen; wer so seine fünf bis sechs Schock Colibradosse im Magen hat, der kann es freilich schon aushalten. Ich habe mir auch schon öfters gedacht, wenn ich das Knurren in des gnädigen Herrn Magen hörte, das rührt wol von diesen alten Colibradossen her, die als ritterliche Helden noch im Tode Krieg mit einander führen. Dagegen wenn es bei mir knurrt, so bedeutet das schlechtweg Hunger. Aber mit mir ist es auch was anders, ich habe blos einen ganz gemeinen leeren Magen, deswegen muß ich aber auch was zu essen kriegen, weshalb ich dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau sonst nicht länger dienen kann.

Donna Olympia. Das ist doch was Schauderhaftes mit diesen gemeinen Leuten; ich glaube wirklich, sie sind aus einem ganz andern gröbern Stoff, und auch ihre Seele muß anders sein als bei uns Vornehmen. Ihr ganzes Dichten und Trachten geht nur immer dahin, sich den Bauch zu füllen; ob diese gemeinen Leute, mein theuerster Don Ranudo, wol auch in den Himmel kommen?

Don Ranudo. Ei nun ja, so gewissermaßen kommen sie, glaube ich, wol ebenfalls in den Himmel, aber doch nicht in denselben Himmel wie wir; denn wie ein Unterschied ist zwischen gewöhnlichen Menschen und Thieren, so ist auch wieder ein Unterschied zwischen hoch- und niedriggeborenen Menschen. Daß die letztern überhaupt nicht in den Himmel kommen, das will ich gerade nicht behaupten, obwol man ihnen nach den ordinären Ansichten, die sie haben, nur wenig Gutes prophezeien kann.

Pedro. Seht einmal, gnädiger Herr, wie meine Livree aussieht.

Don Ranudo. Das ist doch aber eine vornehme Livree.

Pedro. Ei ja, nicht nur vornehm ist sie, sondern sogar durchlauchtig. Uebrigens freut es mich doch, daß der gnädige

Herr sich wenigstens mit dem Jenseits trösten kann; denn im Diesseits ist Ihro Hoheit auch nichts anderes zu Theil geworden als Hunger und Armuth.

Donna Olympia. Du mußt nie vergessen, Pedro, wer Du bist und mit was für einer Herrschaft Du sprichst; Du scheinst mir das gar nicht mehr zu beachten.

Pedro. Redefreiheit, gnädige Frau, ist das einzige Gute, das ich hier im Hause genieße; soll ich diese Freiheit auch noch verlieren, so diene ich wirklich aus purer Generosität. Wollt Ihr mir indessen geben, was andere Herrschaften ihren Dienern geben, so will ich auch denselben Respect vor Euch haben wie andere Diener vor ihrer Herrschaft.

Don Ranudo. Ei, so laßt ihn doch reden, Donna Olympia: Kaiser, Könige und Fürsten ertragen ja gerne solche Spottreden von lustigen Köpfen, die sie dazu ausdrücklich anstellen. Auch in diesem Punkt müssen wir zeigen, weß Standes wir sind. Rede nur immerzu, Pedro, so lange wir allein sind, magst Du sagen, was Du willst; wenn Du uns nur in Anwesenheit Anderer den schuldigen Respect nicht versagst.

Pedro. So sage ich denn, der hohe Rang, den die gnädige Herrschaft in dieser Welt einnimmt, ist ein Baum, der nur schlechte Früchte trägt; hier wächst Verachtung, dort Hunger und Durst. Doch wird er vielleicht im Jenseits bessere tragen.

Don Ranudo. Was Du da zusammenredest, Pedro! Wer vornehm ist, ist niemals arm; darum heißt es ja: riccos hombres, reiche Leute.

Pedro. Ja wol, reiche Leute, gerade wie die Mönche Diener Gottes heißen; denn die sind auch gerade so gottesfürchtig wie jene reich sind. Reiche Leute, das ist blos dem Namen nach reich; wer aber blos dem Namen nach reich ist, der ist nicht wirklich reich.

Don Ranudo. Worüber seid Ihr so in Gedanken, Donna Olympia, Ihr steht ja so tief versunken?

Donna Olympia. Ich dachte darüber nach, wie das wol zugeht, daß heute gar keine Poeten kommen, die mir Gedichte zum Namenstage überreichen.

Pedro. Ha ha, die gnädige Frau, merk' ich, kennt unsere Poeten schlecht! Hier in dies Haus kommt nie wieder ein Poet, weil hier der Magnet fehlt, der dieses Eisen an sich zieht. Ihro Gnaden sollten mal alle ihre Titel aufschreiben und den Zettel an die Thüre heften, und der Schneider, unser Nachbar, soll dagegen mal einen Braten oder eine Pastete auf seine Hausflur stellen, dann würde sich gleich zeigen, welcher Magnet der stärkere ist. Ich kenne sämmtliche Poeten der Stadt, und welchem von ihnen ich eine Mahlzeit vorsetze, der rechnet mir sofort einen Stammbaum her von König Salomo und reimt sich um Seele und Seligkeit, ja dem Teufel selber verschreibt er sich, daß ich vornehmer bin als die gnädige Herrschaft.

Donna Olympia. Der Pedro ist doch ein lächerlicher Mensch, es wäre ja doch ein schlechter Dienst, den der Poet ihm erwiese, wenn er seinen Stammbaum bis König Salomo heraufführte, indem das ja doch dasselbe wäre, als wenn er Dich zum Juden machte.

Pedro. Ei nein, war König Salomo ein Jude? König Salomo kenn' ich recht gut, das kann die gnädige Frau mir glauben, so ungelehrt ich übrigens auch bin. Aber was ich sagen wollte: wenn ein Poet ein Gedicht macht, so kümmert er sich nicht darum, ob der Mann, dem zu Ehren er es macht, gottesfürchtig, tugendhaft, tapfer rc. ist, sondern blos, ob er sein Gedicht auch hübsch bezahlt kriegt. Sowie sie das Geld sehen, werden sie sofort vom Teufel auf den Gipfel des Apollo oder Helikon versetzt, wie sie das nun nennen, und da werden sie sofort von einem poetischen Geist erfüllt, daß ihnen die Verse zugleich hinten und vorne abgehen. Bleibt dagegen das Geld aus, so wissen sie auch von keiner Tugend, noch ist in ihrem ganzen Leibe ein Reim zu finden, und wenn man sie aufschneiden und die Kaldaunen durchsuchen wollte; damit muß ich Bescheid wissen, denn ich bin gewissermaßen selbst so ein Stück Poet, insofern ich in meiner Verwandtschaft mehr als sechs Poeten habe, die alle ähnliche Schlingel gewesen sind.

Don Ranudo. Darum bist Du noch nicht selbst Poet, weil Du Poeten in Deiner Verwandtschaft hast.

Pedro. So könnte ich also auch sagen: die gnädige Herrschaft ist darum noch keineswegs vornehm, weil sie so viele große Männer in ihrer Verwandtschaft hat; denn wenn nur der ein Poet heißen soll, der selbst Verse macht, so darf auch nur der berühmt und vornehm heißen, der selbst große Thaten vollbringt.

Don Ranudo. Nein, Pedro, das letztere wird Einem angeboren.

Pedro. Die Poesie ebenfalls; sagt man doch, der Poet wird geboren.

Don Ranudo. Ja allerdings, aber das ist doch anders.

Zweite Scene.

Leonora. Die Vorigen.

Leonora. Isabella, Gonzalo's Schwester, ist draußen und wünscht die gnädige Herrschaft zu sprechen.

Donna Olympia. Bitte, daß sie die Güte hat, einen Augenblick in der andern Stube zu warten, bis wir uns ein wenig zurecht gemacht haben.

Don Ranudo. Gieb mir meinen Sammtrock, Pedro.

Pedro. Das wird nett aussehen zu den Löchern in den Strümpfen.

Don Ranudo. Hab' ich Löcher in den Strümpfen?

Pedro. Ja, blos so ein Dutzend.

Don Ranudo. Nimm etwas Tinte und streiche sie über die Löcher, so sieht man es nicht.

Pedro. Ich fürchte nur, gnädiger Herr, das ganze Tintenfaß wird nicht ausreichen, es sind gar zu viele Löcher.

Don Ranudo. Komm und thu', wie ich Dir sage.

(Pedro streicht Tinte über die Löcher.)

Pedro. Soll ich die Schuhe auch mit Tinte bestreichen? Denn die haben ebenfalls große Löcher.

Don Ranudo. Nein, das geht nicht, ich kann ja aber sagen, sie sind vorsätzlich gemacht von wegen der Hühneraugen.

Pedro. Aber da ist ja kein Hintertheil am Rock, da kann man doch nicht sagen, daß das vorsätzlich geschehen ist von wegen der Hühneraugen.

Don Ranudo. Zu Zeiten lasse ich mir diese Späße schon gefallen, aber zu Zeiten gehen sie auch zu weit. Doch hat es alles nichts zu sagen, wenn Du mir nur in Gegenwart von Fremden die schuldige Ehrfurcht erweisest. Um den Rock mach' Dir übrigens nur keine Sorge, ich will mich schon so stellen, daß niemand die Hinterseite zu sehen kriegen soll.

Pedro. Aber, gnädiger Herr, wäre es nicht besser, wir verkauften diesen halben Sammtrock und kauften einen ganzen Tuchrock dafür?

Don Ranudo. Nein, Pedro, der Sammt giebt zu erkennen, daß ich, wenn auch keinen Reichthum, doch wenigstens einen hochgemuthen Sinn habe. Hätte ich blos einen schlichten Tuchrock an, so könnte man mich ja für einen Bürgersmann halten oder denken, ich hätte mein Ehrgefühl oder das Bewußtsein meiner Hoheit abgelegt; so aber, trage ich auch kein reiches, so trage ich doch ein vornehmes Kleid. Ist die gnädige Frau fertig?

Donna Olympia (hat sich ebenfalls aufgeputzt). Ja, ich bin vollständig fertig.

Don Ranudo. Ach, Donna Olympia, das ist ja eine Pracht und ein Glanz wie im Escurial.

Pedro. Ja, gnädiger Herr, aber hinten läßt es wie ein Armenhaus.

Donna Olympia. Nun laßt Madame Isabella nur eintreten.

(Leonora geht zur Thüre, um sie einzuführen; Pedro steht hinter seines Herrn Stuhl mit der Brille auf der Nase, wie es in Portugal Mode ist.)

Dritte Scene.

Isabella. Die Vorigen.

Donna Olympia sitzt in einem Lehnstuhl in größter spanischer Grandezza und stochert sich die Zähne; ebenso Ranudo. Sie erheben sich ein wenig von ihren Stühlen, bis ein Stuhl für Isabellen herbeigebracht wird, setzen sich jedoch früher wieder nieder als diese. Pedro hat einen Fächer, mit dem er ihnen Luft zuweht.

Isabella. Ich bitte hundertmillionenmal um Verzeihung, daß ich so frei bin und mich unterstehe, der gnädigen Frau heute mit einem Besuche beschwerlich zu fallen.

Donna Olympia. Keineswegs beschwerlich, Madame, wir sind das so gewohnt, Besuch zu haben von früh bis spät. Heute, glaub' ich, haben wir bereits mehr als acht der vornehmsten Besuche gehabt; kann Don Ranudo sich vielleicht erinnern, wer heute schon alles bei uns gewesen?

Don Ranudo. Nein, das bin ich nicht im Stande, es geht ja bei uns ein und aus wie bei Hofe. Pedro, kannst Du Dich vielleicht erinnern?

Pedro (rückt seine Brille zurecht und liest aus seinem Notizbuch ab). Das war Conte Jago de Monte d'Oro; Marquis Ferdinando de Leo Nigro nebst der Marquisin, seiner Frau Gemahlin; Don Sebastian de Broques d'Oro mit dem Herzog de Eta Casa und der Frau Fürstin; ferner Marquis Ferdinando Gonzaleo Filippo Carlos Jago Sebastiano Manuel de Rifuentez mit Frau Gemahlin. (Leise) Der letzte muß wol mehr als einen Vater gehabt haben, weil er so sehr viel Namen hat.

Donna Olympia. Da hört Madame, was für Visiten wir blos an diesem einen Tage gehabt haben. Uebrigens wird Madame pardonniren, daß ich hier sitze und mir eben die Zähne stochere; aber wir haben gerade einen Kapaun gegessen und Kapaunenfleisch macht mir allemal große Beschwerde an den Zähnen.

Isabella. Die gnädige Frau will sich ganz ihrer Bequemlichkeit bedienen. Auch bin ich hier nur im Auftrag eines vornehmen jungen Herrn, der kein dringenderes Anliegen hat, als

dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau bestens empfohlen zu sein.

Donna Olympia. Sowol meinem Gemahl wie mir selbst ist es stets ein besonderes Vergnügen, wackeren Leuten gefällig zu sein; er will vermuthlich nach Madrid reisen und möchte gern Recommandationsbriefe von uns haben. Aber wer ist der junge Mann?

Isabella. Es ist mein Bruder Gonzalo, der eine zärtliche Neigung zu Dero Tochter Donna Maria gefaßt hat.

Donna Olympia. Madame, ich sowol wie mein Gemahl haben beide alle mögliche Hochachtung vor Ihnen und Ihrem Bruder, so weit unser Rang es eben zuläßt; allein —

Isabella. Ich weiß schon, was die gnädige Frau sagen will: Dero Familie ist älter als die unsere, und dieser Unterschied des Standes läßt keine Verbindung zu. Aber sollte das Gleichgewicht nicht hergestellt werden, wenn man unser Vermögen mit dem Ihren vergleicht?

Donna Olympia. Ach, Madame, nach Geld fragen wir ganz und gar nicht; lieber will ich die bitterste Armuth aushalten, als etwas thun, das der Stellung unserer Familie zuwiderläuft. Ich will Ihnen unsern Stammbaum vorlegen, daraus werden Sie sich selbst überzeugen, daß dies ein Ding ist, das unmöglich angeht. Ich erinnere mich noch immer sehr wohl an meines Herrn Vaters letzte Worte: Vermögen, sagte er, lasse ich Dir nicht, meine Tochter, aber Rang; fürchte Gott, ehre die Heiligen und stirb lieber als alte Jungfer, ehe Du etwas thust, was der Stellung der Familie zuwider ist.

Isabella. Recht christlich, in der That, selbst noch auf dem Sterbebette zum Hochmuth zu ermahnen.

Donna Olympia. Das war nicht Hochmuth, Madame, sondern nur das richtige Ehrgefühl. Auch bin ich seiner Ermahnung nachgekommen und bin mit dem vornehmsten Hause von ganz Spanien in Verbindung getreten.

Isabella. Aber bedenkt doch nur, wohledle Frau, was für ein Elend es für die Vornehmen ist, ihren Stand aufrecht erhalten zu sollen und nicht die erforderlichen Mittel dazu zu

haben. Denn außerdem, daß man Noth leidet, muß man auch noch Spott und Hohn über sich ergehen lassen.

Donna Olympia. Madame kann sich versichert halten, nicht einen einzigen Buchstaben von meinem angestammten Namen verkaufte ich, und wenn ich das schönste Rittergut in ganz Spanien dafür kriegen könnte.

Don Ranudo. Das war recht heldenmüthig gesprochen, Donna Olympia, mit goldenen Buchstaben verdient das aufgeschrieben zu werden: Nicht einen Buchstaben verkaufe ich, nicht für das beste Rittergut!

(Pedro wiederholt es nochmals und zeichnet es in sein Taschenbuch.)

Isabella. Aber Dero Tochter würde dabei ja auch nichts von ihrem hohen Range verlieren?

Don Ranudo. Ei, Madame, das müssen wir besser verstehen; die ganze Welt kennt ja doch den Unterschied, der zwischen den las Minas und den Colibrados ist.

Isabella. Aber dergleichen Familien haben sich doch schon öfters verbunden.

Don Ranudo. Und wenn die ganze Welt es thäte, Don Ranudo de Colibrados thut es nicht.

(Pedro wiederholt es ebenfalls und schreibt es auf.)

Isabella. Da sehe ich denn allerdings, daß andere Nationen Recht haben, uns Spaniern unseren Hochmuth vorzuwerfen.

Don Ranudo. Sagt das nicht, Madame, es gibt Nationen, wo der Adel noch von einem viel größeren Selbstgefühl erfüllt ist. Da giebt es beispielsweise in Indien Leute, Nairos genannt, die sich allemal die Hände waschen, wenn sie Leute anderen Standes angerührt haben, und die daher, wenn sie ausgehen, vor sich her rufen lassen, damit ihnen ja niemand zu nahe kommt.

Isabella. Das sind freilich sehr gebildete Nationen, deren Beispiel Ihr citirt. Aber ich sehe schon, daß hier mit Worten nichts auszurichten ist. Beleidigt fühle ich mich übrigens von dieser Zurückweisung nicht, vielmehr habe ich aufrichtiges Mitleid mit der armseligen Lage, in der Ihr Euch befindet und aus

der Euch in Folge Eures Hochmuths wol schwerlich wird zu helfen sein.

Donna Olympia. Haltet ein, Madame, mit diesen schnöden Redensarten; wer uns dergleichen vorzuwerfen wagt, dem soll es übel bekommen. Es ist die pure Verleumdung, Madame; man braucht darum noch keineswegs arm zu sein, wenn man auch einmal kein Geld hat; man thut ja zuweilen sein ganzes Geld auf Zinsen aus, und wenn man dann etwas braucht, so muß man natürlich selber borgen. Das sind nur böse Menschen, die uns nachsagen, wir wären arm.

Isabella. Ich mache niemand seine Armuth zum Vorwurf, ich bin einzig in der Absicht hergekommen, Euch einen honneten Antrag zu thun, besonders bei der Lage, in der Ihr Euch befindet.

Donna Olympia. Wir sind mit der Lage, in der wir uns befinden, gerade zufrieden.

Isabella. Wenn Ihr mit Eurer Lage zufrieden seid, so habe ich nichts weiter zu sagen. Doch möchte ich bitten, selbst einmal zu überlegen, was für eine Zufriedenheit das geben wird, wenn, wie ich für ganz gewiß gehört habe, die Gläubiger kommen und das letzte Stück Möbel in Beschlag nehmen, und ob Euch das nicht zu um so größerer Schande gereichen wird, wenn die Leute in Erfahrung bringen, was für ein vortheilhafter Antrag Euch in dieser Lage gemacht und von Euch zurückgewiesen ist.

Donna Olympia. So viel Scheinbares Ihre Worte auch haben, Madame, und so viel Vortheilhaftes in Ihrem Antrage zu liegen scheint, so lassen doch weder ich, noch mein Gemahl uns dazu bereden.

Don Ranudo (lächelnd). Nein, das wollen Sie nur ernstlich glauben, daß dies eine Sache ist, aus der schlechterdings nichts werden kann.

Isabella. So bedaure ich, mich diesem Auftrag überhaupt unterzogen zu haben.

Donna Olympia. Wir sind ganz gewiß nicht böse darüber;

Sie sind in unsern Augen entschuldigt, weil Sie es ja für Ihren Bruder gethan haben, und auch deshalb sind Sie entschuldigt, weil wir ja wissen, wozu einen die Liebe alles treiben kann. Im Uebrigen ist das aber etwas, was schlechthin unthunlich.

Isabella. So will ich mich denn gehorsamst empfehlen.

Donna Olympia. Ihr Diener, Madame, können wir Ihnen sonst worin dienen, so brauchen Sie nur zu befehlen. Was jedoch diesen Punkt angeht, so werden Sie bei reiflichem Nachdenken wol selber finden, daß daraus nichts werden kann.

(Isabella geht, von Leonora begleitet, während die beiden Andern sich ein wenig von ihren Stühlen erheben.)

Vierte Scene.

Leonora. Don Ranudo. Donna Olympia. Pedro.

Leonora. Madame Isabella läßt ihren unterthänigsten Respect vermelden und bittet, der gnädige Herr und die gnädige Frau möchten doch diese Börse mit Geld nicht verschmähen, die sie mir gegeben hat.

Donna Olympia. Ei, die Canaille, die denkt wol gar, wir sind Bettler? Gleich lauf' zurück und wirf sie ihr ins Gesicht! Das soll wahrhaftig nicht ungerochen bleiben, das ist eine Unverschämtheit sonder gleichen: eine lumpige de las Minas will einer Monte Ricco Almosen geben, deren Aeltermutter die Hand eines Mannes verschmäht hat, wie Don Alfonso de Ribera?

(Leonora läuft mit dem Geld hinaus, kommt aber sogleich zurück; sie und Pedro äffen ihrer Herrschaft nach, indem sie sich einer um den andern stellen, als ob sie ebenfalls wüthend wären.)

Pedro (leise). Und die ihrer Enkelin zwei ungeheure Kisten als Erbtheil hinterließ, die eine voll Hochmuth, die andere voll Armuth.

Don Ranudo. Einem Colibrados will sie ein Almosen geben, der dem Staate solche ungemeine Dienste geleistet hat?!

Pedro (leise). Und dessen Nachkomme nun Tag aus Tag ein im Lehnstuhl sitzt und sich die Zähne stochert.

Donna Olympia. Deren Ahnen nie andere Geschenke machten, selbst nicht den Bettlern, als in Gold und Edelsteinen?!

Leonora (leise). Und deren Nachkommen jetzt nichts zu verschenken haben, als — salva venia — einen alten Dreck.

Don Ranudo. Deren Ahnen allein durch ihre Tugend und Tapferkeit sich auf diese Höhe geschwungen haben?!

Pedro (leise). Und deren Nachkommen um ihrer Untüchtigkeit und Trägheit willen verdienten, kopfüber von ihrer Höhe wieder heruntergestoßen zu werden.

Don Ranudo. Der in gerader Linie abstammt von dem großen Don Prospero de Colibrados, der in der Schlacht bei Burgos vierhundert Mohren mit eigener Hand erschlug?!

Pedro (leise). Und dessen ruhmreicher Sprößling, der große Don Ranudo, täglich verschiedene Creaturen mit den Nägeln todtschlägt, mehr will ich nicht sagen —

Donna Olympia. Was würde mein Stammvater Don Juliano de Monte Ricco wol sagen, wenn er aufstehen und das sehen könnte?!

Leonora (leise). Er würde sagen: nimm das Geld, Du Närrin, und kaufe Dir ein Hintertheil in Dein Kleid.

Don Ranudo. Was würde nicht Don Antonio de Colibrados sagen, wenn er aus dem Grabe aufstünde?!

Pedro (leise). Er würde sagen: Du Narr, laß Deine Hochmuthsgrillen fahren und gehe hin und arbeite, damit Du Geld zu einem Paar Schuhe kriegst.

Donna Olympia. Was würde meine Ahnfrau Donna Adonida sagen, die sich weigerte, ganze hundert Mark anzunehmen, welche die Regierung ihr anbot, aus Rücksicht auf die Dienste, die ihr Gemahl dem Staate geleistet?!

Leonora (leise). Sie würde sagen: bei mir war es eine Tugend, weil ich ohnedies reich genug war, Du aber verdientest in den Narrenthurm gesperrt zu werden, weil Du im Begriff bist, Hungers zu sterben, und dennoch verschmähst, was gute Menschen Dir bieten.

Don Ranudo. Was würde Don Gusman de Colibrados sagen, der allein eine Tonne Goldes auf die Errichtung dreier Pyramiden verwandte?!

Pedro (leise). Er würde sagen: ist es denkbar, daß aus unseren Landen solche Subjecte hervorgegangen sind, die sich durch ihre Faulheit in solche Lage gebracht haben?!

Don Ranudo. Vermuthlich indessen hat sie es nur aus Einfalt gethan; solche Art Leute sind im Vergleich mit uns nicht besser als wie Bauern. Müßte ich mich freilich überzeugen, daß sie es aus Geringschätzung gethan hat, so wollte ich wahrhaftig nicht eher ruhen, als bis ich ihr ganz Geschlecht ausgerottet. Doch hat sie es gewiß nur aus purer Einfalt gethan, und also kann ich darüber lachen. — Das war eine schöne Geschichte, nicht wahr, Pedro?

Pedro. Ja gewiß war das eine schöne Geschichte. Ich kann den gnädigen Herrn versichern, so ein armer Teufel ich auch bin, so habe ich neulich, da ich zufällig vier Schillinge in der Tasche hatte, mich doch kaum unterstanden, sie der gnädigen Herrschaft aus Mitleid zu geben. Das Seltsamste und Schönste ist aber doch, daß die gnädige Herrschaft vor Zorn so außer sich geräth, weil mildthätige Seelen ihr unter die Arme greifen wollen.

Donna Olympia. Nein, Don Ranudo, länger darf dieser unverschämte Mensch nicht in unserm Hause geduldet werden, seine Frechheit geht zu weit.

Pedro. Die gnädige Frau kann überzeugt sein, daß sie mir einen großen Dienst damit erweisen würde, wenn sie mich fortjagt; ich diene hier ja doch nur aus bloßer Höflichkeit.

Don Ranudo. Ich habe Euch schon gesagt, Donna Olympia, daß wir einem lustigen Kopfe schon einiges zu Gute halten müssen; so viel Unsinn er auch redet, so ist doch immer ein Körnchen Wahrheit dahinter. Auch hat er insoweit Recht, daß die gnädige Frau allerdings sich einer kleinen Nachlässigkeit schuldig gemacht, insofern sie unterlassen hat zum Kauf-

mann zu schicken und sich in meinem Namen Zeug zu einem neuen Anzug geben zu lassen. Weil ich gerade daran denke, Pedro: geh' doch nachher einmal zum Kaufmann Juan und laß Dir in meinem Namen einen seidenen Stoff zu einem Anzug für die gnädige Frau geben.

Pedro. Ich will einmal hingehen, vielleicht hat der Kaufmann heute eine andere Ansicht von der Sache als gestern.

Dritter Akt.

Erste Scene.

Donna Maria. Leonora.

Donna Maria. Ach, Leonora, die Thorheit meiner Eltern und unsere Armuth sind gleich unbeschreiblich; Glück und Wohlstand wird uns geboten und aus reinem Hochmuth weisen wir es zurück. Wäre es eine gemeine Bürgerfamilie, die mit uns in eine derartige Verbindung treten wollte, so könnte man es doch begreifen; aber nein, der um meine Hand anhält, ist aus einem alten adeligen Hause und einer der reichsten und liebenswürdigsten Männer der Provinz.

Leonora. Mein theuerstes Fräulein, Ihr sündigt gegen Euch selbst, wenn Ihr Euren Eltern noch den mindesten Gehorsam erweist; das ist nicht mehr Ehrgeiz, das ist Tollheit.

Donna Maria. Ach, theure Leonora, Du bist mir wegen Deiner Treue zu mir so lieb wie mein eigenes Leben. Auch weiß ich, daß Du uns schon lange verlassen hättest, wäre es nicht um meinetwillen. Ich freilich kann Dir Deine Treue nicht belohnen, aber der Himmel wird es thun. Ich verlasse mich in dieser Angelegenheit ganz auf Dich und folge Deinem Rathe. (Sie weint.)

Leonora. Weint nicht, gnädiges Fräulein, wir wollen schon noch einen Ausweg finden. Keine Mauer ist so stark, ich reiße sie nieder, kein Riegel so fest, ich habe einen Schlüssel dazu. Folgt nur blindlings meinem Rathe, so soll alles schon noch gut werden. Ich habe mir mit Gonzalo's Schwester Isabella etwas

ausgedacht, das soll, hoffe ich, glücken. Und wenn es nicht glückt, so müssen wir Ernst machen und uns entführen lassen. Aber da kommen Eure Eltern, geht nur bei Seite. (Beide ab.)

Zweite Scene.

Don Ranudo. Donna Olympia. Pedro.

Don Ranudo. Nun, Pedro, was sagte der Kaufmann?

Pedro. Er antwortete kurz und gut: sag' Deiner betrügerischen Herrschaft, Du Schlingel, ich ließe sie grüßen und sie möchte mir erst bezahlen, was sie noch schuldig ist. Wenn man den Kaufleuten schuldig ist, da ist mit ihnen nicht zu spaßen; wenn man dann in dergleichen Berührungen mit ihnen kommt, so fallen ihre Complimente eben nicht feiner aus.

Don Ranudo. Hast Du keine Zeugen zu seinen Worten?

Pedro. Das ist eben das Unglück, Euer Gnaden, daß er gar nicht mit Worten gesprochen hat, sondern blos mit Geberden, nach der türkischen Mode in Constantinopel. Nämlich erst gab er mir rechts eine Maulschelle, das war so viel, als ob er sagte: Du Schlingel! und dann links eine zweite, die übersetzte ich mir: grüß' Deine betrügerische Herrschaft. Hernach schlug er mir den Hut vom Kopfe, das übertrug ich mir: bezahle erst, was Du schuldig bist; zuletzt, da ich fortlief, drohte er noch mit der geballten Faust hinter mir drein, das verstand ich so: will Deine Herrschaft nicht mit Gutem bezahlen, so werde ich sie von Gerichtswegen dazu zwingen. Selbst kann ich die Geberdensprache nicht sprechen, aber an andern verstehe ich sie perfect.

Donna Olympia. Es sind so verwünscht viel ordinäre Canaillen in dieser Stadt, da ist gar kein Respect mehr vor den Vornehmen.

Pedro. Gewiß, gnädige Frau, sie müßten es sich ja zur Ehre schätzen, von solcher Herrschaft betrogen zu werden.

Don Ranudo. Nun, nun, Pedro, menagire Dich nur etwas mit Deinen Expressionen, und jetzt geh' mal ein bischen hinaus, ich will mit der gnädigen Frau allein sein.

Donna Olympia. Heiß' meine jüngste Tochter, Fräulein Eugenia, kommen, da kannst Du hören, was die, wiewol sie nur erst ein Kind ist, doch schon für nobles sentiments hat.

Pedro (leise). Darin, glaub' ich, verrechnet die gnädige Frau sich, die ist klüger als die Eltern alle beide.

Dritte Scene.

Donna Olympia. Don Ranudo.

Donna Olympia. So oft ich das Kind sehe, Don Ranudo, freue ich mich jedesmal.

Don Ranudo. Sie gleicht in allen Stücken ihren Eltern, und zwar mehr als ihre Schwester.

Donna Olympia. So oft ich sie sehe, ist es mir jedesmal, als stünde meine Mutter Donna Elvira vor mir, sie ist ihr leibhaftiges Ebenbild und hat dasselbe Bewußtsein ihres hohen Ranges wie jene.

Don Ranudo. Ja, Eure Mutter wußte jederzeit, daß ihr Rang und der Name ihres Geschlechts ihr größtes Kleinod.

Donna Olympia. Das wird, wenn ich mich nicht täusche, Eugenia ebenfalls thun, ihre Schwester dagegen hat in Haltung und Mienen etwas Bürgerliches, das mir gar nicht ansteht. Mir scheint auch, als ob sie sich ab und zu mit Leuten geringen Standes familiarisirt; vergangene Woche sah ich sie mit einer Bürgersfrau sprechen, als wäre sie ihresgleichen. Aber ich habe ihr auch den Kopf dafür zurechtgesetzt.

Don Ranudo. Das hätten Sie doch lieber nicht thun sollen, Madame, man kann sich familiarisiren mit Bauern und Bürgern, ja mit seinen eigenen Dienstboten, ohne sich dabei etwas zu vergeben. Dagegen wenn man mit Leuten zu thun hat, die sich einbilden, als wären sie unsersgleichen, da muß man fest auf seiner Würde halten; denn jene empfangen unsere Familiarität als eine Gnadenbezeugung, diese dagegen beanspruchen sie als ein Recht.

Donna Olympia. So ist es. Aber da kommt sie.

Vierte Scene.

Donna Olympia. Don Ranudo. Eugenia. Pedro.

Donna Olympia. Komm mal her, Du allerliebste kleine Eugenia, Du bist doch das leibhafte Ebenbild Deiner Großmutter Elvira und ich hoffe, daß Du ihr auch übrigens nachfolgen wirst.

Eugenia. Was that sie denn?

Donna Olympia. Sie hatte jederzeit ihren Stand und ihre Würde vor Augen und hielt sie höher als irgend etwas in der Welt.

Eugenia. Das will ich ebenfalls thun, nur —

Donna Olympia. Was willst Du mit diesem Nur sagen?

Eugenia. Nichts, Mama, nur —

Donna Olympia. Was soll dies Nur heißen?

Pedro. Kann Euer Gnaden wirklich nicht errathen, was dies Nur bedeuten soll? Sie will damit ja offenbar sagen: nur habe ich heute sehr schlecht gefrühstückt.

Donna Olympia. Was hat sie denn heute gefrühstückt?

Pedro. Genau dasselbe wie wir andern, wir sind alle noch nüchtern, ausgenommen der schwarze Kater, der sich von der Jagd nährt.

Donna Olympia. Ihr gemeines Volk macht doch geradezu Euren Magen zu Eurem Gott und denkt an nichts als essen und trinken.

Pedro. Fragt nur das gnädige Fräulein, ob es nicht ganz ebenso denkt.

Donna Olympia. Sag' mal, mein Kind, was achtest Du höher, Deinen Adel oder Geld?

Eugenia. Geld achte ich am höchsten.

Donna Olympia. Was? Geld achtest Du am höchsten? Warum ist Dir Geld das Höchste?

Eugenia. Weil man sich für Geld Kleider und Essen und Trinken kaufen kann, aber für seinen Adel kriegt man gar nichts.

Pedro. Darin hat das gnädige Fräulein vollkommen

recht; für fünfzig Ahnen kriegt man auf dem Markte noch nicht ein Bund Schwefelfaden zu kaufen.

Donna Olympia. Hast Du das von mir gelernt, meine Tochter?

Eugenia. Nein, Mama.

Donna Olympia. Warum sagst Du denn so was?

Eugenia. Weil der gnädigen Mama ihre Lehren falsch sind.

Donna Olympia. Meine Lehren sind falsch?

Pedro. Ja, und wenn ich frei von der Leber weg sprechen darf, so hat der gnädigen Frau ihr Katechismus ein Loch.

Donna Olympia. Du, halt' nur den Mund, ich weiß doch schon, wer mir das Kind verführt hat. Ach Himmel, ist es möglich, daß ich so was an diesem Kinde erleben muß, von dem ich gerade so gut gedacht habe?! Hör' an, Eugenia, es heißt, eine Person, von niedrigem Stande verglichen mit unserm Hause, hat ein Auge auf Deine Schwester geworfen; gefällt Dir das?

Eugenia. Nein, es gefällt mir ganz und gar nicht, weil ich den jungen Mann für mich selber haben will. (Fängt an zu weinen.)

Donna Olympia. Ach, der Kummer bringt mich noch um meinen Verstand. Höre Du, ich schicke Dich ins Kloster.

Eugenia. Da werde ich doch wenigstens keine Noth leiden

Donna Olympia. Ich enterbe Dich.

Eugenia. Enterben? Ha ha ha, hi hi hi!

Donna Olympia. Lachst Du noch darüber?

Eugenia. Ihr habt ja gar nichts zu vererben!

Donna Olympia. Aus meinen Augen, Du ungerathenes Mädchen!

Eugenia. Enterben, ha ha ha, hi hi hi! (Geht ab.)

Donna Olympia. Sieh mal, wie trotzig sie noch obendrein ist und ihrer Eltern spottet.

Pedro. Wohlgeborne Frau, wenn Kinder und Dienstboten nicht kriegen, was ihnen gehört, da achten sie weder Eltern noch Herrschaft, gleichviel von welchem Stande sie sind.

Donna Olympia. Ja wol, die verfluchten Dienstboten, die haben das Kind verführt.

Pedro. Keineswegs. Aber Natur geht über Erziehung; was sagt nicht Seneca?

Donna Olympia. Er sagt, daß solche lumpigen Kerle, wie Du bist, nicht so dreist sein sollen.

Pedro. Er sagt aber auch: Mulier taceat in ecclesia.

Don Ranudo. Hinaus, Du Meister Philosoph, und laß uns allein! (Pedro ab.)

Fünfte Scene.

Don Ranudo. Donna Olympia.

Don Ranudo. Die Aufführung unserer jüngsten Tochter hat mich ganz aus der Fassung gebracht.

Donna Olympia. Sie ist durch die Dienstboten verführt worden; ich will schon noch herauskriegen, wer daran schuld ist.

Don Ranudo. Da sieht man, was beim Umgang mit gemeinen Leuten herauskommt; das Kind ist ja so verändert, daß man es gar nicht wiedererkennt.

Donna Olympia. Man muß sie nur verhindern, diese Art von Umgang fortzusetzen, so wird sie schon auf den rechten Weg, zu ihrem alten edlen Stolze zurückkehren.

Don Ranudo. Ach, ach, einen größeren Kummer giebt es doch nicht, als wenn Eltern sehen müssen, wie die Kinder aus der Art schlagen! Sagt aber, Madame, was werden wir heute essen?

Donna Olympia. Ja, was werden wir anders essen, als was wir gestern und vorgestern und alle die Zeit her gegessen haben? Zum ersten Gericht Erbsen, zum zweiten Gericht wieder Erbsen und zum dritten Gericht nochmals Erbsen.

Don Ranudo. Aber lange können wir auf diese Art doch nicht mehr fortleben; meine Kräfte haben schon dermaßen abgenommen, daß ich mich kaum noch auf den Beinen halten kann.

Donna Olympia. Ach, wenn es sich doch nur für mich schickte, zu arbeiten und mein Brod zu verdienen; Hunger thut doch weh.

Don Ranudo. Da sitzt ein armer Bauer vor unserer Thüre und ißt; in diesem Punkte ist er glücklicher als wir.

Donna Olympia. Glücklicher als wir kann er nicht sein; denn wie gut es ihm auch geht, so ist und bleibt er doch immer nur ein Bauer. Uebrigens thut mir der arme Mann ordentlich leid, daß er da so unter freiem Himmel sitzen und essen muß.

Don Ranudo. Aber was mag wol schlimmer sein, unter freiem Himmel zu essen oder unter Dach und Fach zu hungern?

Donna Olympia. Es ist beides schlimm; das Eine ist gemein, macht aber satt, das Andere ist vornehm, macht aber nicht satt.

Don Ranudo. Laß uns den armen Mann hereinrufen, damit er hier innen in Ruhe essen kann; draußen lassen ihm ja Sonne und Wind, Fliegen, Menschen und Hunde keine Ruhe.

Donna Olympia. Ja, er soll hereinkommen. Ein Bauer oder Bürger ist mir in meinem Hause willkommener, als einer von schlechtem Adel; denn jene legen es mir als christliche Demuth aus, dieser dagegen will für meinesgleichen gehalten sein und nimmt es als ein Recht in Anspruch, mit mir umzugehen.

Sechste Scene.

Don Ranudo. Donna Olympia. Der Bauer.

Don Ranudo. Hör', Du armer Mann, komm nur herein mit Deinem Ranzen!

Der Bauer. Dazu bin ich viel zu gering, wohlgeborner Herr, in solch ein Haus zu treten.

Don Ranudo. Wir sind alle Menschen; Du thatst mir leid, wie ich Dich da so unter freiem Himmel sitzen und essen sah. Hier, setz' Dich auf den Stuhl, da kannst Du doch wenigstens in Ruhe essen.

Der Bauer. Schön Dank, wohlgeborne Herrschaft.

Don Ranudo. Wo wohnst Du?

Der Bauer. Vier Meilen von hier.

Don Ranudo. Was hast Du heute zur Stadt gebracht?

Der Bauer. Ein paar Dutzend junge Hühner, die ich auf dem Markte verkauft habe.

Don Ranudo. Wenn Du ein ander Mal so ein paar recht fette Kapaunen hast, die kannst Du nur zu uns bringen.

Der Bauer. Will die Herrschaft keine jungen Hühner haben?

Don Ranudo. Nein, aus jungen Hühnern mache ich mir nichts; wir essen überhaupt blos Kapaunen und Wildpret, das ist das einzige Fleisch, das wir essen.

Der Bauer. Ja, das sieht man der gnädigen Herrschaft auch an, sie sehen alle beide ein bischen mager aus.

(Beide fahren sich mit der Hand übers Gesicht.)

Don Ranudo. Wie heißt Du, mein guter Mann?

Der Bauer. Ich heiße Juan.

Don Ranudo. Bewohnte Dein Vater denselben Hof, den Du bewohnst?

Der Bauer. Ja.

Don Ranudo. Wie hieß er denn?

Der Bauer. Das weiß ich wahrhaftig nicht.

Don Ranudo. Das ist doch was Entsetzliches, nicht mal den Namen seiner Eltern zu wissen; das größte Glück in der Welt besteht ja doch darin, den Namen seiner Eltern zu wissen und aus welchem Hause man stammt.

Der Bauer. Bei uns auf dem Lande wird es für das größte Glück gehalten, wenn das Land hübsch Korn und Früchte trägt, daß man zu leben hat, wenn die Weiber alle Jahre ein Kind kriegen und wenn die Kinder tüchtig wachsen, damit sie uns bald an die Hand gehen können.

Don Ranudo. Das ist eigenthümlich. Wir Vornehmen halten es für ein Unglück, viele Kinder zu haben; je mehr Kinder, je mehr Ausgaben.

Der Bauer. Bei uns heißt es umgekehrt: je mehr Kinder, je mehr Einkünfte. Je mehr Edelleute, je mehr Verzehrer im Lande, aber je mehr Bauern, je mehr Arbeiter.

Don Ranudo. In der That, Du sprichst wie ein Philosoph. Aber wie alt warst Du, als Du Dich verheiratetest?

Der Bauer. Ich war just achtzehn Jahre.

Don Ranudo. Das war aber doch wol ein bischen zu zeitig. Wir Vornehmen heirathen nicht so zeitig; mitunter müssen wir sogar bis ins vierzigste oder fünfzigste Jahr warten, bis wir in der Lage sind, unsre Familien auf demselben großen Fuße zu erhalten wie unsere Väter.

Der Bauer. Wir im Gegentheil heirathen, sowie wir im Stande sind, uns fortzupflanzen. Denn für uns sind Weiber und Kinder keine Last; je mehr Hände im Hause, je mehr Arbeiter giebt es ja, und je mehr Arbeiter, je mehr bringt man ja vor sich.

Don Ranudo. Dieser Mann spricht in der That wie ein Weiser, Donna Olympia, der Bauernstand hat es darin wirklich gut. Gewiß ist dies auch der Grund, weshalb die Kinder der Bauern gesünder und stärker sind als die Kinder der Vornehmen, weil jene erzeugt werden, während ihre Eltern noch im vollen Besitz ihrer Kräfte sind.

Der Bauer. Wenn der gnädige Herr es nicht ungnädig aufnehmen will, so ist das, glaub' ich, auch die Ursache, weshalb unter uns Bauern nicht so viel Hahnreie sind als unter den Vornehmen. Denn wenn die Vornehmen bis in ihr fünfzigstes Jahr warten, bis sie im Stande sind, ein Haus zu versorgen, so sind sie dann auch nicht mehr im Stande, eine Frau zu versorgen; es müßte denn sein, daß die Frauen der Vornehmen nichts weiter brauchen als Essen und Trinken, was jedoch bei uns auf dem Lande keineswegs der Fall ist.

Don Ranudo. Ha ha ha, es ist wirklich unterhaltend, einen gemeinen Bauer über so was räsonniren zu hören. Uebrigens sehe ich mit Bewunderung, wie Du diese gemeine Kost mit so vielem Appetit verzehrst.

Der Bauer. Ei, das Brod und der Käse schmeckt mir vermuthlich besser als der gnädigen Herrschaft der beste Braten. Alle Kost ist gleich gut, es kommt nur darauf an, wie der Magen sich gewöhnt hat.

Don Ranudo. Man muß alles in der Welt versuchen; laß mich mal curiositätshalber von Deinem Käse kosten, ich muß doch mal sehen, ob ich ihn hinunterkriegen kann.

Donna Olympia. Ach, Don Ranudo, das geht ja doch nimmermehr!

. **Der Bauer.** Will der gnädige Herr mal versuchen?

Don Ranudo. Nun ja, aber blos curiositätshalber. — Ei, das schmeckt wirklich gar nicht so schlecht.

Der Bauer. Die gnädige Frau sollte auch ein Stück nehmen.

Donna Olympia. In der That, der Käse schmeckt nicht übel, ich hätte es wirklich nicht gedacht.

Don Ranudo. Ha ha ha, ich muß wahrhaftig noch ein Stück nehmen, das ist ein merkwürdiges Abenteuer, das ich nie zu erleben gedacht hätte, und von dem ich noch meinen Enkeln erzählen werde. Schneide nur ein ganz gehöriges Stück ab, Juan, und gieb uns etwas von Deinem groben Brod dazu. (Sie essen beide tüchtig.)

Donna Olympia. Das soll wahrhaftig das Erste sein, was ich erzähle, sowie ich wieder nach Hofe komme, daß ich mit einem Bauern Brod und Käse gegessen habe.

Don Ranudo. Ha ha ha, gieb uns noch ein Stück, Juan, ich will doch wirklich mal essen, so lange es mir schmeckt.

Der Bauer. Ich zweifle nur, wohlgeborner Herr, ob mein Käse noch viele solche Schnitte aushalten wird.

Don Ranudo. Ha ha ha! (Er nimmt den Käse eigenhändig und schneidet die Hälfte davon ab.) Nun sollst Du Dich überzeugen, Juan, daß weder die gnädige Frau, noch ich gemeine Bauernkost verschmähen.

(Der Bauer thut seine Eßwaaren wieder in den Ranzen und kratzt sich im Kopfe.)

Donna Olympia. Gieb mir noch ein Stück, ich muß doch sehen, ob mein Fräulein Tochter ebenfalls im Stande ist, solche grobe Kost zu genießen. Ha ha ha, so zur Veränderung ist das wirklich gar nicht übel.

Der Bauer. Das Stück, das der gnädige Herr vorhin abschnitt, war groß genug für eine ganze Familie, nicht blos zum Kosten, sondern sogar um sich satt daran zu essen.

Don Ranudo. Wenn Du wieder zur Stadt kommst, so laß Dich nur dreist bei uns sehen.

Der Bauer. Mich bei der gnädigen Herrschaft gehorsamst zu bedanken. (Leise) Aber der Teufel soll den holen, der seinen Eßkober wieder mitbringt!

Don Ranudo. Wenn Du nach Hause kommst, Juan, wirst Du, hoffe ich, unsere Herablassung zu rühmen wissen.

Der Bauer. Versteht sich, besonders, wenn der gnädige Herr so gut sein will, mir eine kleine Entschädigung zu geben; die Wahrheit zu sagen, hatte ich nur gerade so viel zu essen bei mir, als ich selbst unterwegs brauche.

Don Ranudo. Was sollen wir diesem ehrlichen Manne wol geben, Donna Olympia? Soeben erst habe ich einem guten Freunde zweitausend Rosenobel geliehen, so daß ich für den Augenblick auch nicht ein Goldstück mehr in der Tasche habe, und Silbermünzen als Geschenk zu geben, das schickt sich doch nicht für mich, noch für irgend jemand aus dem Colibradosschen Hause.

Der Bauer. Ei, gnädigste Herrschaft, ich will gern mit Silbergeld zufrieden sein.

Don Ranudo. Nein, Juan, das geht nicht an, der Ruf unseres Hauses würde darunter leiden; die Belohnungen, die wir austheilen, sind allemal Gold oder Ehre.

Der Bauer. Aber weil die gnädige Herrschaft doch jetzt gerade kein Gold hat, und weil ich selbst genau so viel Ehre habe, als ich brauche, so möchte ich doch gehorsamst um eine kleine Entschädigung in Silbergeld gebeten haben, damit ich mir wieder etwas zu essen kaufen kann.

Don Ranudo. Wollen wir ihm denn eine Hand voll Drittel reichen, Donna Olympia? das heißt: unter der Bedingung, daß es niemand nachsagt.

Donna Olympia. Nein, gnädiger Herr, das lasse ich nicht zu, das wäre ja eine ewige Schande für unser Haus.

Der Bauer. Ich will es ganz gewiß niemand nachsagen, daß ich Silbergeld bekommen habe.

Don Ranudo. Höre, Juan, ich bin überzeugt, wenn Du nach Hause kommst und den übrigen Bauern erzählst, was Dir

begegnet ist, so wirst Du in Zukunft der angesehenste Mann im Dorfe.

Der Bauer. Wenn die gnädige Herrschaft denn gar nicht bei Gelde ist, so möchte ich doch demüthigst gebeten haben, mir etwas aus Dero Küche geben zu lassen, theils um unterwegs davon zu leben, theils um es den andern Bauern zu zeigen, zum Beweise, daß ich auch wirklich in der gnädigen Herrschaft ihrem Hause gewesen bin.

Don Ranudo. Ich werde Dir einen Abdruck unseres Wappens geben, den kannst Du mit nach Hause nehmen zum Beweise, daß Du wirklich bei der Herrschaft im Hause gewesen bist.

Der Bauer. Werde ich da auch so ein vornehmer Herr, wenn der gnädige Herr mir sein Wappen schenkt?

Don Ranudo. Ei, warum nicht gar!

Der Bauer. Ich dachte, mit dem Wappen wäre alles gethan; giebt es ja doch manch Einen, der seinen hohen Rang durch nichts anderes beweisen kann, als durch die Wappen seiner Vorfahren. Allein da mir das auf die Art doch nichts helfen kann, so gebt mir nur lieber etwas Eßbares, damit ich doch nicht unterwegs zu hungern brauche.

Don Ranudo. Wenn jemand einen Zweifel erhebt und sagen sollte: wie könnte das wol möglich gewesen sein, daß Don Ranudo de Colibrados, der da abstammt von Antonio Prospero Alfonso, Gonzalvo Hippolito Stephano Mustacho ....

Der Bauer. Aber, gnädigster Herr —

Don Ranudo. Lopez Melchior, Gusman Theodosio, Theophrasto, Theodoro Carlos, Philippo Manuel, Balthasar .....

Der Bauer. Aber gnädigster Herr —

Don Ranudo. Manuel Juan Aurelio, Sancho Ramirez, Don Jago, Juliano Sebastiano, Valentino Stemogeniano, Melchior Lopez ...

Der Bauer. Aber, gnädigster Herr, ich sollte —

Don Ranudo. Casparo Ranudo, Trincalo Ventoso 2c. 2c. 2c.

Der Bauer. Davon habe ich noch immer nichts zu essen, gnädigster Herr.

Don Ranudo (zeigt ihm die Reihe der Namen auf seinem Stammbaum und sagt). Etcetera, etcetera, etcetera!

Der Bauer. Der gnädige Herr mag mir so viele Don Juliane und sonstige Anen, so viele Don Quichoten und Don Sancho Pansa's herrechnen, als er will, so giebt mir das....

Don Ranudo. Wenn jemand, sage ich, Zweifel daran erheben und sagen sollte: wie sollte das möglich gewesen sein, daß ein solcher Herr einem armen Bauer solche Ehre erwiesen hätte, so hast Du nichts weiter zu thun, als ihm diesen Abdruck zu zeigen.

Der Bauer. Aber will die gnädige Herrschaft mir nicht wenigstens einen Schluck Wein geben lassen?

Don Ranudo. Höre, Donna Olympia, da liegt gerade ein Abdruck auf dem Tische, den kann der gute Mann mitnehmen als Erinnerung, daß er wirklich hier gewesen.

Der Bauer. Aber dürfte ich nicht erst nach dem Lakaien rufen, daß er mir mein Fläschchen füllt?

Don Ranudo. Sieh hier, Juan, verwahre das wol, und nimm Dich in Acht, daß es Dir nicht unterwegs entzwei geht.

Der Bauer. Aber darf ich nicht selbst in die Küche springen und den Kellermeister rufen?

Don Ranudo. Nun will ich Dir auch erklären, Juan, was alles in dem Wappen steht. Hier in diesem ersten Felde ist ein blauer Falke —

Der Bauer (leise). Na da soll mich doch dieser und jener holen, wenn ich meinen Eßkober hier wieder herbringe!

Don Ranudo. In dem zweiten Felde ist ein Leopard —

Der Bauer. Ich kann mich nicht länger aufhalten, ich muß gehen.

Don Ranudo. In diesem dritten sind vier Lilien —

Der Bauer. Meinetwegen können es sechzehn sein.

Don Ranudo. In dem vierten befindet sich ein Schwert —

Der Bauer. Hol' sie der Teufel alle beide, das Schwert so gut wie die Lilien!

Don Ranudo. Nun werde ich Dir aber auch erklären, was das alles zu bedeuten hat —

Der Bauer. Empfehle mich der gnädigen Herrschaft und bedanke mich vielmals für die Ehre, die sie mir angethan, indem sie mir meinen Käse und Brod aufgegessen hat. (Ab.)

Siebente Scene.

Donna Olympia. Don Ranudo.

Don Ranudo. Wie wird der Bauer uns rühmen und preisen, wenn er nach Hause kommt!

Donna Olympia. Ja gewiß, ich weiß aufs Haar, was er sagen wird, nämlich: was ist das für eine gnädige Herrschaft, da ist ja mancher Bauer nicht so herablassend wie der wohlgeborne Herr nebst Frau Gemahlin.

Don Ranudo. Allerdings würden nicht viele unseres Standes so mit einem armen Bauer umgegangen sein wie wir.

Donna Olympia. Das hat nichts zu sagen, Don Ranudo, das thut unserer Ehre nicht das Mindeste. Ich bin gewiß nicht hochmüthig, aber eben darum kann ich auch nicht leiden, wenn Einer was vorstellen will, was er doch nicht ist. Bauern geben sich als Bauern, und die Ehre, die man ihnen erweist, sehen sie als eine Gnade an. Aber da sind so gewisse Leute, so ein Monsieur und Madame (Ihr wißt schon wen ich meine), die geben sich solch vornehmes Ansehen und doch guckt ihnen der Bürger überall hervor, wie sehr sie ihn auch zu verstecken suchen. Es geht ihnen, wie einem gewissen Lakaien nacherzählt wird, der so viel Geld in der Lotterie gewann, daß er selbst den Herrn machen und ein prächtiges Leben führen konnte; einmal aber versah er es doch, denn statt sich in die Kutsche zu setzen, stellte er sich hinten auf. So schlägt auch den Leuten, von denen ich spreche, der Bürger noch immer in den Nacken. Ich kann mich wahrhaft ärgern, wenn ich sehe, wie Madame (der Name thut nichts zur Sache) in ihrer Portechaise sitzt, den Kopf auf der linken Schulter mit einem melancholischen Ausdruck wie aus Un-

zufriedenheit, daß ihr Mann es noch nicht weiter gebracht hat — und doch, wenn sie sich nur erinnern wollte, daß ihre Frau Mutter in Sevilla auf öffentlichem Markte Feigen verkauft hat, so müßte sie ja ganz schwindelich im Kopfe werden und sich mit beiden Händen an der Portechaise festhalten. Aber freilich, von ihrer Grandmama pflegt sie nicht zu sprechen, gerade wie Monsieur nicht von seinen Eltern zu sprechen pflegt. In der That, mein theurer Ranudo, ich könnte gleich vor Aerger platzen, so oft in an diese Sorte denke.

Don Ranudo. Ei was, mein Schatz, Sie müssen sich darüber nicht so sehr ärgern, es ist ja nicht der Mühe werth.

Donna Olympia. Wenn sie blos einmal die Frechheit hätten und wollten mir die Visite machen, sie sollten mir, weiß Gott, eine ganze Stunde im Vorzimmer warten, das sage ich und darauf schwöre ich. Was will das —

Don Ranudo. Hilf Himmel, wird der gnädigen Frau übel? Sie wird wahrhaftig ohnmächtig; hätte ich doch nur rasch etwas zu riechen! Hier, riecht an das Stückchen Käse, vielleicht wird es davon besser. Ah, das nenne ich noch adeliges Gefühl! (Sie kommt wieder zu sich.)

Donna Olympia. Eine ganze Stunde, sag' ich, Don Ranudo, sollte sie im Vorzimmer warten, das wäre gerade gut für sie, ich achte sie nicht so viel wie das Stück Käse, das Ihr da in der Hand habt.

(Mit diesen Worten nimmt sie ihm den Käse aus der Hand und ißt ihn auf.)

Achte Scene.

Pedro. Die Vorigen.

Pedro. Na nun ist der Teufel los! Da sind die Gläubiger mit dem Gerichtsdiener, die wollen Execution vollstrecken und tragen alles fort, was sie finden.

Don Ranudo. Wo sind sie?

Pedro. Die grüne Stube haben sie schon erbrochen.

Don Ranudo. Komm, laß uns gehen.

Neunte Scene.

Gerichtsdiener. Die Vorigen.

Gerichtsdiener (mit einer tiefen Verbeugung). Ich bitte die gnädige Herrschaft allerunterthänigst um Verzeihung, daß ich hier in solchem unangenehmen Auftrag erscheine; ich bin nur ein geringer Diener, der bei Verlust seines Amtes thun muß, was die Obrigkeit befiehlt.

Don Ranudo. Zu welchem Ende hat man Ihn hergeschickt?

Gerichtsdiener. Ich bin angewiesen, eine allerunterthänigste Execution bei Dero Gnaden zu vollstrecken und kraft des vor vierzehn Tagen ergangenen Urtheils alles fortzunehmen, was ich in Dero hochadeligem Hause finde, selbst auch die hochadeligen Kleider nicht ausgenommen, die Ihro Gnaden auf dem Leibe tragen.

Don Ranudo. Ich hoffe doch, daß Ihr ein wenig anders mit mir umgehen werdet als mit einem gemeinen Bürger.

Gerichtsdiener. Das wird wol nicht angehen; wo es sich um Geldsachen handelt, macht das Gesetz leider keinen Unterschied zwischen den Leuten.

Don Ranudo. Seht Euch wohl vor, was Ihr thut, Monsieur.

Gerichtsdiener. Ich habe mich sehr wohl vorgesehen, die wenigen paar Möbel, die sich in den andern Zimmern befinden, habe ich bereits durch meine Leute in Beschlag genommen. Da das alles jedoch für die schuldigen Summen bei weitem nicht zureicht, so muß ich schon so frei sein, Hand an die Kleider zu legen, die Euer Gnaden auf dem Leibe haben, bitte jedoch allerunterthänigst, es ja nicht ungnädig aufzunehmen.

Don Ranudo. Kann so etwas auch gnädig aufgenommen werden? Ihr könnt mir gewiß keinen Grund angeben, solch ein Verfahren zu rechtfertigen?

Gerichtsdiener. Gründe anzugeben ist für diesmal keine Zeit. Im Uebrigeu werde ich mit der größten Schonung ver-

fahren und dem gnädigen Herrn, mit Rücksicht auf Dero hohen Stand, die Unterhosen lassen.

Don Ranudo. Das ist eine erstaunliche Höflichkeit, das muß ich bekennen!

Gerichtsdiener. Ei ja, ich weiß was jedem gebührt.

(Zieht ihm den Rock ab, indem er drei tiefe Verbeugungen dabei macht.)

Don Ranudo. O Himmel, in welchen Zeiten leben wir!

Gerichtsdiener. Nun muß ich mich mit demselben Anliegen auch an die gnädige Frau wenden.

Donna Olympia. Das kann den Hals kosten, Hand an eine Dame zu legen, wie ich bin, bedenkt das wohl!

Gerichtsdiener. Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich aufs Aeußerste darüber betrübt bin, diese Execution vollstrecken zu müssen; allein ich bin lediglich das unschuldige Werkzeug, dessen die Obrigkeit sich bedient.

Donna Olympia. Dann sagt dem Magistrat nur, daß er dafür exemplarisch bestraft werden soll.

Gerichtsdiener. Werde unterthänigst alles bestellen, was die gnädige Frau befiehlt; jetzt aber muß ich mir die Freiheit nehmen und muß mich als Abrechnung auf die Schuld ihrer Kleider bemächtigen.

(Zieht ihr das Kleid ab, indem er der gnädigen Frau dabei die Schürze küßt.)

Donna Olympia. Ach Himmel, ich sterbe vor Scham!

Don Ranudo (mit seiner Tabaksdose in der Hand). Ei, Madame, wir wollen das mit Verachtung behandeln, um zu zeigen, daß unsere Denkweise nicht minder hoch ist als unsere Geburt. — Monsieur, wir nehmen Ihm das in der That nicht übel, seht da, will Er eine Prise?

Gerichtsdiener. Dürfte ich wol fragen, ob die Dose dem gnädigen Herrn gehört?

Don Ranudo. Ja wem denn sonst?

Gerichtsdiener. Dann muß der gnädige Herr entschuldigen, wenn ich sie ebenfalls auf Abrechnung mitnehme.

(Don Ranudo geht mit gesenktem Kopf und brummt ein Lied in den Bart.)

Weiter, wie ich sehe, ist hier nichts; haben Ihro Gnaden sonst noch was zu befehlen? (Macht drei tiefe Verbeugungen und geht ab.)

Pedro. Die Dose hätte der gnädige Herr wol noch retten können.

Don Ranudo. Es hat nichts zu sagen, Pedro, laß uns hineingehen.

Pedro. Das war ein verteufelter Kerl! der versteht sich darauf, Einem mit der höflichsten Manier das Fell vom Leibe zu ziehen. Aber ich merke schon, er ist noch nicht weg, er wird wol die übrigen Zimmer auch noch durchschnüffeln; da muß ich nur laufen und mein bischen Armuth auf die Seite bringen.

Vierter Akt.

Erste Scene.

Leonora. Isabella.

Leonora. Nun, Madame, was meint Euer Bruder Gonzalo zu diesem Vorschlag?

Isabella. Es gefällt ihm ganz wohl, und auch mir scheint dieser Weg offenbar der sicherste.

Leonora. Er soll sich für den Sohn eines Königs aus Mohrenland ausgeben und soll sich nennen: Caspar Melchior Balthasar Ariel Theophrastus Bombastus, Prinz von Aethiopien,

Isabella. Das ist ein prächtiger Name; schon allein der Name Bombastus gefällt, glaube ich, Deiner Herrschaft so gut, daß sie ihm Donna Maria zur Frau geben. Aber ist es nicht ein wenig gar zu auffallend, sich für einen äthiopischen Prinzen auszugeben? Der Einfall erscheint mir etwas gar zu verwegen, selbst auf dem Theater würde man ihn nicht ertragen. Nimmt man ja doch schon in dem „Bürger als Edelmann" Anstoß daran, daß ein Kaufmann sich aufbinden läßt, der Sohn des türkischen Kaisers wäre nach Paris gekommen, um seine Tochter zu heirathen.

Leonora. Nein, Madame, so ungereimt die Erfindung in jener Komödie ist, so leicht läßt sie sich hier ins Werk setzen. Denn einem Kaufmann weiß zu machen, des türkischen Kaisers Sohn mitsammt dem Großmufti und der übrigen Geistlichkeit käme tief nach Europa hinein gereist, blos um sich mit einer unbekannten Pariser Bürgerstochter zu verheirathen, das ist aller-

dings eine Erfindung, gerade so keck wie jener war, der sich für den Gesandten des Kaisers im Monde ausgab, um eine Heirath zwischen seiner kaiserlichen Majestät und einer Doctorstochter zu Stande zu bringen. In diesem Falle dagegen kommt ein christlicher Prinz aus Afrika nach Spanien, unter dem Vorgeben, als ob er die römische Religion angenommen, der viele vornehme Herren in Aethiopien zugethan sind, und als ob er sich um deswillen nur mit einer der vornehmsten Familien in Spanien zu verschwägern sucht, als wofür er die Familie der Colibrados hält. Darin ist also nichts, was einen Scrupel machen könnte, ausgenommen, daß er schwarz ist. Indessen das ist ja ein Punkt, der allein die Braut angeht. Im Uebrigen wißt Ihr ja, daß in ganz Spanien keine Familie ist, auf welche meine Herrschaft nicht mit Geringschätzung herabblickt.

Zweite Scene.

Pedro. Die Vorigen.

Pedro. Hei, Leonora!

Leonora. Was giebt es denn?

Pedro. Mach' schnell, Du sollst herein kommen und versiegelt werden mitsammt den übrigen Möbeln im Hause.

Leonora. Versiegelt werden, was soll das heißen?

Pedro. Das heißt: es soll Euch ein Stempel aufgedrückt werden. Das war ein Spectakel im Hause, nicht ein Schrank ist da, den die Gläubiger nicht haben versiegeln lassen; alles, was nicht niet- und nagelfest, haben sie mitgenommen, selbst die Kleider, die der gnädige Herr und die gnädige Frau auf dem Leibe trugen.

Leonora. Na, das soll ihnen schön bekommen; die Kleider, die ich habe, sind sämmtlich mein Eigenthum, auch habe ich sie besessen, ehe ich hier ins Haus kam.

Pedro. Das hilft dabei nichts, ich machte denselben Einwand, wurde jedoch abgewiesen; der Gerichtsdiener ging mit

seinen sämmtlichen Hoppheichen ab, und tröstete mich damit, daß ich ja Regreß an meine Herrschaft nehmen könnte.

Leonora. Allerdings, das war ein schöner Trost.

Pedro. Auch nach dem Kammermädchen fragten sie, ich war jedoch so ehrlich und sagte, sie wäre nicht zu Hause, bat auch, sie möchten sich nur ein Stündchen gedulden, sie würde gleich wieder kommen.

Leonora. Nein, sieh einmal, was der ehrlich ist!

Pedro. Eure Hoppheichen würden sie wahrhaftig auch nicht verschont haben, wenn ich mich anders auf das Rechtswesen verstehe.

Leonora. Ich habe nichts, was das Einschließen verlohnt, meinetwegen mögen sie nehmen, was sie finden. Aber was sagen der gnädige Herr und die gnädige Frau dazu?

Pedro. Sie sind noch gerade so hoffärtig wie vorher, obschon sie kaum noch ihre Blöße decken können; im ganzen Hause ist, so viel ich weiß, nichts mehr zu finden, womit der gnädige Herr seinen armseligen Leichnam bedecken kann, als ein alter Trauermantel.

Leonora. Ach, da tritt einem doch das Wasser in die Augen, so was hören zu müssen!

Isabella. Nur Geduld, Leonora, es wird bald besser werden.

Pedro. Wie soll das besser werden? Wie soll das besser werden?

Isabella. Aber Du weißt ja doch, was wir miteinander verabredet haben. Doch da kommt Gusman.

Dritte Scene.

Gusman. Die Vorigen.

Gusman (für sich). Hol' Euch der Henker, Ihr Vogel Greifs, wie Ihr da gebacken seid! Wollt Ihr mir etwa das Fell über die Ohren ziehen? Das nützt Euch ja doch nichts. Oder wollt Ihr meine Kleider nehmen? Die sind ja keinen Heller werth. Wollt

Ihr mir etwa meinen Pagentitel abpfänden? Das wäre mir gerade recht, so käme ich doch vielleicht bei honneten Leuten als Bratenwender unter. Aber es wird Euch schon noch zu Hause kommen, Ihr Gripomenesse, wie Ihr mit der Herrschaft umgegangen seid! Erst nahmen sie alles, was im Hause zu finden war, und hinterdrein verhöhnten sie die Herrschaft noch. Erst nahmen sie dem gnädigen Herrn den Hut vom Kopfe, dann den Rock, dann, mit Respect zu sagen, das Halstuch, so daß ihm endlich nichts übrig geblieben als ein Trauermantel. Kurz zu sagen: im ganzen Hause ist nichts mehr vorhanden, womit der gnädige Herr seinen Leichnam bedecken könnte, als blos ein Trauermantel, und in dem sieht er aus schlimmer als der Teufel. Aber der Sinn steht ihm bei alledem noch ebenso hoch wie früher; denn er sagte zu mir: Sieh her, Gusman, in all dem Unglück habe ich doch meinen Stammbaum gerettet.

Leonora. Sieh da, Gusman, was giebt es Neues?

Gusman. Allerdings wird es wol Neues geben müssen, da ja das Alte alles rein weg ist. Doch da kommt die gnädige Frau.

Isabella. So will ich mich nur entfernen. (Ab.)

Vierte Scene.

Donna Olympia. Leonora. Pedro. Gusman.

Donna Olympia. Ach, ich sterbe vor Kummer! O Unverschämtheit sonder Gleichen! Rache muß ich haben und wenn es mich mein ganzes Vermögen kosten sollte!

Gusman (bei Seite). Ja, das ist ja aber schon lange flöten.

Donna Olympia. Sowie ich blos daran denke, kocht mir das adelige Blut in sämmtlichen Adern!

Pedro (bei Seite). Na, dann kocht doch wenigstens etwas im Hause, in der Küche hat es schon lange nicht mehr gekocht.

Donna Olympia. Ach, ich platze!

Pedro (bei Seite). Aber gewiß nicht von zu vielem Essen.

Donna Olympia. Hat das Pack denn nur ganz vergessen, wer ich bin?

Pedro (bei Seite). Nein, das ist ja eben das Unglück, daß sie uns nicht vergessen haben; sonst hätten wir doch das Wenige behalten, das noch übrig war.

Donna Olympia. Aber wo nur meine Leute sein mögen, ich muß mit ihnen überlegen, was anfangen.

Leonora. Hier sind wir alle zusammen; was hat die gnädige Frau zu befehlen?

Donna Olympia. Ach, Leonora, Du bist mir von jeher eine treue Dienerin gewesen.

Leonora. Ich habe jederzeit nur meine Pflicht gethan.

Donna Olympia. Ach, Leonora, weißt Du auch, was für eine Beschimpfung mir widerfahren ist?

Leonora. Nur allzu gut, leider!

Donna Olympia. Aber wie wird so etwas nur so bald ruchbar?

Leonora. Wie sollte so etwas nicht ruchbar werden? Wir sind ja alle im Hause in derselben Verdammniß.

Donna Olympia. Was für treue Diener, so an dem Schimpf ihrer Herrschaft Theil zu nehmen!

Leonora. Der Schimpf ließe sich noch ertragen, aber der Schaden.

Donna Olympia. So kannst Du unmöglich wissen, was uns begegnet ist!

Leonora. O gewiß weiß ich, der Gerichtsdiener hat —

Donna Olympia. Ei, das ist noch gar nichts! Nein, uns ist noch etwas ganz anderes widerfahren, das noch weit schlimmer ist. Kaum, daß der Gerichtsdiener fort war, kam ein Kammermädchen geradewegs in mein Zimmer, ohne sich melden zu lassen, und sagte folgende spöttische Worte: Ein Compliment von meiner Herrschaft, sie nähme herzlichen Antheil an der Unannehmlichkeit, welche uns betroffen, und bäte, die gnädige Frau wollte doch dies seidene Kleid nicht zurückweisen, es wäre erst zweimal getragen. — Aber nein, die Wuth erstickt mir die Stimme! (Ab.)

Fünfte Scene.

Don Ranudo, im schwarzen Trauermantel. **Leonora. Pedro.**

(Wie die beiden letzteren ihn sehen, fallen sie auf die Kniee und bekreuzigen sich.)

Don Ranudo. Ei, nicht doch, Kinderchen, das ist der Demuth zu viel, ich bin ja doch kein Heiliger, ein hochgeborner Edelmann bin ich allerdings, aber immerhin ein Mensch.

Pedro. Ach, seid Ihr es, gnädiger Herr?

Don Ranudo. Nun, das siehst Du ja, steh' nur auf, ich verlange eine derartige Verehrung von meinen Dienstleuten nicht.

Pedro. Aber es ist auch, weiß Gott, nicht aus Demuth geschehen, sondern weil ich dachte, der gnädige Herr wäre ein Gespenst.

Don Ranudo. Ja freilich, das macht der schlechte Mantel, den ich umhabe. Indessen so wahr ich Don Ranudo de Colibrados heiße, so soll das nicht ungerächt bleiben, was mir heute passirt ist, sondern meine Gläubiger sollen vernichtet werden, sammt ihren Frauen und Kindern. Was meinst Du wol, wenn das angezeigt wird, ob die Uebelthäter nicht an Vermögen und Gütern bestraft, der gesammten Stadt aber ihre Privilegien entzogen werden?

Pedro. Ach, gnädiger Herr, nur die Stadt bitte ich zu verschonen, was können andere ehrliche Leute dafür?

Don Ranudo. In solchen Fällen leidet der Unschuldige mit dem Schuldigen.

Pedro. Aber wenn solch ein vornehmer Mann, wie der gnädige Herr, eine Fürbitte für die Stadt einlegt, so wird sie gewiß verschont.

Don Ranudo. Gut, Pedro, wenn es so weit ist, so werde ich sehen, was sich thun läßt.

Pedro. Ich danke dem gnädigen Herrn im Namen der Stadt.

Don Ranudo. Aber was war das für ein Frauenzimmer, das hier eben weglief?

Pedro. Das war das Kammermädchen bei dem Prinzen, der hier angelangt ist.

Don Ranudo. Wie nennt sich der Herr?

Leonora. Er nennt sich Melchior Caspar Balthasar Theophrastus Bombastus Uriel David Georgius, Prinz von Aethiopien.

Don Ranudo. Alle Wetter! Aber woher kennt ihn das Kammermädchen?

Leonora. Ihre Herrschaft, nämlich die Mutter des gedachten Herrn und Schwester des Kaisers, will nicht haben, daß sie mit Dienstboten aus andern Häusern umgeht als allein aus unserm, und deshalb machte sie mir die Visite.

Don Ranudo. Das gefällt mir, die Leute wissen, merke ich, was sich schickt; denn, die Wahrheit zu sagen, ist im Uebrigen in der That in der ganzen Stadt nicht eine Familie, mit der man umgehen kann.

Leonora. So viel ich merke, ist jedoch noch etwas anderes dabei im Spiel. Wie das Kammermädchen nämlich zu verstehen gab, ist mehrgedachter Prinz lediglich zu dem Ende hergekommen, um sich mit uns näher zu verbinden und unser Fräulein zu heirathen. Er ist nicht allein ein sehr mächtiger, sondern auch ein höchst christlicher Prinz, was Ihr schon daraus merken könnt, daß er nach den heiligen drei Königen getauft ist.

Don Ranudo. Wäre es möglich, Leonora? Ruf' schnell die gnädige Frau, damit sie es ebenfalls erfährt!

Sechste Scene.

Donna Olympia. Die Vorigen.

Donna Olympia. Ach, Don Ranudo, ich schäme mich, in dieser bürgerlichen Tracht mich sehen zu lassen.

Leonora (bei Seite). Das ist meiner Treu ein altes Kleid von mir, das die gnädige Frau an hat.

Don Ranudo. Nur gemach, Donna Olympia! Soeben ist ein mächtiger Prinz angekommen, der mit unserer Familie in Verbindung treten will.

Donna Olympia. Vermuthlich einer von den neu creirten Prinzen?

Don Ranudo. Im Gegentheil, einer der ältesten in der Welt. Er stammt geradewegs von der Königin von Saba; es ist ein äthiopischer Prinz, Leonora weiß den Namen.

Leonora. Er heißt Melchior Caspar Balthasar Theophrastus Bombastus Uriel David Georgius.

Donna Olympia. Ist es möglich?!

Leonora. Ich glaube ganz sicher, er macht noch heute Visite bei uns. Nur Eines macht mich besorgt: das gnädige Fräulein wird ihn nicht mögen, weil er nämlich schwarz ist.

Donna Olympia. Das hat nichts zu sagen, wenn er nur von richtigem alten Adel ist. O welch ein Glück!

Don Ranudo. Aber ich kann doch nicht einen solchen Herrn in diesem Aufzuge empfangen. Höre, Pedro, hier ist ein fremder Prinz angekommen, der unsere Tochter zur Ehe begehrt, und zwar ein Prinz aus Mohrenland.

Pedro. Pfui, will der gnädige Herr sein Fräulein Tochter einem Tartaren an den Hals werfen?

Don Ranudo. Das will nun weiter nichts helfen, sie kommt dadurch in einen ganz vornehmen Stand. Aber wo soll ich einen Anzug herbekommen?

Pedro. Nur ein klein wenig Geduld, gnädigster Herr, ich werde augenblicks einen Anzug schaffen, ich werde ihn auf meinen Namen borgen.

Don Ranudo. Aber nur hübsch schnell, lieber Pedro!

Pedro. Ich bin im Augenblick wieder da. (Geht ab.)

Don Ranudo. Aber was klopft da an der Thüre?

Donna Olympia. Lauf', Leonora, und sieh zu, was es ist.

Leonora. Ach, der Dolmetscher des Prinzen ist draußen und wünscht die gnädige Herrschaft zu sprechen.

Don Ranudo. Ach, ist es möglich?! Was sollen wir nun anfangen? Ihr müßt sagen, Leonora, wir wären nicht zu Hause.

Donna Olympia. Nein, wahrhaftig, das geht nicht, den

Boten eines solchen Herrn darf man nicht vor den Kopf stoßen, wir müssen etwas anderes ausdenken.

Don Ranudo. Aber hier ist nichts auszudenken, ich kann mich doch in diesem Anzug nicht sehen lassen?

Leonora. Mir fällt etwas ein, das kann uns vielleicht doch noch helfen: der gnädige Herr muß sich krank stellen und sagen, der Doctor hätte ihm gerathen, solchen Mantel umzubinden, das wäre bei dieser Art Krankheit ein besonders kräftiges Heilmittel.

Don Ranudo. Nein, das geht nicht.

Leonora. Oder noch etwas anderes: der gnädige Herr kann sich ja stellen, als ob er seinen Leib kasteiete, um Pönitenz zu thun, und da hätte er diesen Mantel daher aus lauter Frömmigkeit angezogen.

Don Ranudo. Ja, das geht, Leonora, laß ihn nur sofort hereinkommen.

Siebente Scene.

Der Dolmetsch. Die Vorigen.

Leonora. Der Herr wolle sich nicht verwundern über die Situation, in welcher er meine gnädige Herrschaft findet. Mein gnädiger Herr, Don Ranudo, ist nicht nur der vornehmste Mann in der Stadt, sondern auch der frömmste; nach König Nabuchodonosors Vorgang hat er sich dermaßen gedemüthigt, daß er einem wilden Thiere ähnlicher sieht als einem Menschen und hat sich vorgesetzt, seiner Sünden halber seinen Leib volle vierzehn Tage lang zu kasteien. Anfangs beschloß er barfuß zu gehen, doch schien ihm diese Art der Buße nicht hinreichend, so daß er endlich die wahrhaft königliche Resolution faßte, sich eben so tief zu erniedrigen wie einst Sanct Nabuchodonosor, von dem er übrigens, so viel mir bekannt, selbst abstammt. Seine Familie ist nämlich beinahe die älteste in ganz Spanien. Eigentlich wollte er auch auf allen Vieren kriechen, wie Nabuchodonosor, doch haben wir ihn sämmtlich durch kniefälliges Bitten und Seufzen und Weinen davon abgebracht. Und auch das würde

uns nicht gelungen sein, hätte nicht der Erzbischof selbst nebst der gesammten Clerisei ihn durch eine Deputation ermahnen lassen, seinen frommen Eifer ein wenig zu mäßigen.

Der Dolmetsch. Ach, Don Ranudo, es giebt also, wie ich merke, nicht nur große Helden in der Colibradosschen Familie, sondern auch große Heilige.

Don Ranudo. O nein, mein Freund, davon bin ich sehr weit entfernt, mich für einen Heiligen auszugeben, ich bin im Gegentheil überzeugt, daß ich der größte Sünder bin und daß, wenn meine Buße meinem Verbrechen gleich kommen sollte, diese Züchtigung noch lange nicht hinreichend wäre.

Der Dolmetsch. Gerade an diesem Bekenntniß, Don Ranudo, erkennt man den Heiligen; denn sowie ein Heiliger erst selbst daran glaubt, daß er ein Heiliger ist, so ist er kein Heiliger mehr. Aber wo ist Donna Olympia, Dero Frau Gemahlin?

Don Ranudo. Dort steht sie in der Gestalt einer gemeinen Bürgersfrau, in eben der Erniedrigung, in der wir beschlossen haben, volle vierzehn Tage zu verharren.

Der Dolmetsch. Ich darf darüber nicht streiten, vielleicht ist irgend eine außerordentliche Missethat die Veranlassung zu dieser außerordentlichen Buße.

Don Ranudo. Ich hatte vorgestern einen häßlichen, unanständigen Traum, ich beging im Schlaf eine vollständige Sünde, und das ist der Grund, weshalb ich mich dieser Buße unterwerfe.

Der Dolmetsch. Ah, dafür allein schon verdient Ihr heilig gesprochen zu werden. Im Uebrigen bin ich hierher gekommen, Euer Wohlgeboren anzuzeigen, daß der hochgeborene Prinz von Abyssinien, mein gnädiger Herr, in hiesiger Stadt angekommen ist. Doch ist dies weder mein einziger, noch mein vornehmster Auftrag, vielmehr erschien ich hier hauptsächlich, eine Allianz zwischen Dero hohen Häusern in Vorschlag zu bringen und Dero werthe Tochter, Fräulein Maria, für meinen gnädigen Herrn zur Ehe zu begehren.

Don Ranudo. Ein recht ehrenvoller Antrag. Allein dürfte ich Seine Excellenz wol fragen, wie der Prinz auf diesen Gedanken gekommen ist?

Der Dolmetsch. Die Veranlassung, um Dero willen Seine Durchlaucht sich auf eine so weite Reise begeben haben, ist diese: in Aethiopien oder Abyssinien sind zwar der Kaiser sowol wie die Unterthanen Christen, allein in einigen Punkten weichen sie doch von dem Lehrbegriff der römischen Kirche ab. Und aus diesem Grunde sind auch zahlreiche portugiesische Jesuiten hingeschickt worden, um Abyssinien dem römischen Stuhle wieder zu gewinnen. Durch die Vorstellungen und Predigten dieser Jesuiten ist mein gnädiger Herr nun dermaßen gerührt und überzeugt worden, daß er unter den Jesuiten selbst für einen durchaus rechtgläubigen Katholiken gilt. Auch seinem Oheim, dem Kaiser, ist dieser Umstand gar wol bekannt, doch läßt er ihm nicht nur, wie allen Uebrigen, volle Gewissensfreiheit, sondern er hat ihm auch gestattet, sich nach Belieben eine hochadlige Dame aus Spanien oder Italien auszusuchen. Zu diesem Ende hat er mich, Jago de las Cores, seinen vornehmsten Dolmetsch und einen gebornen Spanier, um Rath gefragt und hat sich bei mir nach den vornehmsten spanischen Familien erkundigt, unter denen ich Seine Durchlaucht denn sofort auf das Colibradossche Haus aufmerksam gemacht habe, als das erste und älteste katholische Haus in Spanien und somit in ganz Europa. Nur bei uns in Abyssinien sind allerdings Familien, die bedeutend älter sind; der Stammbaum Seiner Durchlaucht geht Mann für Mann bis auf die Königin von Saba zurück, seine ersten christlichen Ahnen aber waren die heiligen drei Könige.

Don Ranudo. So weit freilich reicht mein Stammbaum nicht.

Leonora. Das kann Euer Wohlgeboren nicht wissen: verschiedene gelehrte Männer habe ich bereits so unter der Hand davon sprechen hören, daß die Colibradosse in gerader Linie von einem Sohn Noahs herkommen mit Namen Sem, Ham und Japhet.

Don Ranudo. Das ist auch gar nicht unwahrscheinlich; schade nur, daß es in alten Zeiten nicht gehörig aufgezeichnet worden ist.

Der Dolmetsch. Das Einzige, was Dero Wohlgeboren vielleicht abhalten könnte, meinem gnädigen Herrn Dero Tochter zu geben, ist, daß Seine Gnaden gerade so schwarz sind wie die Mohren überhaupt.

Don Ranudo. Das hat nichts zu sagen, die Spanier haben ja auch einen kleinen Stich ins Schwärzliche.

Der Dolmetsch. Ich habe ebenfalls keinen Anstand genommen, eine Eingeborene zu heirathen, nämlich die Helicon Comtra, dermalen Oberleibwaschfrau des Kaisers, ein Amt, das in Abyssinien nur stets die allervornehmsten Damen bekleiden. Euer Wohlgeboren weiß ja, jedes Land hat so seine eigenen Manieren. Das Befremdlichste indessen, das Einem in Abyssinien aufstößt, ist doch die Sprache, die nicht sowol eine Sprache ist als ein Gesang. Als zum Exempel: spreche ich das Wort Tahunki im Baß aus, so bedeutet es einen Tisch; eine Terz höher „Tahunki" bedeutet es einen Berg; noch einen Ton höher „Tahunki" bedeutet es eine Kirche und endlich noch einen Ton höher „Tahunki" bedeutet es einen Elephanten.

Don Ranudo. Alle Wetter, die Sprache lernt meine Tochter im Leben nicht.

Der Dolmetsch. Binnen hier und einem Jahre wird sie dieselbe so geläufig sprechen wie eine eingeborene Abyssinierin.

Don Ranudo. Ich fürchte nur, meine Tochter wird die große Hitze nicht vertragen können, die in Abyssinien herrscht.

Der Dolmetsch. Ei, in der kaiserlichen Residenz ist ein ganz temperirtes Klima. Aber unter dem Volke, da giebt es allerdings welche, die unter der Linie wohnen, und da ist es denn freilich so heiß, daß man Schwefelfaden an ihnen anzünden kann; ja wenn sie ihr Essen kochen wollen, so brauchen sie blos aufs Holz zu niesen, da haben sie sofort Feuer.

Don Ranudo. Wunderbar!

Der Dolmetsch. Ja allerdings, die Natur ist sehr wunderbar. Auf Eines aber muß ich noch aufmerksam machen, nämlich, daß der gnädige Herr, wenn der abyssinische Prinz zu ihm kommt, die Güte hat, das Haupt zu entblößen und die erste Verbeugung zu machen, das ist eine Ehrenbezeigung, die er von allen Unterthanen fremder Fürsten fordert, welche nicht selbst aus königlichem Blute stammen.

Don Ranudo. Nein, dazu entschließe ich mich nimmermehr! Was? Ein Colibrados, ein Grand d'Espagne, der das

Privilegium hat, bedeckten Hauptes mit dem König von Spanien selbst zu sprechen, sollte vor einem fremden Prinzen den Hut abnehmen?

Leonora (bei Seite). Das ist doch um die Schwerenoth zu kriegen! Aber es ist echt spanisch; er ist so arm, daß er weder Mütze, noch Hut hat, und doch weigert er sich, sein Haupt zu entblößen.

Der Dolmetsch. Dann wird aus der Sache freilich nichts werden können; es ist dies die einzige Bedingung, unter welcher Seine Gnaden sich zu einer Zusammenkunft herbeiläßt.

Don Ranudo. Ich bedaure, daß aus solcher ansehnlichen Heirath nichts werden soll, will jedoch lieber vor Armuth sterben, als irgend etwas thun, was der Hoheit meines Ranges zum Präjudiz gereichen könnte.

Leonora (bei Seite). Wie gesagt, echt spanisch!

Donna Olympia. Und wenn Don Ranudo sich dazu überreden ließe, so würde ich sofort auf Scheidung von Tisch und Bett antragen.

Don Ranudo. Wieder ein Ausspruch, der mit goldenen Buchstaben über die Thüre unseres Vorsaales geschrieben zu werden verdient.

Leonora (bei Seite). Ja richtig, mit gewissen andern Buchstaben an einem gewissen andern Flecke.

Der Dolmetsch. So sehe ich denn wol, daß Seine Gnaden unverrichteter Sache wird abreisen müssen.

Don Ranudo. Das bedaure ich, kann mich aber nicht dazu entschließen, und wenn ich mich damit vom Tode erretten könnte.

Donna Olympia. Mit der Muttermilch haben wir das Bewußtsein unseres Standes eingesogen.

Leonora (bei Seite). In der That, erzspanisch!

Don Ranudo. Lieber mag meine Tochter ins Kloster gehen.

Leonora (bei Seite). Und ihr beide in den Narrenthurm.

Der Dolmetsch. So muß ich mich denn empfehlen und die abschlägige Antwort Seiner Durchlaucht hinterbringen. (Ab.)

Don Ranudo. Nun, Leonora, was sagst Du nun? Wissen wir nicht für unsere Ehre gut zu stehen?

Leonora. Ja allerdings, so gut steht Ihr, daß Ihr sie mit Füßen tretet. Denn was die Herrschaft Ehre und schuldigen Respect nennt, das rechnen Andere vielmehr für unauslöschlichen Spott, Schimpf und Schande. Dieser Hochmuth geht wirklich zu weit, eine ganze Komödie könnte man davon schreiben. Das Schönste dabei ist, daß der gnädige Herr gar keinen Hut hat.

Don Ranudo. Höre, Leonora, um Deiner langjährigen treuen Dienste willen muß man Dir schon etwas durch die Finger sehen.

Leonora. Das Reden müssen Euer Gnaden mir schon frei lassen, denn seit vier Jahren bekomme ich geringe Kost und keinen Lohn.

Achte Scene.

Pedro. Die Vorigen.

Pedro. Hier ist ein Rock, gnädiger Herr, ich habe aber heilig versprechen müssen, ihn binnen hier und drei Tagen wiederzubringen.

Don Ranudo. Ja nun ist das zu spät, des Prinzen Dolmetsch war hier, ist aber unverrichteter Sache wieder fortgegangen, so daß aus der Partie nichts wird.

Donna Olympia. Es wird vielleicht doch noch was; wir können nicht wissen, ob der Prinz nicht von seinen Prätensionen absteht und noch einmal herschickt. Laßt uns unterdessen fortgehen. (Sie gehen fort.)

Pedro. Was ist denn der Grund, Leonora, daß die Herrschaft auf einmal anderen Sinnes geworden ist?

Leonora. Der gnädige Herr wollte sich ein- für allemal nicht entschließen, den Prinzen mit entblößtem Haupte zu empfangen.

Pedro. Aber was soll auch dieses närrische Verlangen?

Leonora. Damit sie ihn desto sicherer für einen Prinzen halten. Laß mich nur sorgen, es wird schon alles gut gehen. Der falsche Prinz kann seine Prätensionen ja jederzeit zurück-

nehmen. Aber hier kommt der gnädige Herr zurück, und zwar umgekleidet.

(Don Ranudo und Donna Olympia kommen zurück.)

Don Ranudo. Nein, wie groß unsere Armuth auch sei, so werde ich mich doch dazu niemals herbeilassen.

Donna Olympia. Ei was Armuth, das ist auch so ein Wort, das die gemeinen Leute im Munde führen; Leute von unserem Range sind niemals arm.

Pedro. Aber wenn die gnädige Herrschaft nun Hungers stürbe, wie sollte man das nun mit offenen ehrlichen Worten nennen?

Donna Olympia. Vor Hunger sterben ist noch nicht vor Armuth sterben, man nennt das vielmehr einen heroischen Tod, und edelgesinnte Herzen wählen denselben freiwillig, ehe sie sich erniedrigen.

Pedro. Ich fürchte nur, der gnädigen Herrschaft wird man aufs Grab schreiben: Hier ruhet Don Ranudo mit seiner hochgeborenen Frau Gemahlin; um der Armuth zu entgehen, starben sie vor Hunger. — Aber sieh da, da kommt der Abgesandte wieder!

Neunte Scene.

Der Dolmetsch. Die Vorigen.

Der Dolmetsch. Seine Durchlaucht, mein gnädigster Herr, fühlen sich durch Euer Wohlgeboren Widerstand nicht im mindesten beleidigt, im Gegentheil, sie bewundern diese Hochherzigkeit um so mehr und achten Euer Wohlgeboren um so höher, überlassen es auch Dero eigenem Ermessen, ob Sie ihm die verlangte Ehrenbezeigung erweisen wollen oder nicht.

Don Ranudo. Sintemalen der Prinz es nicht als ein Recht verlangt, so will ich mich aus freien Stücken dazu herbeilassen.

Donna Olympia. Wie?

Don Ranudo. Ja, Donna Olympia, wir können jedem selbst die größte Ehre gewähren, sobald sie uns nicht abgezwungen wird, das heißt dann blos Höflichkeit, nicht Schuldig-

keit. Aus der spanischen Chronik kann ich Euch beweisen, daß Einer unserer Ahnen, Don Sancho, den Hut abzog vor einem gemeinen Soldaten, der in der großen Feldschlacht bei Xeres de la Frontera acht Mohren niedergemacht hatte.

Der Dolmetsch. So gratulire ich Euer Wohlgeboren denn zu dieser großen und glänzenden Schwägerschaft und werde in Zeit einer Stunde die Ehre haben, Seine Durchlaucht mit Ihrem ganzen Gefolge herzuführen.

Fünfter Akt.

Erste Scene.

Leonora. Gusman.

Gusman. Aber, Leonora, was wird nur der verliebte Gonzalo dazu sagen, daß seine Liebste nach Mohrenland ziehen soll? Daß sie aus Gefängniß, Hunger und Armuth zu Hoheit und Wohlstand gelangt, freut mich allerdings aufrichtig, aber um Gonzalo's willen wäre es mir doch lieber, diese Partie zerschlüge sich.

Leonora. Nein, Gusman, diese Partie ist besser.

Gusman. Ich sehe schon, Du bist eine Wetterfahne und hast Deine Mucken wie alle Kammermädchen.

Leonora. Ei Thorheit! Wenn das gnädige Fräulein selbst ganz zufrieden damit ist —

Gusman. Aber hilf Himmel, wie kann sie sich nur entschließen, einen Schwarzen zu nehmen?!

Leonora. Es ist ein christlicher und tugendhafter Prinz aus einem gebildeten Lande, ich für meine Person bleibe bei dem Fräulein und begleite sie, wohin es ist.

Gusman. So begleite ich sie meiner Seele ebenfalls.

Leonora. Nun versteht sich!

Gusman. So bleiben wir also in demselben Dienst, und das ist mir höchst erwünscht. Denn ich liebe Dich, Leonora, und hänge an Dir wie der Doctor am Fieber; denkst Du wie ich, so können wir uns nur auf dem Fleck verloben, und in kürzester Zeit wirst Du meine Frau. Lange warten taugt uns

beiden nicht, und obenein habe ich noch meinen ganz besondern Grund, mich baldmöglichst zu verheirathen.

Leonora. Ei Du Tölpel, weißt Du auch, daß Du mit einer spanischen Jungfrau sprichst und weder in Frankreich, noch in Deutschland bist, wo man heute sagt: wollt ihr mich haben? und morgen Hochzeit hält, ja wo man schon vor der Hochzeit so bekannt mit einander wird, daß man sich in der Brautnacht nichts Neues mehr zu sagen hat? Willst Du Dir meine Liebe erwerben, so mußt Du es hübsch machen, wie es hier zu Lande Mode ist. Erst mußt Du ein ganzes Jahr umhergehen und seufzen und in Alteration gerathen, wenn Du mich siehst; von Zeit zu Zeit mußt Du auch den Anschein haben, als wolltest Du Dich aus Liebe aufhängen, ohne bei alledem merken zu lassen, wem das gilt, vielmehr muß ich das ganz von selbst errathen. Später darfst Du Dich dann auch bei mir in Gunst zu setzen suchen, indem Du unter meinem Kammerfenster Musik machst und verliebte Lieder singst; wenn ich Dich aber mit Scheltworten hinwegweise und Dir Wasser über den Kopf gieße, so mußt Du das ruhig ertragen. Demnächst mußt Du durch Geld den Beistand eines alten Weibes erkaufen, das eine gute Freundin von mir ist, damit es Dich gegen mich herausstreicht, auf bewegliche Weise die traurige Lage schildert, in die Deine Liebe Dich gebracht hat, und mir zuredet, aus Christenliebe Dein Leben dadurch zu fristen, daß ich Dich gnädig ansehe und von Zeit zu Zeit ein Gedicht von Dir annehme, das Du mit Deinem Blute geschrieben hast; sodann Geschenke von Dir anzunehmen, dann mit Dir durchs Fenster zu sprechen und endlich Dich in meine Kammer einzulassen.

Gusman. Du hast Recht, Leonora, so sollte es sein, aber die Zeit wartet nicht, und in weniger als fünfzig Jahren könnte ich mit diesen Weitläufigkeiten nicht zu Stande kommen; es fehlt blos noch, daß Du mir räthst, mich aus Liebe ernstlich aufzuhängen. Nein, Leonora, ich weiß, was besser ist und wie wir in aller Schleunigkeit ein Paar werden können, ohne gegen die Gebräuche des Landes zu verstoßen. Du mußt nur hübsch mal des Nachts Deine Kammerthüre offen lassen und mußt Dich

stellen, als ob Du im allertiefsten Schlafe lägest; dann schleiche ich mich hinein und beschlafe Dich. Dabei kannst Du immerhin um Hülfe rufen, aber nur nicht so laut, daß es Einer hören kann. Habe ich Dich dann auf diese Weise erobert, so folgt daraus ganz nothwendig, daß Du die Hochzeit beschleunigst, um Deine Ehre wieder zu erhalten, die ich Dir auf so betrügerische und gewaltsame Manier geraubt habe.

Leonora. Sei doch still, Gusman, mit solchem Gewäsche, ich sage es sonst wahrhaftig der Herrschaft, und da sollst Du dann Dein böses Maul schon büßen.

Gusman. Es war ja nur ein Vorschlag, Leonora, Du kannst ja noch immer thun, was Dir beliebt, und endlich thut mir das Heirathen ja auch noch nicht so sehr noth.

Leonora. Mir wahrhaftig auch nicht.

Gusman. Siehst Du, Leonora, da kommen wir ja doch zusammen. Aber hier ist Donna Maria, ich kann ihren Anblick nicht ertragen, das Herz im Leibe blutet mir, wenn ich denke, daß sie einen schwarzen Prinzen kriegen soll. Ich mache mich also davon. (Ab.)

Zweite Scene.

Donna Maria. Leonora. Pedro.

Donna Maria. Ach, Leonora, der Anschlag, den Du ersonnen, ist zwar unvergleichlich, dennoch fürchte ich, er wird entdeckt, bevor der Ehecontract noch unterzeichnet ist.

Leonora. Wenn wir uns nicht selbst verrathen, wird er schwerlich entdeckt. Deshalb habe ich auch dem Gusman nichts davon gesagt, er ist ein Schwachkopf und könnte uns verrathen.

Donna Maria. Aber ist das nicht ein Jammer, daß meine Eltern so blind vor Hochmuth sind, daß sie lieber Hungers sterben, als ihre Tochter einem ehrenwerthen Manne geben, der nicht nur das Vermögen, sondern auch den Willen hat, ihm wieder aufzuhelfen, blos weil sein Rang um eine Kleinigkeit geringer ist?

Leonora. Das ist der verfluchte Hochmuth, der hier zu Lande regiert. Daher kommt es auch, daß im Auslande spanisch so viel heißt wie hoffärtig.

Donna Maria. Nein, Leonora, die Landesart ist das nicht, das hieße unserer Nation Unrecht thun. Es ist allerdings richtig, daß es eine ganze Menge solcher Leute in Spanien giebt, doch darf man deshalb noch nicht einen Charakterzug der gesammten Nation daraus machen. Denn nichts ist in der That unbilliger, als nach dem Betragen Einzelner sich das Bild einer ganzen Nation entwerfen. Auf diese Weise geschieht es, daß eine und dieselbe Nation bald als gut, bald als schlecht dargestellt wird. Hat man das Glück, die kurze Zeit, die man im Lande ist, mit honneten Leuten in Berührung zu kommen, so heißt nachher das ganze Land honnet. Giebt es dagegen in der Gegend, wo man eingekehrt ist, stolze und hoffärtige Menschen, so werden bei der Rückkehr ganze Bücher davon geschrieben, daß das ganze Land voll Hoffart steckt. Wenn meine Eltern z. B. so thöricht sind, daß sie lieber vor Armuth sterben, als ihre Tochter in eine Familie verheirathen wollen, die nach ihrer Ansicht nicht ganz so vornehm ist wie sie selber, darf man darum wol das ganze Land dieses Lasters beschuldigen? Nein, das wäre unbillig; die meisten Menschen in der Stadt verdammen sie sogar deswegen und werden sich freuen, wenn unser Anschlag gelingt.

Pedro. Das gnädige Fräulein hat vollkommen Recht; auch beweist sie selbst ja durch ihr eignes Beispiel, daß keineswegs alle mit diesem Laster befleckt sind. Aber sieh da, da ist die gnädige Herrschaft.

Dritte Scene.

Don Ranudo. Donna Olympia. Donna Maria. Eugenia. Leonora. Pedro. Gusman.

Don Ranudo. Endlich, meine Tochter, hat der Himmel Dir einen Bräutigam bescheert, dessen Hand Du annehmen

kannst, ohne Deine Familie zu erniedrigen; der Gemahl und Herr, den ich Dir bestimmt habe, ist Theophrastus Bombastus, der große Prinz von Aethiopien.

Pedro. Alle Wetter, schon an dem einen Wort Bombastus hört man, was das für ein Mann sein muß!

Don Ranudo. Es ist gerade solch ein braver und tugendhafter Herr, wie die Prinzen von Aethiopien von jeher gewesen sind.

Pedro (bei Seite). Das hat nichts zu sagen, wenn er nur vornehm ist.

Don Ranudo. Auch soll er von wohlgefälligem Aeußern sein.

Pedro (bei Seite). Das thut ebenfalls nichts, und wenn er weder Nase, noch Ohren hätte, wenn er nur blos ein Prinz ist.

Don Ranudo. Er soll auch ein sehr reicher und mächtiger Prinz sein.

Pedro (bei Seite). Ei, der braucht keinen Reichthum, in dem einen Wort Bombastus steckt ja schon ein ganzes Vermögen.

Donna Maria. Ich danke meinen werthen Eltern für die Fürsorge, die sie für mich gehegt haben; denn allerdings ist es jederzeit mein Vorsatz gewesen, lieber ins Kloster zu gehen, als mich mit jemand von mittelmäßiger Herkunft zu vermählen.

Donna Olympia. Ach, Don Ranudo, dieser Ausspruch unserer Tochter sollte mit goldenen Buchstaben verzeichnet und als Inschrift über alle vornehmen Häuser gesetzt werden. Aber freilich, aus diesem Colibradosschen Stamme konnte nur ein solcher Sprößling erwachsen.

Leonora. Wäre das gnädige Fränlein auch geneigt gewesen, einen von mittelmäßiger Herkunft zu nehmen, so würde ich doch niemals meine Zustimmung dazu gegeben haben; lieber wäre ich gestorben, als daß ich so etwas mit angesehen hätte.

Don Ranudo. Du sollst Dank haben, Leonora, für Deinen Eifer; Du bist von jeher ein treues Mädchen gewesen, voll Ehrerbietung für Deine Herrschaft.

Pedro. Wahrhaftig, so lange ich den Kopf noch zwischen den Schultern trage, so lange hätte ich ebenfalls nicht zugegeben, daß unser gnädiges Fräulein einen Mann genommen hätte wie

diesen Gonzalo de las Minas, und wenn er noch reicher gewesen wäre, als er ist. Wie ich zuerst von dem Antrag hörte, den seine Schwester gethan, da habe ich mich doch auf mein Wort dermaßen geärgert, daß ich es noch nicht verwunden habe; noch jetzt sitzt mir davon so was im Rücken, das auch nicht für die Langeweile ist. Au, au, au! Das reißt mich jedesmal, so oft ich daran denke. War das nicht unverschämt, daß ein Kerl wie er sich unterfing, um ein Colibradossches Fräulein anzuhalten? Denkt er, meine gnädige Herrschaft ist so hinter das Geld her, daß sie sich so weit erniedrigte? Was bildet der Lump sich nur eigentlich ein? Hätte ich ihn zu packen gekriegt, umgebracht hätte ich ihn auf der Stelle! Nein, ehe ich das zugelassen hätte, hätte ich lieber das ganze Haus in Brand gesteckt und hätte alle zusammen verbrannt, den gnädigen Herrn, die gnädige Frau, das gnädige Fräulein und mich selbst.

Donna Olympia. Solche Diener verdienen solche Herrschaft, und solche Herrschaft verdient solche Diener.

Don Ranudo. Seine Worte gefallen mir, insofern ein ungewöhnlicher Eifer daraus hervorleuchtet. Im Uebrigen aber scheint es mir doch kein besonderes Verdienst, seine Herrschaft verbrennen zu wollen.

Pedro. Und doch würde die Asche der gnädigen Herrschaft, wenn sie hätte sprechen können, mir Dank dafür gesagt haben, es wäre ein heroischer Tod gewesen, und alle Welt würde gesagt haben: sie lebten heroisch und starben heroisch. Der Ruf, in dem man steht, ist ja doch das theuerste Kleinod in der Welt; ist das fort, was können Reichthum und Wohlleben nützen? — Das ist meine wahre Herzensmeinung, habe ich sonst anders gesprochen, so habe ich in Scherz gesprochen.

Don Ranudo. Gewiß, Pedro, auch ich bin überzeugt, daß, wenn Du zuweilen anders gesprochen, Du es allein gethan hast, um uns zu amüsiren.

Pedro. So ist es, auf mein Wort. Aber ein Hofnarr kann auch einmal ehrbar sein, und wenn es sich um den Respect handelt, den ich der gnädigen Herrschaft schuldig bin, so meine ich es immer im Ernste.

Don Ranudo (greift in die Tasche). Sieh da, Pedro, da hast Du einen Rosenobel, weil Du so brav gesprochen. Aber richtig, da fällt mir ja ein, daß ich nicht so viel Geld bei mir habe; Du behältst den Rosenobel aber gewiß zu Gute und sogar noch mehr als den.

Pedro (bei Seite). Der gnädige Herr hat vermuthlich keine Hosen an, sonst hätte ich ihn gewiß gleich gekriegt.

Don Ranudo. Bekommst Du ihn aber nicht, so sollst Du dafür etwas Besseres bekommen.

Pedro. Und was, gnädiger Herr?

Don Ranudo. Ich werde Sorge tragen, daß, wenn die Historie unseres Hauses geschrieben wird, was nächstens von einem unserer Clienten geschieht, auch Dein Name mit verdienter Auszeichnung darin genannt wird.

Pedro. Alle Wetter, was habe ich nun wol noch für Noth?! Aber seht da, da kommt der Prinz.

Gusman. Ach, wenn ich doch nun Aethiopisch könnte, ich hätte verschiedene Fragen an ihn zu richten. Ich habe mir so mancherlei von diesem Lande erzählen lassen, besonders von dem rothen Meere und dem großen Fluß Seine, der mitten hindurch fließt und voll Goldsand ist.

Don Ranudo. Ei, dummes Zeug, Du Narr, die Seine fließt ja bei Paris in Frankreich.

Gusman. Ich muß den gnädigen Herrn um Verzeihung bitten, ich habe mit diesen meinen eigenen Augen in einer Tragödie diese Woche gelesen: die Scene ist im Mohrenland. Aber hier ist er — ach, gnädiger Herr, der führt seinen Namen mit Recht, schon sein bloßer Anblick wirkt auf mich wie eine Bombe, so daß ich mich kaum auf den Beinen halten kann! Aber schickt sich das wol für den gnädigen Herrn, ihm entgegenzugehen?

Don Ranudo. Vollkommen. Aber allerdings ist es auch der einzige nichtregierende Herr, dem ich die Ehre erweise.

Pedro. Ich muß mir nur die Brille aufsetzen.

Gusman. Und ich ebenfalls. Nun, hoffe ich, wird die gnädige Herrschaft uns Revanche verschaffen an dem Gerichtsdiener, der uns auf so schmähliche Weise ausgeplündert hat.

Don Ranudo. Wer würde wol so niedrig sein, jetzt noch an dergleichen zu denken?

Gusman. Inzwischen aber bin ich doch das Wenige los, das ich hatte. Ich werde wahrhaftig Seine äthiopische Durchlaucht ersuchen, den Stadtvogt mitsammt Bürgermeister und Rath aufhängen zu lassen, wenn sie mir meine Sachen nicht wiederschaffen.

Don Ranudo. Du wirst schon für Deine Sachen entschädigt werden, auch ohne den Prinzen.

Gusman. Aber, gnädigster Herr —

Leonora. Ei, halt' den Mund, Gusman, denkst Du etwa, Aethiopien soll wegen Deiner Schuhe und Hosen Spanien den Krieg erklären? Jetzt ist nicht mehr die Zeit, von solchen Lumpereien zu sprechen. Aber was höre ich da für einen Lärm? Sieh da, da kommt wahrhaftig der Prinz in voller Procession!

Vierte Scene.

Der Prinz nebst Gefolge. Notarius. Die Vorigen.

Der Prinz zieht in Procession herein mit seinem ganzen Gefolge, welches aus lauter Mohren besteht. Während der Zug dreimal um die Bühne geht, wird eine wunderliche Musik aufgeführt. Der Zug ist folgendermaßen geordnet: 1) Trägt einer ein Käftchen mit Geschenken. 2) Einer mit einer Tabakspfeife, so lang wie ein Spieß. 3) Der Prinz mit einem Hofnarren, der mit Schellen behängt ist und im Umherlaufen allerhand Gesichter schneidet. 4) Andere mit Armbrüsten und Pfeilen. Endlich hält der Zug still, einer der Bewaffneten tritt vor den Prinzen, schlägt zweimal seinen Kopf gegen den Boden, überreicht dann dem Prinzen eine Armbrust nebst einem Pfeil, den er auf Ranudo abschießt, der darüber erschrickt und fragt, was das bedeuten soll. Darauf antwortet der

Dolmetsch. Das ist so die Art, wie sich in Aethiopien Mannspersonen begrüßen.

(Darauf tritt ein Zweiter vor und schießt einen Pfeil auf Gusman, welcher vor Schreck umfällt und um Hülfe schreit. Der Hofnarr richtet ihn wieder auf und sagt: Gostuki, Gostuko, Gostuka.)

Gusman. Das war beim Henker nichts Honnetes; ein Spitzbubenstreich war das, auf einen unschuldigen Mann zu schießen!

Gonzalo (der den Prinzen vorstellt). Laham Tuibu, Secomta posi, la ham hubo, la hom haba.

Dolmetsch. Der Prinz äußert den Wunsch, daß Euer Wohlgeboren noch so viele Jahre leben mögen, als Meilen zur Sonne und Sandkörner auf dem Grunde des rothen Meeres sind.

Gusman (bei Seite). Die Sprache hat eine ausgezeichnete Kürze, die ist gut im Winter.

Don Ranudo (indem er den Hut lüftet). Ich danke Seiner Durchlaucht für Ihre Wünsche und wünsche Ihr ebenfalls den Segen des Himmels.

Dolmetsch (zum Prinzen). Allola.

Gusman (bei Seite). Das ist eine verwünschte Sprache, mit der läßt sich eine ganze Chronik auf eine Seite schreiben.

Gonzalo. Lacotrang hi li li.

Dolmetsch. Der Prinz sagt, daß er diese weite Reise lediglich deshalb unternommen hat, um sich mit einem hochadligen Hause zu verbinden, das der römischen Religion zugethan ist, und daß er deshalb Dero Tochter, Fräulein Maria, zur Gemahlin begehrt.

Gusman. Alle Wetter, was für eine bequeme Sprache! Wenn hi li li so viel heißt, so können sie ja in eine einzige Zeile eine spanische Litanei bringen, so lang wie die ganze Fastenzeit.

Don Ranudo. Ich nehme mit Vergnügen Seiner Durchlaucht Bewerbung an und übergebe Ihr meine Tochter zur Gemahlin.

Dolmetsch (zum Prinzen). Lalaks.

Gusman. Was mag er wol jetzt mit Lachs wollen?

(Don Ranudo führt seine Tochter vor und übergiebt sie dem Prinzen, bittet auch den Notarius, den Ehecontract aufzusetzen. Der Notarius setzt sich zum Schreiben, unterdessen schleicht sich der Hofnarr zu Gusman und zupft ihn unversehens an den Haaren.)

Gusman. Ach, Herr Dolmetsch, warum zieht der mich an den Haaren? Ich habe ihm ja doch nichts zu leide gethan?

Dolmetsch. Das hat nichts zu sagen, mein Freund, die

Hofnarren und Abyssinier sprechen nie anders als durch Zeichen; sprechen sie mit Höherstehenden, so bedienen sie sich derjenigen Art von Geberden, welche Poloki heißt, sprechen sie aber mit ihresgleichen, so bedienen sie sich wieder einer andern Art von Geberden, welche Hokipo heißt. Die Geberden, die er jetzt zu Euch machte, wollten so viel sagen: ich hoffe, wir werden gute Freunde miteinander.

Gusman. Der Henker hole die Freundschaft! Ist das Freundschaft, ehrliche Leute bei den Haaren zu zupfen, was will er denn da für Geberden machen, um seine Feindschaft kund zu geben?

(Der Hofnarr zupft ihn nochmals an den Haaren.)

Au, au, laß mich in Frieden, Du schwarzer Hund!

Dolmetsch. Durch diese letzte Geberde giebt er zu verstehen: wäre ich doch so glücklich, stets in Deiner Nähe zu sein.

Gusman. Das wünsche ich keineswegs, der Teufel mag in seiner Nähe sein; diese Art Leute nennen einen so lange gut Freund, bis man auf dem Platze liegen bleibt, und das heiße ich die Menschen mit Redensarten todt machen.

(Der Narr droht Gusman mit den Fäusten.)

Was Teufel meint er nur, daß er mir mit Fäusten droht?

Dolmetsch. Damit will er sagen, daß er Euch etwas von seiner Reise aus Mohrenland erzählen will.

Gusman. Ei was, Herr Dolmetsch, sagt ihm nur, ich wäre gar nicht neugierig; ehe der zur Hälfte fertig ist, hat er mir sämmtliche Knochen im Leibe zerschlagen. (Der Narr giebt ihm Nasenstüber.) Au, au, au!

Dolmetsch. Das heißt: nun fange ich an, meine Reise zu erzählen.

Gusman. Na, da muß ich nur auch Anstalten machen, Hokipo zu machen.

(Er zieht den Narren ebenfalls bei den Haaren, beide necken sich, bis sie endlich in Ernst zusammen gerathen, so daß sie auseinandergebracht werden müssen. Während dieser Balgerei wenden die übrigen vornehmen Personen sich an den Notarius, der inzwischen den Contract ausgefertigt hat und ihn jetzt zur Unterschrift vorlegt.)

Don Ranudo. Laßt den Prinzen mit meiner Tochter

zuerst unterschreiben, nachher unterzeichnen wir andern als Zeugen.

Dolmetsch. Nein, gnädiger Herr, im Mohrenlande sind wir das so gewohnt, daß Braut und Bräutigam zuletzt unterschreiben, und die andern lassen den Raum für ihren Namen offen.

Don Ranudo. Ein jedes Land hat seinen Brauch; so wollen wir zuerst unterzeichnen, da es dort so Mode ist.

(Alle unterschreiben ihren Namen, zuletzt auch Gonzalo als Prinz und Donna Maria. Die ganze Versammlung ruft Vivat, während die Trompeten blasen. Nachdem dies geschehen, wird der Contract vorgelesen.)

Notarius (liest). „Zwischen uns Endesunterzeichneten ist mit Zustimmung unserer Eltern und Anverwandten ein ewiges und unauflösliches Ehebündniß geschlossen worden, und zwar, wiewol dazu natürlicher Weise nichts erfordert wird, als die Uebereinstimmung derjenigen, die ihre Herzen solchergestalt mit reiflicher Ueberlegung zusammengeben, so haben wir doch weder das bürgerliche Gesetz, noch irgend sonstige Rücksichten vernachlässigen wollen, sondern haben vielmehr die Zustimmung unserer Verwandtschaft erlangt, welche gegenwärtigen Ehecontract gleichzeitig mit uns errichtet und unterzeichnet hat.

Gonzalo de las Minas.
Maria de Colibrados."

Don Ranudo. Wie? das ist Gonzalo de las Minas?!

Gonzalo (nimmt die Maske ab). Ja, allerdings, so heiße ich.

Don Ranudo. Ei, das ist ja ein Betrug, der exemplarisch bestraft werden muß!

Donna Olympia. Dieser Contract muß sofort vernichtet werden!

Notarius. Das geht durchaus nicht an; eine Ehe, welche dem Gesetze gemäß unter allgemeiner Einwilligung der Unterschrift vollzogen ist, kann nicht wieder vernichtet werden.

Donna Olympia. Hier ist ja aber Betrug und Falschheit im Spiele!

Notarius. Davon ist mir nichts bekannt; wir haben nichts gethan, was wir nicht thun durften.

Don Ranudo. Diese Ehe ist wegen Ungleichheit des Standes durchaus ungültig.

Notarius. Von solcher Ungleichheit sehen wir nichts, es ist ein Bündniß geschlossen zwischen zwei adligen Familien; ist jedoch eine Ungleichheit vorhanden, so besteht sie darin, daß Gonzalo ein armes Fräulein ohne Mitgift nimmt.

Donna Olympia. Meine Tochter stirbt lieber, ehe sie einen Mann heirathet, der nicht von demselben Stande ist wie sie.

Donna Maria. Ich sterbe lieber, ehe ich mich von einem Herzen reißen lasse, das ich so lange geliebt habe.

Donna Olympia. Wolan, Don Ranudo, so erkennen wir sie nicht mehr als unsere Tochter und enterben sie!

Pedro. Da ist ja aber nichts zu erben, gnädiger Herr, als blos der schwarze Mantel, den Ihr vorhin anhattet.

Donna Olympia. Ah, Du Spitzbube gehörst also, wie ich merke, ebenfalls mit zur Bande? Rasch, Leonora, rufe uns jemand zu Hülfe!

Leonora. Das kann ich nicht thun, gnädige Frau, weil ich ebenfalls mit zur Bande gehöre und der Ueberzeugung lebe, daß die ganze Stadt sich über diese Intrigue freuen wird.

Gusman. Pfui, über diese Leonora, die sie nun doch zusammengekuppelt hat! Ich dachte wahrhaftig nicht anders, als es wäre ein Mohrenprinz.

Donna Olympia. Die Heirath ist nicht allein null und nichtig, sondern Ihr sollt auch für diese Betrügerei exemplarisch bestraft werden.

Gonzalo. Die Heirath hat ihre vollständige Richtigkeit, indem ich nicht nur die Zustimmung der Braut, sondern auch die Unterschrift ihrer Eltern habe.

Don Ranudo. Ich rufe mein sämmtliches Gesinde zu Zeugen, wie es hier zugeht.

Pedro. Ich kann nur bezeugen, daß hier eine Vermählung stattgefunden hat.

Leonora. Und ich kann nur bezeugen, daß das gnädige Fräulein Gonzalo schon seit Langem liebt.

Notarius. Kinder stehen allerdings unter Gewalt der Eltern und sind ihnen unbedingten Gehorsam schuldig, so lange die Eltern sich gegen sie betragen, wie es sich gehört und bei völligem Verstande sind; wo dies jedoch nicht der Fall ist, da weiß das spanische Gesetzbuch auch von solcher Gewalt nichts, gemäß dem Artikel: Si furiosus etc.

Don Ranudo. Sind wir etwa unseres Verstandes verlustig gegangen? Fragt meine Tochter und mein Gesinde, ob wir irgend etwas gethan haben, weshalb man uns den Verstand absprechen kann!

Donna Maria. Und doch, theuerste Eltern, vermag ich nicht einzusehen, wie es mit der gesunden Vernunft übereinstimmen soll, lieber mit sammt seinen Kindern zu verhungern, als eine Verbindung eingehen mit einem so ehrenwerthen Herrn wie Gonzalo.

Pedro. Ich bin ebenfalls der Meinung, der gnädige Herr und die gnädige Frau sind nicht richtig im Kopfe.

Leonora. Ich kann ihnen ebenfalls kein besseres Zeugniß ausstellen.

Gusman. Bei Verstand schienen der gnädige Herr und die gnädige Frau mir allerdings zu sein, aber so ein halb Dutzend Schrauben ist, um die Wahrheit zu sagen, doch wol los.

Notarius. Hier hört Ihr das Zeugniß Eurer Dienerschaft, dessen es doch in dieser Angelegenheit gar nicht bedarf; denn zum Ueberfluß kann ich Euch versichern, daß die ganze Stadt derselben Meinung, und daß alles, was geschehen, mit obrigkeitlicher Zustimmung geschehen ist.

Donna Olympia. Ach, theurer Ranudo, laß uns ins Kloster gehen!

Leonora. Und wir wollen hingehen und Hochzeit halten.

Eugenia. Ach, daß ich doch auch erst so weit wäre!

Anmerkungen.

Hexerei oder Blinder Lärm.

Die Veranlassung zu diesem Stücke — dem achtzehnten in der jetzt üblichen Reihenfolge der Holbergschen Lustspiele; es erschien zuerst 1731 im Druck, erlebte jedoch erst 1748 seine erste Aufführung — hat der Dichter größtentheils einem Ereigniß entnommen, das sich kurz zuvor in dem Städtchen Thisted in Jütland zugetragen. Dem Prediger dieses Städtchens nämlich, einem Magister auf Björn, war von einer reichen Bürgersfrau der Stadt aus irgend einem Grunde die Hand ihrer Tochter verweigert worden. Um sich für diese Zurücksetzung zu rächen, hatte er die Frau als Hexe ins Geschrei gebracht, und zwar mit solchem Erfolge, daß, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, auch verschiedene andere Frauen der Stadt sich freiwillig für besessen ausgaben, bis zuletzt die halbe weibliche Einwohnerschaft von Geistern und Erscheinungen geplagt war. Ein paar muthwillige Studenten, die an dem tollen Treiben ihren Spaß hatten, vermehrten dasselbe noch durch listige Veranstaltungen und brachten es auf die Art endlich dahin, daß die Gerichte, den Bischof Bircherod in Aalborg an der Spitze, sich gemüßigt fanden einzuschreiten. Wirklich wurde eine der unglücklichen Frauen als Hexe zum Feuertode verurtheilt, sie appellirte jedoch, und König Friedrich IV. war einsichtig und vorurtheilsfrei genug, nicht nur das Urtheil zu kassiren, sondern auch die unverständigen Richter, die es gefällt hatten, zur Verantwortung zu ziehen. Dasselbe geschah auch dem Bischof, der sich infolge dessen „eine Commission darüber ausbat". So kam die Sache schließlich an die medicinische Facultät zu Kopenhagen, die eine „ausstudirte Betrügerei" darin erkannte, worauf die Urheber derselben gehörig bestraft, die Akten des übrigen Processes aber beiseite gelegt wurden. — Außer diesem Erlebniß wurde auch

Scarrons berühmter „Roman comique“, ein Lieblingsbuch der damaligen Zeit, benutzt; die Doctormaschine, die solche großen verhängnißvollen Rollen in dem Stücke spielt, ist aus „La fille de bon sens“ im IV. Band des Théâtre Italien entnommen.

Um übrigens die Bedeutung des Stückes recht zu würdigen, muß man sich erinnern, daß zur Zeit seiner Abfassung der Glaube an Hexen noch keineswegs völlig ausgerottet und beseitigt war. Allerdings hatte Balthasar Bekker seine berühmte „Betoverde Weereld“, die auch Holberg offenbar nicht unbekannt gewesen, bereits 1691 erscheinen lassen, und auch Thomasius hatte dem Hexenunwesen bereits mit Erfolg den Krieg erklärt; doch fehlte noch viel, daß diese aufgeklärten und geläuterten Ansichten bereits die Masse des Publikums durchdrungen, und gehörte somit ein mehr als gewöhnlicher Muth dazu, einem Lieblingswahn desselben so entschieden und mit so scharfen Waffen entgegenzutreten, wie es in diesem Stücke geschieht.

Gleichwol hat dasselbe auf der Bühne niemals besonderes Glück gemacht; in den 21 Jahren von 1748 bis 1769 wurde es nur neunmal aufgeführt, und auch als es später, zu Ende des Jahrhunderts, aufs neue auf die Bühne gebracht ward, vermochte es sich nicht zu behaupten.

Seite 10. Erster Akt, zweite Scene: „Monsieur Glaubegern.“ Im Text heißt es „Godtroe“ d. i. leichtgläubig. Ebenso heißt der in der 4. Scene auftretende „Wahnschlucker“ eigentlich „Glaubfresser“, wie auch noch die alte Uebersetzung hat; „Wahnschlucker“ findet sich zuerst bei Oelenschläger, und glauben wir uns seinem Vorgang anschließen zu dürfen.

Seite 11. Ebendaselbst, dritte Scene: „Mariager“, ein Stadttheil von Kopenhagen.

Seite 13. Ebendaselbst, vierte Scene: „Zum Herrn Niels laufen.“ Herr Niels ist natürlich der Prediger.

Seite 16. Ebendaselbst, sechste Scene: „Ein Stück aus dem italienischen Theater.“ Er meint das von Holberg so vielfach benutzte Théâtre Italien des Gherardi; der Doctor Boloardo steht im IV. Band desselben und ist identisch mit „La fille de bon sens“.

Seite 17. Ebendaselbst: „Mit der Doctormaschine.“

Die Doctormaschine war eine Vorrichtung, sich scheinbar nach Belieben groß und klein zu machen; sie kam in den damals so beliebten Arlekinaden häufig zur Anwendung und spielt namentlich in dem schon mehrfach erwähnten „Doctor Boloardo“ oder „La fille de bon sens“ eine große Rolle.

Seite 15. Ebendaselbst, siebente Scene: „Hans Franzen.“ Der Held des Holbergschen „Jean de France“; vgl. Band I unserer Auswahl. Daß derselbe im Personenverzeichniß doppelt aufgeführt wird, einmal als „Hans Franzen“ und dann wieder als „Jean de France“ (vgl. Akt V, Sc. 4), ist eine bloße Nachlässigkeit des Autors, der auf diese Aeußerlichkeiten ungemein wenig Werth legt.

Seite 27. Zweiter Akt, vierte Scene: „Falls noch einige solcher Vogel Greifs kommen.“ Vgl. die Anmerkung zu „Jeppe vom Berge“, V. Akt 4. Sc.; Bd. I, S. 201.

Seite 28. Ebendaselbst, fünfte Scene: „Einen Stahl in der Tasche.“ Ein Stück Eisen oder Stahl bei sich zu tragen, galt für ein sicheres Mittel, etwaige Bezauberungen abzuwenden.

Seite 29. Ebendaselbst: „Ein Auge auszuschlagen.“ Vgl. die Anmerkung zur „Wochenstube“, Akt IV, Sc. 6; Band II, S. 223 der vorliegenden Bearbeitung.

Seite 33. Ebendaselbst: „Er spricht nicht übel Deutsch.“ Da die Kenntniß der deutschen Sprache damals in Dänemark, namentlich in Kopenhagen sehr verbreitet war, sogar noch verbreiteter als jetzt, so ließ sich dies allerdings leicht prophezeien.

Seite 55. Vierter Akt, vierte Scene: Wie Jean de France sind auch Geert Westphaler und der politische Kannegießer Personen aus Holbergs eigenen Stücken; ersterer ist der Held eines dreiaktigen Lustspiels „Hans Westphaler oder der geschwätzige Barbier“, das lange Zeit zu den beliebtesten des Verfassers gehörte und noch ganz neuerdings von Eduard Devrient in Karlsruhe in modernisirter Gestalt auf die Bühne gebracht ward.

Seite 57. Ebendaselbst, fünfte Scene: Ueber „von Quoten“ vgl. die Einleitung zum „Ulysses von Ithacia“. Im Original spricht Quoten halb deutsch, halb dänisch, was wir hier möglichst wiederzugeben versucht haben. Etwas Aehnliches findet später beim Auftreten Geert Westphalers statt, doch ist es hier

minder ausgeprägt, und hat der Uebersetzer diesen Zug daher fallen lassen.

Seite 58. Ebendaselbst: „Wie in der Komödie von Adam und Eva." Die Geschichte des Sündenfalls war schon zur Zeit der kirchlichen Spiele ein sehr beliebter Gegenstand gewesen und hatte sich als solcher auch auf die Hanswurstkomödie sowie auf die Oper vererbt.

Seite 60. Ebendaselbst, siebente Scene: „Die Finnen." Die Finnen, als Bewohner Norwegens, das damals noch zu Dänemark gehörte, standen und stehen noch heute im Ruf, besonders geschickt in Zauberkünsten und Beschwörungen zu sein.

Erasmus Montanus.

Gegenwärtig das zweiundzwanzigste in der herkömmlichen Reihenfolge, erschien dieses Stück, wiewol bereits in der Vorrede zur ersten Ausgabe von 1722 als fertig erwähnt, erst 1731 in Druck. Zur Aufführung gelangte es erst 1748, fand jedoch damals wie später beim Publikum nur geringen Anklang. Ueber die Beziehungen des Stücks zu Holbergs eigenem Leben, insbesondere zu den Erfahrungen, die er während seines Aufenthaltes in Christiansand gemacht, vergl. die Einleitung zu Bd. I unserer Auswahl. Interessante Parallelen, die tiefere Bedeutung des Stücks betreffend, giebt Steffens im II. Band seines „Was ich erlebte". — Die erste Anregung zum „Erasmus Montanus" will Holberg selbst durch Aristophanes' „Wolken" erhalten haben; doch wird dies wol nur auf sehr vereinzelte Züge zu beschränken sein, während das Ganze vielmehr die selbständige Schöpfung und das freie Eigenthum des Dichters selbst ist.

Denselben Gegenstand, nämlich die Verspottung der gelehrten Pedanterie, hat Holberg dann viele Jahre später noch in einem zweiten Stück behandelt; dasselbe betitelt sich „Der Philosoph in der eigenen Einbildung" und ging erst im August 1754, also erst nach Holbergs Tod (Januar 1754) zum ersten Mal über die Breter.

Seite 83. Erster Akt, erste Scene: „Da wir nicht einmal zu den Universitätsbauern gehören." Er meint

die Bauern auf den der Universität gehörigen Gütern, dieselben, die der Dichter anderwärts auch wol „gelehrte Bauern" nennt; vergl. die Anmerkung zu „Jean de France", Akt I, Sc. 1, im Bd. I, S. 195 unserer Auswahl.

Seite 84. Ebendaselbst, Zweite Scene: „Aber vorher Küster." Es war dazumal in Dänemark nichts Ungewöhnliches, daß Kandidaten der Theologie, denen es nicht glücken wollte eine Pfarre zu finden, sich einstweilen, in Erwartung eines Besseren, als Küster durchbrachten; Peter, der dasselbe Schicksal gehabt hat und selbst schon seit so vielen Jahren Küster ist, möchte gern ein Gesetz daraus machen, damit es anderen nicht besser geht, als es ihm ergangen.

Seite 84. Ebendaselbst: „Die ganze Aurora." Ein damals beliebtes Schulbuch, aus dem die dänische Jugend die Elemente der lateinischen Sprache erlernte.

Seite 85. Ebendaselbst: „Die Russen gekommen." Daß die dänischen Studenten „Russe" nennen, was bei uns „Fuchs" heißt, wurde bereits zum „Elften Juni", Akt II, Sc. 1 (im II. Bändchen dieser Sammlung, S. 220) bemerkt.

Seite 85. Ebendaselbst: „Wo sie Salz und Brod kriegen." Er meint die Deposition oder (nach dem heutigen Sprachgebrauch) Inscription der Studenten; vergl. die Anmerkung zu der vorstehend citirten Stelle des „Elften Juni", S. 220.

Seite 86. Ebendaselbst, dritte Scene: „Von der Slagelser Schule." Die Gelehrtenschule zu Slagelse galt damals für eine der besten im Lande.

Seite 86. Ebendaselbst: „Paul Finkeljochen." Finkeljochen war damals in Dänemark wie noch heute in gewissen Theilen von Deutschland ein scherzhafter Beiname des Branntweins.

Seite 87. Ebendaselbst, vierte Scene: „Latein fürs Haus." Im Text ist von „Klosterlatein" die Rede, in dem Sinne, wie wir von Apotheker- oder Küchenlatein sprechen. Ebenso heißt es weiterhin „Klosterleinwand", d. i. Leinwand, die auf den ehemaligen Klostergütern gesponnen werden. Um das Wortspiel nicht ganz verloren gehen zu lassen, hat der Uebersetzer sich zu einer kleinen Abweichung genöthigt.

Seite 88. Ebendaselbst: „Saxo Grammatica." Vergl. die Anmerkung zum „Elften Juni", Akt III, Sc. 6 in Bd. II, S. 220 unserer Sammlung.

Seite 88. Ebendaselbst: „Donat." Der bekannte, auch

bei uns sprüchwörtlich gewordene lateinische Grammaticus, der das ganze Mittelalter hindurch bis in die moderne Zeit hinein als Grundlage des lateinischen Unterrichts benutzt ward.

Seite 89. Ebendaselbst: „Bei unserer Frauen Schule.“ Das berühmteste und besuchteste Gymnasium des damaligen Kopenhagen.

Seite 115. Dritter Akt, fünfte Scene: „Auf dem Kieler Umschlag.“ Ueber den Kieler Umschlag siehe die Anmerkung zu „Jean de France“, Akt IV, Sc. 7 in Bd. I, S. 198 dieser Sammlung. Für einen Inseldänen war übrigens eine Reise nach Kiel damals schon ein ansehnliches Unternehmen, und so will Jeronimus sich mit dieser Anführung als gereister Mann erweisen, dem über dergleichen Dinge wol ein Urtheil zusteht.

Seite 130. Vierter Akt, vierte Scene: „Doctor Arendt Hvitfeldts Chronik.“ Vergl. die Anmerkung in Bd. II, S. 220 zum „Elften Juni“, Akt III, Sc. 6.

Seite 133. Fünfter Akt, erste Scene: „Aber wie will der Herr Lieutenant ihn zum Soldaten machen? Er ist ja Student.“ Wie in Deutschland und überhaupt in ganz Europa, waren damals auch dänische Studenten durch ihren Stand vor dem Militärdienst geschützt.

Don Ranudo de Colibrados.

„Don Ranudo de Colibrados oder Armuth und Hoffart“ (Fattigdom og Hoffaerdighed) ist das dreißigste in der Reihenfolge der Holbergschen Stücke. Zwar nach der Vorrede zur ersten Ausgabe seiner Komödien vom Jahre 1723 war es schon damals fertig; dennoch vergingen mehr als 20 Jahre, bevor es in die Oeffentlichkeit trat, indem es erst 1745 gedruckt ward und erst 1748 zur Aufführung gelangte. Allem Vermuthen nach geschah es absichtlich, daß der Verfasser sein Stück so lange zurückhielt. Dänemark selbst wimmelte damals von armen Edelleuten; das Laster des Hochmuths und der thörichten Rangsucht, obenein bei mangelnden Mitteln, das er darin verspottet, war sehr verbreitet und erfreute sich sehr hohen und sehr einflußreichen Schutzes, so daß die Verhöhnung desselben dem Verfasser nothwendig zahlreiche und mächtige Gegner erwecken

mußte. Adelserhebungen bildeten damals eine Lieblingsbeschäftigung der dänischen Könige; namentlich seit einem Edict Christians V. vom Jahre 1679, durch welches allen Hofbedienten, einschließlich der Professoren, der Adel beigelegt, den Bürgerlichen aber wenigstens Hoffnung auf den Adel eröffnet worden war, hatte eine allgemeine Sucht nach Rangauszeichnung und Titelwesen sich der mittleren Klassen zu bemächtigen angefangen, während die neugebackenen Edelleute selbst immer hochmüthiger und anmaßender auftraten. Der Hof allerdings wußte sehr wohl, was er damit bezweckte: an jedem neuen Adelspatent haftete eine ansehnliche Steuer, und so besaß man also in diesen Rangerhöhungen ein ebenso bequemes wie ausgiebiges Mittel, die ewig leeren königlichen Kassen zu füllen. Erst als unter Friedrich V. (seit 1746) wenigstens ein Nachlaß in diesem Unwesen eintrat, wagte Holberg, indem er jetzt überhaupt nach zwanzigjähriger Unterbrechung sich zuerst wieder der Bühne zuwandte, sich mit dem früh entworfenen Stücke hervor.

Dieselbe Rücksicht veranlaßte ihn ohne Zweifel auch, die Scene des Stücks, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, in die Fremde, nach Spanien zu verlegen, das allerdings durch seine Rang- und Titelsucht, als das Mutterland des damaligen Ceremoniels, sowie durch seinen zahlreichen, meist heruntergekommenen Adel schon damals sprüchwörtlich geworden war, wie dies auch in dem Stücke selbst mehrfach erwähnt wird; der Spott erschien zahmer, die Satire milder, indem sie sich nicht unmittelbar gegen die Landsleute des Dichters, sondern gegen jene spanischen Granden, die Genossen eines Don Quixote, richtete, welche durch ihren Hochmuth und ihre Mittellosigkeit das Gelächter Europa's erregten.

Dennoch machte das Stück auf dem dänischen Theater verhältnißmäßig nur geringes Glück; am 20. August 1752 zum ersten Mal aufgeführt, erlebte es in den nächstfolgenden zwanzig Jahren nur dreizehn Vorstellungen, um bald darauf gänzlich zu verschwinden. Desto größeres Glück dagegen hat es in Deutschland gemacht, sowol n der alten Dethardingschen Uebersetzung, in der es auch vielfach nachgeahmt ward, als namentlich in der (sehr willkürlichen) Bearbeitung, welche Kotzebue im Jahre 1801 davon veröffentlichte und die, getragen durch Darsteller wie Iffland, Wurm &c., längere Zeit hindurch sich als ein Lieblingsstück der Zeit behauptete.

Die Form des Stücks anlangend, ist dieselbe, einzelne Scenen und Einfälle aus der „Intrigue d'Arlequin“ in Gherardi's Théâtre

Italien abgerechnet, Holbergs Eigenthum in einer Ausdehnung, wie kaum ein zweites seiner Stücke, so daß es auch in dieser Hinsicht eine besondere Beachtung verdient.

Was endlich den Titel anbetrifft („Don Ranudo de Colibrados"), so ist „Don Ranudo" ein Anagramm von: „O Du Narr", der Name „Colibrados" dagegen soll seinen Ursprung einem Einfall König Friedrichs IV. (starb 1730) verdanken. Dieser König nämlich war zwar mit Adelserhebungen auch nichts weniger als sparsam; dennoch, als einst ein reichgewordener Koch in Kopenhagen sich um das Adelspatent bewarb, soll der König ihn gefragt haben, wie er sich denn eigentlich als Edelmann zu nennen gedenke, ob etwa „Herr von Kohl und Braten"? Doch wird von Anderen, und wie es scheint mit gutem Grund, die Echtheit der Anekdote in Abrede gestellt.

Schließlich sei noch erwähnt, daß Holberg denselben Gegenstand noch in einem zweiten Lustspiel behandelt hat; dasselbe betitelt sich „Die edle Ehrsucht" (Den honette Ambition) und war lange Zeit ein Lieblingsstück des dänischen Publikums.

Seite 146. Erster Akt, zweite Scene: „Gehen Sie so allein, ohne Hofmeisterin?" Einer von den nicht allzu häufigen Zügen, durch welche Holberg das Kostüm seines Stücks zu localisiren sucht; denn bekanntlich gingen bis vor Kurzem Damen von einigem Range in Spanien niemals ohne Begleitung einer Duenna oder Aja aus.

Seite 150. Ebendaselbst: „Du bist gerade der rechte Mann zum Kalenderschreiben." Im Text ist von „Almanachen" die Rede; der Dichter meint jene halb politischen, halb kabbalistischen Flug- und Gelegenheitsschriften, in denen den Weltbegebenheiten das Horoskop gestellt ward, und die sich beim damaligen Publikum großer Beliebtheit erfreuten.

Seite 191. Vierter Akt, erste Scene: „Nimmt man ja doch schon in dem „Bürger als Edelmann" Anstoß daran." „Le bourgeois gentilhomme", ein ebenso bekanntes wie beliebtes Lustspiel von Molière.

Inhalt.

Druck vom Biliographischen Institut (M. Meyer) in Hildburghausen.

Druck vom Bibliographischen Institut (M. Meyer) in Hildburghausen.

Holberg, Ludvig,

Ludwig Holberg's ausgewählte Komödien

Bd.: 4

Hildburghausen (1868)